This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,020,329

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

[redacted] Morris
1893

G. S. Morris
1871.

Aesthetische und historische Einleitung

nebst

46232

fortlaufender Erläuterung

zu

Goethe's Hermann und Dorothea.

Von

Dr. L. Cholevius,
Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium
zu Königsberg i. Pr.

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Goethe.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1863.

7253

838
G6
H50
C547

Vorwort.

In meiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (2 Bde, 1854—56) habe ich zu zeigen versucht, wie unsere Dichtung bei ihrer fortschreitenden Entwickelung von den ältesten Zeiten her bis zur Gegenwart sich um zwei Gegensätze bewegt hat, die in jeder Periode, wenn auch unter anderen Namen und in verschiedenen Beziehungen, wiederkehrten. Das Romantische und das Antike, Natur und Kunst, das Reale und das Ideale traten abwechselnd mit größerer oder geringerer Klarheit und Kraft hervor, indem Eins das Andere zu verdrängen bestrebt war, bis zuletzt in dem Zeitalter Schiller's und Goethe's mit einer tieferen Erfassung dieser Gegensätze zugleich eine Verschmelzung derselben gelang und eben durch eine solche Ausgleichung das Höchste hervorgebracht wurde, was bisher dem dichterischen Geiste unserer Nation zu leisten beschieden war. Die moderne Kritik will diese Wahrheit nicht durchweg anerkennen, die modernen Dichter haben jenen Bund der Kräfte, welche mit solchem Erfolge zusammengewirkt, wieder aufgelöst, und so war es mein Wunsch, mit dieser Arbeit über Hermann und Dorothea an einem besondern Beispiele darzuthun, wie einem so vorzüglichen Werke aller Adel und Reiz der ächten Schönheit wirklich nur

dadurch zu Theil geworden ist, daß der Dichter sich seinem idealen Kunstsinn nicht von der Natur trenn und daß er umgekehrt die Natur nicht ohne das durc gebildete Bewußtsein des Künstlers darstellte.

Außerdem habe ich mich als Schulmann angere gefühlt, zur Erklärung solcher Schöpfungen der vate ländischen Poesie, die vornehmlich der deutschen Jugei gehören, meinen Beitrag zu liefern. Die classische Ph lologie steht in den Gymnasien an der Spitze der Unte richtsgegenstände; den alten Schriftstellern soll die Ju gend hauptsächlich ihren Fleiß, ihre Kräfte, ihr Herz un ihre Gedanken widmen. Gegen diese Einrichtung habe ic am wenigsten etwas einzuwenden, da auch nach meine Ueberzeugung nächst der Religion kein anderes Bildungs mittel mit derselben Tiefe und Vielseitigkeit wie das Stu dium der Alten den Geist des Jünglings zu wahre Menschenwürde zu erziehen vermag. Doch wir lebei nicht mehr im Alterthume, wir sind nicht Griechen oder Römer. Allerdings sollen wir vor Allem Menschen sein und die Erziehung des Menschen zum Menschen ist der schöne Zweck der Humanitätsstudien, aber wir sind Men- schen, denen Abstammung und Geschichte, denen das Zeit- alter mit Dem, was es als das Ergebniß vieler Jahr- hunderte geworden ist und was es für die Zukunft werden soll, ein besonderes Gepräge aufdrückt und eine besondere Lebensbahn vorzeichnet. Wie die Cultur der alten Welt von den neueren Völkern zwar aufgenommen, aber nach höheren Gesichtspunkten umgestaltet und fortgeführt ist, so muß auch die classische Philologie eine Ergänzung erhalten. Ohne die Bekanntschaft mit dem Alterthume ist kein gründliches Verständniß der neueren Cultur möglich,

weil diese mit ihren Wurzeln in das Alterthum zurückreicht, ebenso verliert sich jedoch auch die Philologie in ein unlebendiges Schulwissen, wenn nicht ihre Erkenntnisse mit dem geistigen Leben der neueren Zeit in Verbindung treten. Ist es nicht eine Thatsache, daß vielleicht die meisten Schüler einen alten Autor zum letzten Male beim Abiturientenexamen in der Hand haben und sich gar bald ihren zehnjährigen Verkehr mit Grammatik und Lexikon wie einen bösen Traum aus dem Sinne schlagen? Eine gewichtige Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Schule es versäumt hat, ihnen durch eine stete Hinweisung auf den genetischen Zusammenhang des Alten und des Neuen zu der Ueberzeugung zu verhelfen, daß ihre Beschäftigung mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern nicht bloß zum Verständniß einer grauen Vorzeit diente, da diejenigen Männer, welche der Kunst und Wissenschaft ihre gegenwärtige Gestalt verliehen, durch dieselben Studien in ihrem Streben wesentlich gefördert wurden. Es ist aber jener Zusammenhang zwischen dem Alterthume und der neuen Welt nirgends deutlicher wahrzunehmen und an wichtigeren Gegenständen sichtbar, als in dem Bildungsgange der deutschen Literatur. Ein gründlicher Unterricht in derselben ist eine naturgemäße Ergänzung der classischen Philologie, und diese versteht sich schlecht auf ihren Vortheil, wenn sie, um auf einem isolirten Gebiete zu walten, nicht allein selbst das Alterthum nur aus dem Alterthum erklärt, sondern auch in dem Studium der deutschen Poesie einen überflüssigen Zierrath sieht, den sich die Schule nur aus Nachgiebigkeit gefallen läßt.

Der deutsche Unterricht hat außerdem seinen wichti-

gen nationalen Beruf. Er ist mit Ausnahme einzelr
Theile der Geschichte das einzige Fach, welches die der
sche Jugend unmittelbar mit dem Leben und Wesen ihr
Nation bekannt macht. Er giebt dem Schüler die geliek
Heimat wieder, während ihn die anderen Wissenschaft
in fremde Länder oder in das allgemeine abstracte Rei
des Geistes führen. Der vertrautere Verkehr mit de
hochbegabten und edeldenkenden Männern, die voll vate
ländischen Gefühls das Beste, was ihr Nachdenken er
sonnen und ihr Herz empfunden, zur Ehre und Freud
ihres Volkes in den anmuthigen Formen der Kunst aus
sprachen, kann ihn nicht gleichgültig lassen. Er wird di
Sprache der Väter, deutschen Sinn, deutsche Bildung un
Kunst, er wird jene Männer selbst, welche in mühevollen
Ringen so köstliche Schätze aus der Tiefe des Volksgeistes
an das Licht gefördert, mit treuer kindlicher Anhänglich-
keit achten und lieben lernen. Hätte man einige Jahr-
hunderte hindurch den edelsten Theil der griechischen
Jugend bis zum zwanzigsten Jahre vornehmlich mit
hebräischer, ägyptischer, indischer Sprache und Literatur
beschäftigt, so hätte Hellas, davon abgesehen, daß die alte
Welt auch sonst eine andere Geschichte haben würde,
niemals eine Kunst und Literatur von so scharfem natio-
nalem Gepräge erschaffen. An dem Geiste unserer Jüng-
linge arbeitet ohne Unterlaß das Lateinische und das
Griechische, das Französische und das Englische. Welchen
Schaden haben wir aber schmerzlicher zu beklagen als den
Mangel an Nationalgefühl, welcher seit Jahrhunderten
der Wohlfahrt und Ehre der deutschen Lande die tiefsten
Wunden geschlagen? Erschwert man durch unbillige Be-
schränkung der Mittel dem deutschen Unterrichte seine

Wirksamkeit, so zerschneidet man damit das stärkste, fast das einzige Band, welches die deutsche Schule und die deutsche Jugend an das Vaterland knüpft. Man versteckt sich umsonst hinter den Einwand, daß die deutsche Literatur so Vieles enthält, was kennen zu lernen der Jugend nicht gut thut; auch aus der nicht minder gefährlichen altclassischen Literatur hat man erst einen passenden Lehrstoff aussondern müssen.

Wie verlautet, geht man damit um, der altdeutschen Grammatik in den Schulen Raum zu schaffen. Möchte es nur nicht auf Kosten der neueren Literatur geschehen. Denn wenn nur Eins gewählt werden darf, so ist es für die Jugend weit ersprießlicher, sich mit der lichten Prosa eines Lessing und Goethe oder mit der feurigen Rede eines Herder und Schiller, als mit der Sprache des Nibelungenliedes in Zusammenhang zu fühlen, und Niemand sollte das höhere Geistesleben, welches uns aus den Werken dieser und anderer neuer Schriftsteller zuströmt, der Ehrfurcht für unser deutsches Alterthum aufopfern wollen. Die Schule machte sich alsdann zum zweiten Male jener Einseitigkeit schuldig, mit der man einst Homer durch das Nibelungenlied zu verdrängen beabsichtigte. Von den Schöpfungen der neueren Poesie verdienen aber diejenigen, welche in dem Zeitraume des classischen Idealismus entstanden sind, eine vorzügliche Beachtung. Denn sie haben an sich einen hohen Werth und ferner sind sie gerade wegen ihrer antiken Seite recht geeignet, in dem Bewußtsein des Jünglings, welcher mit seinen Studien in der alten, mit seinen Interessen dagegen in der neuen Welt heimisch ist, die Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart herzustellen, in seine Kenntnisse

Einheit und Leben, ja sogar in seine Beschäftigung mi den Alten selbst einen frischen Schwung zu bringen, wenn er erkennt, daß Griechen und Römer noch so mächtig in die Cultur der jüngsten Zeitalter eingegriffen.

Diese Erwägungen haben mich veranlaßt, eine Erläuterungsschrift über Hermann und Dorothea abzufassen, und ich hoffe, dieselbe wird sowohl den Freunden der Literatur als besonders der Schule willkommen sein. Denn welcher Lehrer, dem es am Herzen liegt, daß der deutsche Unterricht jenen Zwecken nachstrebt, hätte nicht täglich Anlaß, die übergroße Sparsamkeit zu beklagen, mit der man bei der Vertheilung der Lehrstunden in Betreff seines Faches zu Werke gegangen? Daher wird er kein irgend brauchbares Hülfsbuch verschmähen, welches seine Erklärung der vaterländischen Dichtungen wirksamer machen und auch die Schüler selbst zum eigenen liebevollen Studium derselben anregen und in Stand setzen könnte.

Bei der Behandlung meiner Aufgabe bin ich von folgenden Ansichten ausgegangen. Man hat die Jugend darauf hinzuführen, daß das Gedicht, welches sie liest, ein Gebilde des erfindenden und gestaltenden Geistes, daß es ein Werk der Kunst ist. Unzählige Male machen wir die Erfahrung, daß der Schüler von der eigentlichen Arbeit des Dichters keine richtige Vorstellung hat und auch nur mit Mühe zu einer solchen gelangt. Wenn die Ereignisse so recht natürlich auf einander folgen, wenn die Reden und Handlungen der Personen mit ihren Charakteren übereinstimmen, wenn Zeit, Ort und Umstände den Thatsachen gemäß sind, kurz wenn das dichterische Bild mit dem wirklichen Leben eine täuschende Aehnlichkeit

hat, so liegt die Meinung nahe, es sei Alles mit dem Talente abgethan, für diese Dinge, die sich mit solcher Leichtigkeit vor unsern Augen entwickeln, nur unter den erschwerenden Bedingungen des Versmaßes und des Reimes die schönen Worte zu finden. Niemand kommt von selbst darauf, sich zu fragen, ob nicht diese und jene Scene fehlen oder eine ganz andere Gestalt haben könnte, warum der Dichter seinen Personen gerade diese und keine anderen Grundsätze und Sitten geben mußte. Niemand stellt es sich als möglich vor, daß der Dichter so Manches zehnmal überdachte, zehnmal umarbeitete und endlich vielleicht dennoch verwarf. Ich lasse daher, wenn wir etwa ein Drama lesen, die Schüler bisweilen das Buch aus der Hand legen und nach dem, was das Gedicht bis dahin mitgetheilt, den Inhalt einer Scene oder das, was die Personen nach ihrer Denkweise und unter dem Eindrucke eines Ereignisses mit einander zu verhandeln haben, im Voraus errathen, damit sie dann das Ergebniß ihres Nachdenkens mit dem, was der Dichter sagt, vergleichen. Schon diese einfache Uebung erweckt in ihnen die Ahnung, daß das Dichten ein bewußtes, von Kunstgesetzen geleitetes Erfinden ist. Dann entwickelt man bei erster Gelegenheit einige Grundbegriffe, um zeigen zu können, wie sie im weiteren Verlaufe den Gang der Darstellung bestimmen. Denn Alles mit einem Worte: man versteht nicht den Dichter, wenn man ihm nicht selbst nachdichtet. Es ist nicht genug, daß man eine fertige Schöpfung nach ihren Theilen betrachtet; man muß sich an den Schreibtisch des Dichters versetzen, man muß zusehen, wie das Werk nach und nach unter seiner Hand entsteht, wie sich jeder Theil ergänzend und vor-

bereitend zu dem andern gesellt, wie in jedem einzelnen Punkte der Gedanke den Stoff, das Schönheitsgesetz die Form beherrscht, bis der Schlußstein den ganzen Bau vollendet. Deshalb besteht der Haupttheil meiner Erklärungen darin, daß ich in jedem Abschnitte des Gedichtes den Inhalt entwickele, jedoch nicht bloß angebe, was geschieht und gesprochen wird, sondern darauf hinweise, wie die Handlung sich allmählich aus einer Reihe von Momenten zusammensetzt, die einander bedingen und zusammenwirken, wie die Charakteristik der Personen immer bestimmter und vollständiger wird, wie dabei die Ausführung des Einzelnen von dem Begriffe der Dichtungsgattung und von den Gesetzen der Darstellung beherrscht wird.

Die Erklärung hat ferner die Aufgabe, den Jüngling die sittliche Schönheit und den idealen Gehalt des in der Dichtung entworfenen Lebensbildes wahrnehmen zu lassen. Soll ihm dasselbe Geist und Herz erfüllen, soll es ihm für sein eigenes Denken und Wollen wie ein befreundeter Leitstern vor der Seele stehen, so ist dem Unwesen zu steuern, daß er nur liest, um die Phantasie mit einem gaukelnden Traume zu unterhalten und das Gemüth in eine unklare auf- und niederwallende Bewegung zu versetzen. Er muß die Charaktere, Handlungen und Zustände mit Bestimmtheit auffassen und in ihnen ein höheres Dasein gewahr werden. Man fürchte jedoch nicht, daß ich dabei jene luftigen Abstractionen im Sinne habe, welche alles Concrete in Ideen verflüchtigen. Goethe hat seine Personen nicht zu allegorischen Masken, die Erscheinungen nicht zu bloßen Symbolen machen wollen, um gewisse philosophische und culturhistorische Ansichten

mittels sinnlicher Merkzeichen auseinanderzusetzen. Ein solches Verfahren lag ihm in seiner besten Zeit sehr ferne. Er liebte es, Natur und Leben in ihrer frischen Wirklichkeit darzustellen; sie sind nicht wesenlose Schatten, sondern haben für sich eine bestimmte Existenz, wenn er auch das Einzelne auf ein Allgemeines, Höheres bezog. Wir folgen ihm hierin mit derselben Mäßigung. Wir werden seinen Phantasiebildern keine Ideen unterlegen, an die er selbst schwerlich gedacht, wir werden jedoch ebenso wenig die idealische Läuterung verkennen, durch welche auch der realistische Dichter, wenn er überhaupt ein Dichter ist, alles Stoffliche veredelt. So wollte Goethe selbst ohne Zweifel nicht bloß Personen mit diesen oder jenen Eigenschaften, sondern er wollte in diesen Personen das Wesen des Menschen zeichnen; er erzählt nicht, wie ein Jüngling mit dem Vater in Streit geräth und die Mutter den Frieden vermittelt, sondern er will den Familienbund nach seiner Gliederung und nach der heiligen Kraft der Kindes- und der Elternliebe darstellen; er schildert nicht eine Reihe wechselnder Abenteuer, sondern er zeigt, wie das Menschenherz in Freud und Leid, in Irrthum und Erhebung, in Hoffnung und Entsagung, in bangem Sorgen und in entschlossenem Handeln heranreift ꝛc. Indem so schon in dem Gedichte selbst das Individuelle stets auf ein Allgemeineres hinweist, stellen sich uns der Mensch und das Leben nicht mehr in einzelnen Beispielen, sondern in einer bedeutsamen Gesammtheit vor Augen und beide erscheinen hier in einer so herzerfreuenden, anregenden und edelen Gestaltung, daß sich wohl Niemand finden möchte, bei dem nicht mit der wachsenden Lebenskenntniß zugleich die Lust,

in froher Gemeinschaft mit den Brüdern, an den Zwecken des Daseins zu wirken, einen Zuwachs erhielte.

Endlich sind der Erklärung jedes Abschnittes noch einige besondere Bemerkungen beigefügt; sie betreffen Einzelnheiten des Inhaltes und der Darstellung, die in die Entwickelung der Handlung nicht gut aufgenommen werden konnten. Manches ist weiter ausgeführt, als es gerade das Verständniß einer Stelle erforderte; ich weiß jedoch sehr wohl, was ich damit gewollt. Man hat in jedem Fache Anlaß, so manches Wissenswerthe gelegentlich mitzutheilen oder zu besprechen, wofür es in dem Schulplane keine besondere Lehrstunde giebt. Ferner ist der Schüler, wenn er einen lateinischen oder griechischen Autor liest, an ein kleines Pensum gewöhnt, und man muß im Deutschen nicht das Zehnfache lesen wollen. Denn davon abgesehen, daß sich bei ihm der allerdings sehr wunderliche Irrthum einschleichen könnte, es müßten Dichtungen, die dem Unterrichte nur selten einen Anknüpfungspunkt darböten, auch so viel weniger Gehalt und Werth haben, ist diese Eile auch für die Hauptsache von bedenklichen Folgen. Will man nämlich den Schüler auf die Composition der Handlung, auf die Entwickelung der Charaktere, auf allgemeine Gesetze der Form aufmerksam machen, so gehört zu solchen Zusammenstellungen, daß bereits ein großer Theil des Gedichtes gelesen ist, und Manches kann erst zuletzt erschöpfend behandelt werden. Liest man nun rasch fort, indem man sich die Erläuterungen für besonders wichtige Punkte oder bis zum Schlusse aufspart, so wird man finden, daß der Schüler nicht mit Achtsamkeit gelesen; denn er hat vorher nicht wissen können, worauf er merken sollte, und

seine Erinnerung wird auch durch nichts unterstützt. Ganz anders ist es, wenn ihn eine fortlaufende Erklärung zum Verweilen nöthigt und ihm jede Stelle, wenn auch mitunter durch eine nebensächliche Einschaltung, wichtig macht. Außerdem ist es für Manchen ermüdend, immer bei der Stange zu bleiben. Er kehrt nach einer kleinen Abschweifung frischer zur Sache zurück, und wie den Einen dies, den Anderen jenes mehr anspricht, möchte man doch Jedem etwas geben. Es scheinen mir daher solche Excurse, wenn sie an sich Werth haben und nicht die Hauptsache verdecken, sogar den Endzweck zu fördern. Uebrigens habe ich nicht Vieles der Art aufgenommen und das Meiste steht mit dem Gedichte selbst in näherem Zusammenhange.

Natürlich wird man bei der mündlichen Erklärung den Schüler anleiten, dasjenige durch sein eigenes Nachdenken zu finden, was ein Buch nur in der Form der Mittheilung darbieten kann. Er muß dem Dichter Schritt für Schritt folgen lernen. Wie das Gedicht selbst sich aus Einzelnheiten zusammensetzt, so müssen sich seine Wahrnehmungen allmählich zur Auffassung größerer Theile und allgemeinerer Eigenthümlichkeiten der Darstellung ansammeln, worauf ihn zuletzt ein nach bestimmten Gesichtspunkten geordneter Rückblick veranlaßt, sich das Ganze zu vergegenwärtigen. Die heuristische Weise des Unterrichts bringt es mit sich, daß man ihn daneben über Manches zu Hause seine Meinung aufschreiben läßt. Wird das Gedicht zur Privatlecture gewählt, so sollte man überhaupt im Voraus eine Anzahl von Fragen zur schriftlichen Beantwortung aufstellen, was das beste Mittel ist, das bloße Lesen in ein aufmerksames und

ersprießliches Studium zu verwandeln. Es geschieht wol häufig, daß eine Charakteristik dieser oder jener Perso gefordert wird; das Gedicht bietet aber außerdem viel passende Themata dar, und wenn manches etwa für ein Monatsarbeit kein ausreichendes Material zu enthalte scheint, so könnte man ja mehre zugleich aufgeben. Auc zu diesen Uebungen findet sich in meinem Commentar ein Anhalt, da er durchweg solche Fragen behandelt und ich will, um diese Art ihrer Verwendung zu ver anschaulichen, einige derselben hiehersetzen.

1. Ob Hermann nach seiner ersten Unterredung mi Dorotheen wirklich in heiterer Stimmung nach Hause zurückkehren konnte.
2. Auf welche Eigenthümlichkeiten sein Benehmen im Hause des Kaufmannes, die seltsame Weise, wie sich sein Verdruß Luft machte, ferner sein Monate langes Schweigen von dem Begegnisse hindeutet und wes halb der Dichter es wagen konnte, ihn einmal eine lächerliche Rolle spielen zu lassen.
3. Worin sich seine patriotischen Reden im 4. und im 9. Gesange von einander unterscheiden.
4. Ueber die Lebensansicht, welche der erste Verlobte Do rotheens ausspricht, als er von ihr Abschied nimmt.
5. Ob Hermann durch die glänzende Erscheinung des jungen Republicaners in Schatten gestellt wird.
6. Was Dorothea erlebt hat, bevor sie in dem Gedichte auftritt.
7. Durch welche unscheinbare Tugend (die Dienstfertig keit) der Dichter hauptsächlich Dorotheen auszeichnet und weshalb es kaum möglich war, ihr ein höheres Lob zu ertheilen.

8. Was berechtigte den Vater zur Unzufriedenheit mit Hermann und woraus ergiebt sich, daß er gleichwohl an dem braven Sohne seine Freude hatte.
9. Inwiefern derselbe ein wahrhaft großes Opfer brachte, als er Hermann's Wünschen nachgab.
10. Nach Dorotheens Worten gebührt der Frau die Gewalt im Hause. Daß Hermann's Mutter diese Herrschaft wirklich besaß und wie sie dieselbe ausübte.
11. In welchen Scenen die Wirthin als eine lebhafte, ungeduldige Frau erscheint und woraus sich ihre Gemüthsruhe erklärt, als sie Hermann aufsucht.
12. Wie der Pfarrer seinen Sonntag zubringt und in welchem näheren Zusammenhange fast alle seine Reden und Handlungen mit seinem Amte stehen.
13. Weshalb er zuletzt Dorotheen auf die Probe stellte und ob sein gewaltsames Verfahren wirklich den beabsichtigten Erfolg haben mußte.
14. Woraus sich der Widerspruch erklärt, daß der Pfarrer von Dorotheens erster Verlobung Kenntniß hat und dennoch in Erstaunen geräth, als er an ihrer Hand einen Ring entdeckt.
15. Weshalb erscheint uns der Dorfrichter als ein Charakter von epischer Größe, obgleich wir ihn doch nur sehr gewöhnliche Dinge thun sehen.
16. Daß der Apotheker bei allen seinen Schwächen kein verächtlicher Mann sein konnte, da der Geistliche und der Wirth mit ihm so vertraulich umgingen.
17. Der Garten des Apothekers und der Garten des Wirthes als Bezeichnungen für das verirrte und für das reine Naturgefühl der älteren und der neueren Zeit.

18. Wie der Dichter die Natur geschildert und wel
Stellen ausnahmsweise an das Sentimentale streif
19. Weshalb zeugt die Erfindung des Brandes, der ei
das Städtchen verwüstet hat, von einem wahrh
epischen Geiste und in welchen wichtigen Beziehung
der Dichter das Ereigniß nachwirken läßt.
20. Wie vielfach der abgelegte Schlafrock des Wirth
mit sittlichen Momenten in Verbindung gebracht i
21. Eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten epischen
Verzahnungen.
22. Auf welche Weise der Dichter in den Schilderunge
das Allgemeine individualisirt.
23. Welche Episoden das Gedicht enthält und wie sie i
jedem einzelnen Falle motivirt sind.
24. Wie die französische Revolution aufzufassen wa
wenn sie in ein idyllisches Gedicht hineinspiele
sollte, das weder in den Hauptpersonen noch in de
eigentlichen Handlung und in den Zuständen ei
politisches Moment zur Anschauung bringt.

Endlich will ich noch ein Wort über das Verhältni
meiner Erläuterungsschrift zu den bereits vorhandene
Monographien hinzufügen. Arbeiten von kleinerem Um
fange sind eine Recension von A. W. Schlegel (1797),
die einfache, aber treffliche Bemerkungen über die home
rische Seite des Gedichtes enthält, ferner ein Vortrag
von E. F. Yxem (Neues Jahrbuch der Berlinischen Ge
sellschaft ꝛc., Zweiter Band, 1837), hauptsächlich eine
Hinweisung auf die allgemeinere Bedeutung des Indivi
duellen, dann ein Schriftchen von G. Th. Becker („Goethe's
Hermann und Dorothea", 1852), in welchem Handlung
und Charaktere nach dem analytischen und dem syntheti

schen Gesichtspunkte betrachtet werden, und eine Rede von R. H. Hiecke („Goethe's Größe", 1860), fast nur eine stoffliche Reproduction. Von umfassenderen Schriften über das Gedicht nenne ich zuerst die von W. v. Humboldt („Aesthetische Versuche", Erster Theil, 1799) und von H. Düntzer („Erläuterungen zu Goethe's Werken", 1. Bändchen, 1855). Humboldt bemerkt im Vorworte, daß die Erklärung des Gedichtes für ihn nur ein untergeordneter Zweck gewesen und daß er hauptsächlich beabsichtigt habe, den gesammten Vorrath seiner Ideen über die Grundprincipien der Kunst zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch zu ordnen. Wahrhaft lehrreich und anziehend sind einige Anwendungen auf das Gedicht, die ausführlichere Besprechung einer Scene, eines Charakterzuges, einer Eigenthümlichkeit der Darstellung. Diese einzelnen Stellen haben die Erklärer oft gerühmt und benutzt, dagegen finde ich nicht, daß Jemand jene in einer schwerfälligen und dunkeln Sprache geschriebenen theoretischen Aufsätze angerührt hat, die auch, wenigstens für die Schule, gänzlich unbrauchbar sind. Außerdem wird man gerne anerkennen, daß vorzüglich Humboldt dazu angeregt hat, dem höheren Leben, welches in dem einfachen Gedichte verborgen ist, nachzusinnen; leider widerstand er jedoch dabei zu wenig der Neigung, das an sich Bedeutende für einen symbolischen Ausdruck der erhabensten Ideen anzusehen, und wir werden weiterhin an einigen Beispielen zeigen, daß er sich zu Anschauungen versteigt, die uns das anspruchlose, herzliche Gedicht entfremden müssen. Andere haben die glänzenden Sätze nebst Aehnlichem, was im Laufe der Zeit hinzugekommen, mit Lobpreisungen wiederholt, und der letzte

Sammler könnte den Vortheil benutzen, daß ihm der größte Vorrath zu Gebote steht. Ich habe es indessen vorgezogen, nicht den Philosophen zu machen, da nach meiner Ueberzeugung im gegenwärtigen Falle die Wahrheit diesseit der sublimen Philosopheme liegt. Während Humboldt es mehr mit der Kunstphilosophie als mit dem Gedichte zu thun hat, bleibt bei Düntzer, der den entgegengesetzten Standpunkt erwählte, das Theoretische sehr im Hintergrunde. Zum Schlusse wird zwar auf manche Eigenthümlichkeiten der Form hingewiesen, aber der Haupttheil des Buches, die Charakteristik der Personen und die Darlegung der Handlung, besteht doch nur in Relationen, welche das Gedicht als ein fertiges Werk behandeln und uns wohl mit dem, was es enthält, bekannt machen, aber dabei sehr selten die Frage aufnehmen, warum die schaffende und bildende Phantasie Alles eben auf diese Weise und in dieser Folge hingestellt hat. Düntzer hat wohl hauptsächlich für diejenigen schreiben wollen, welche sich mit einer bloß aufnehmenden Anschauung der Dinge zu begnügen pflegen, und diesen kann man keinen besseren Leitfaden empfehlen.

Es bleiben noch die Schriften von H. Viehoff (Archiv für den Unterricht im Deutschen, Erster Jahrgang, 1843) und von Timm (1856) zu erwähnen, die das Gedicht mit einem fortlaufenden Commentare erläutern. Die erste Arbeit mag heute wohl der Verfasser selbst für einen dürftigen Versuch ansehen. Wir finden zunächst den gewöhnlichen Auszug aus der Erzählung. Bei den ersten Gesängen ist noch Einiges, was sich auf allgemeine Gesetze der Darstellung bezieht, nachgeholt, später beschränkt sich die Erläuterung meistens darauf, daß bei

dem einen Gesange diese, bei dem andern eine andere Person nach ihrem Charakter geschildert wird, und es sind, außer einer dankenswerthen Sammlung der Varianten, nur einzelne sprachliche und metrische Bemerkungen hinzugefügt. Der Behandlungsweise, die Timm gewählt, ist ohne Zweifel von mancher Seite eine Anerkennung zu Theil geworden, denn die Ansichten und Bedürfnisse der Menschen sind sehr verschieden. Mir fehlt alles Verständniß für Behauptungen wie die (S. 20), daß in diesem kleinen Stücke die ganze göttliche Weltregierung in ihrem tiefsten ewigen Grunde und in ihrem höchsten irdischhimmlischen Ziele an unser Bewußtsein herantritt und daß es sich in die unergründlichen Tiefen des menschlichen Daseins ausdehnt. Wenn man diese dithyrambischen Einleitungen liest, wird man mit Erstaunen gewahr, daß Humboldt's Symbolik noch lange nicht das Aeußerste gewagt hatte. Die unter den Text gesetzten Noten zeigen dann freilich einen bedeutenden Abfall, und es sind Hunderte von Einzelnheiten, die gewiß der Erklärung bedürftig waren, in diesem, wie in den anderen Commentaren übersehen. Ich darf meine Schrift, wenn ich auch ab und zu bei einer Bemerkung mit einem Vorgänger zusammentreffe, für eine durchaus selbständige Arbeit ausgeben. Die Einleitung, in der ich einige Grundbegriffe erläutere, deren richtige Auffassung zum Verständnisse des Gedichtes nothwendig ist, hat mit den Abhandlungen Humboldt's nur einige Ueberschriften gemein. Es ist durchweg auf alles Bemerkenswerthe hingewiesen. Unzählige Stellen des Gedichtes sind kaum zu verstehen. Schlagen wir jedoch in den Erklärungen nach, so machen wir nur zu oft die Erfah-

rung, daß man entweder unbedenklich über den Anstoß hinweggegangen ist, oder daß man nur die Worte des Gedichtes wiederholt oder sich auch mit einem Citate aus Humboldt zu helfen weiß. Man wird in meinen Erläuterungen wenigstens finden, daß ich mich nie gescheut habe, einer Schwierigkeit ins Auge zu sehen.

Natürlich ist nicht darauf gerechnet, daß Jemand mein Buch zur Unterhaltungslecture in die Hand nimmt. Leser dieser Art brauchen keine Commentare. Erst wenn man jeden Abschnitt, der erklärt wird, zuvor in dem Gedichte durchliest und sich selbst fragt, was nach Inhalt und Form bemerkenswerth oder dunkel ist, darf ich hoffen, daß meine Arbeit dem Leser Nutzen und Freude gewährt und daß ihr andererseits ein billiges Urtheil entgegenkommt. Das Gedicht wenigstens verdient ein liebevolles und sorgsames Studium; denn ist es schon als das Erzeugniß einer modernen naiven Poesie äußerst merkwürdig, so kann auch gegen dieses vaterländische Lebensbild voll herrlicher Kraft und Schönheit kein deutsches Herz unempfindlich sein.

Inhalt.

Aesthetische Einleitung.

Seite.

Ob Hermann und Dorothea ein Epos genannt werden könne.

Worin man einen Ersatz für die mangelnde Größe der Handlung zu finden glaubt 3

Ueber das Wesen des Idylls.

Es stellt den Menschen in der Harmonie mit sich selbst und mit der Welt dar, beschränkt sich jedoch deshalb nicht auf einen unentwickelten Naturstand 12

Hermann und Dorothea ist ein Idyll, hat aber als solches die größten Vorzüge vor anderen Gedichten seiner Gattung.

Die volle Freiheit und Befriedigung der Personen gründet sich auf ihren sittlichen Werth. Ihre Naivetät ist gehaltreich. Das Gedicht hat eine epische Handlung mit Collisionen und bleibt dennoch in den Grenzen seiner Gattung 18

Das ideale Element der Dichtung im Gegensatze zu dem Realismus.

Das Verhältniß der geschilderten Lebenszustände und Personen zur ethischen und zur ästhetischen Idealität 26

Das naive Element der Dichtung im Gegensatze zu der Sentimentalität.

Die Personen gleichen in der Gefühlsweise den homerischen Menschen 35

Wie sich diese Elemente in den einzelnen Charakteren durchdringen.

Der Vater 39

Hermann 43

Die Mutter 50

Dorothea 54

Seite.
Der Geistliche 58
Der Apotheker 61
Der Richter der Gemeinde 65

Die Naivetät des epischen Styles.

Die Objectivität 68
Die plastische Sinnlichkeit 71
Die scheinbare Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung 77

Historische Einleitung.

Das sentimentale arkadische Idyll von Opitz bis Geßner; das idealisch naive Idyll als Verjüngung der homerischen Dichtung durch Voß und Goethe; die Entstehung des Gedichtes und seine Quelle 87
Die Campagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz als die zweite, höhere Quelle des Idylls 97

Erläuterung.

Hermann und Dorothea (Widmung) 111
Kalliope (Erster Gesang). Schicksal und Antheil 117
Terpsichore (Zweiter Gesang). Hermann 135
Thalia (Dritter Gesang). Die Bürger 157
Euterpe (Vierter Gesang). Mutter und Sohn 169
Polyhymnia (Fünfter Gesang). Der Weltbürger 191
Klio (Sechster Gesang). Das Zeitalter 211
Erato (Siebenter Gesang). Dorothea 230
Melpomene (Achter Gesang). Hermann und Dorothea 243
Urania (Neunter Gesang). Aussicht 251

Einleitung.

Aesthetische Einleitung.

Ob man Hermann und Dorothea ein Epos nennen könne.

Worin man einen Ersatz für die mangelnde Größe der Handlung zu finden glaubt.

Fast allgemein wird Hermann und Dorothea für ein Epos erklärt, obgleich man damit dem Begriff dieser Dichtungsgattung einen Zwang anthut. Denn wenn wir die hervorragendsten Gedichte, welche zu jeder Zeit jenen Namen erhalten haben, zum Maßstabe nehmen, so steht es fest, daß ohne großartige Ereignisse und Unternehmungen, ohne Helden und Heldenthaten ein Epos nicht gut denkbar ist. Das Epos verherrlicht die Kraft des Menschen, es hat den Zweck, uns in ein freudiges Erstaunen über das Erhabene zu versetzen, und diese Wirkung kann ohne die Darstellung heroischer Charaktere und solcher Begebenheiten, die in der Volkssage oder der Geschichte die Mittelpunkte weiter Umkreise bilden, nicht erreicht werden. Wollte man sich auch das Bild Dorotheens damit entstellen, daß man das anspruchlose Mädchen wegen seiner Seelenstärke als eine Heroine auffaßt, so ist doch Hermann ganz gewiß kein Heros, und die Vermählung Beider wird, so viel Gewicht man auf die Nebenumstände legen mag, dem unbefangenen Blicke niemals als ein Ereigniß von epischer Größe und Bedeutung erscheinen.

Man läßt sich dadurch täuschen, daß unser Idyll, denn als ein solches werden wir es erkennen, in der Form die Darstellung des homerischen Epos nachbildet; dies thun aber auch viele andere Idyllen, deren keines man deswegen zum Epos erhoben hat, und so darf auch Hermann und Dorothea nicht aufhören ein Idyll zu sein, weil Goethe die epische Form gewählt und diese allerdings mit weit mehr Kunstsinn behandelt hat, als die anderen Dichter. Man schadet nur einem Werke der Poesie, wenn man ihm eine Rolle aufzwingt, der es nicht gewachsen und für die es nicht geschaffen ist.

W. v. Humboldt giebt in seinen „Aesthetischen Versuchen" eine Reihe von allgemeinen Bemerkungen über die Kunst und das Epos; daran schließt sich eine Anwendung auf unser Gedicht, das in allen Zügen den ermittelten Gesetzen entsprechen soll. Jener theoretische Theil, das Ergebniß vieljähriger Forschungen, war der Hauptsache nach fertig, ehe Hermann und Dorothea erschien; die Erklärung des Gegenstandes war früher vorhanden als der Gegenstand selbst. Die Bemühung, Eins dem Andern anzupassen, führte nun zu einem sehr gewaltsamen Verfahren. Das Buch ist nicht wie eine Rüstung, zu der man an dem Helden das Maß genommen, sondern es nöthigt den Helden, der einmal ein Roland sein soll, sich zu recken und zu strecken, damit er einigermaßen die Rüstung ausfüllt. Homer läßt z. B. seine unsterblichen Götter an der Handlung theilnehmen, und man rechnet es zum Wesen des Epos, daß sich das Wirkliche mit dem Wunderbaren mischt, daß im Augenblicke der Entscheidung ungeahnete Zufälle in die Begebenheiten eingreifen. Nun soll unser Idyll zum homerischen Epos ein Seitenstück sein, und worin findet Humboldt jene vorbedeutenden Winke und die Fügung der Götter? Als Dorothea mit Hermann den Weinberg hinabgeht, tritt sie fehl und ihr knackt der Fuß. Sie nimmt dies im Scherz für ein böses Omen. Das Wunderbare ist also da! nur daß es „bei dem neueren Dichter in den verborgenen Tiefen unseres

Gemüthes ruht und die Alten es außerhalb der Erde im Olymp aufsuchen". *) Wir wollen nicht verkennen, daß jener kleine Umstand eine prophetische Hinweisung auf den Verdruß sein soll, welcher Dorotheen beim Eintritt in Hermann's Vaterhaus für einige Minuten in eine sehr schmerzliche Aufregung versetzt, aber kann man im Ernst darin ein Gleichniß zu jenen Götterkämpfen finden, die in das Schicksal Iliums eingreifen?

Darüber, daß dem Gedichte die Größe des Gegenstandes fehlt, äußert sich Humboldt auf folgende Weise: Der Epiker strebe nach Totalität, er stelle die Welt, den geschlossenen Kreis alles Wirklichen, dar. Da nun Hermann und Dorothea offenbar nur einen sehr kleinen Kreis von den Dingen, welche die Wirklichkeit ausmachen, umschließt, hilft er sich mit der merkwürdigen Behauptung, daß weder die Zahl der Objecte, die der Dichter in seinen Plan aufnimmt, vorzüglich wichtig sei, noch auch die Nähe, in welcher dieselben zu den höchsten Interessen der Menschheit liegen. Es sei genug, daß der Dichter seinen Leser in einen Mittelpunkt stelle, von welchem nach allen Seiten hin Strahlen ins Unendliche ausgehen; daß er das Gemüth und die Phantasie des Lesers anrege, Alles zu sehen, was ihm auch nicht gezeigt wird (S. 30). Ein Epos, das weder viele Gegenstände darstellt noch auch solche, die den höchsten Interessen der Menschheit nahe liegen und dennoch ein Epos ist, welches jene Totalität in sich faßt, muß wohl ein seltsames Werk sein. Freilich soll uns das Gedicht in einen Mittelpunkt stellen, von welchem Wege ausgehen, auf denen der Leser nach allen Seiten hin bis in das Unendliche fortwandeln kann, und Schiller sagte von jeder Straße, daß sie ans Ende der Welt führe. Wir wollen sogleich sehen, mit welcher kühnen Symbolik sich Gemüth und Phantasie zu diesen Weltreisen ausrüsten müssen. Zunächst bleibt es eine bedeutsame Wahrheit, daß Homer seine Zuhörer nicht blos anregte, sich

*) Wilhelm v. Humboldt's gesammelte Werke (1843) VI, 116.

seine Lebensbilder bis zu einer Totalität zu erweitern, sondern daß er ihnen in der unabsehbaren Reihe von Personen, Handlungen, Lebensverhältnissen, Naturscenen, Begebenheiten im Himmel und auf Erden wirklich eine großartige Welt vor Augen stellte. Warum will man uns durchaus für das wahrhaft große Idyll ein wahrhaft kleines Epos geben? Warum nöthigt man uns, das Gedicht mit dem Gefühle zu lesen, daß es doch nur in geringem Grade den Forderungen genügt, die man durch jene verstiegenen Gesichtspunkte zu machen veranlaßt wird, während es doch, wenn man es in seiner Gattung läßt, so Vieles darbietet, woran man sich mit ganzem Herzen erfreuen kann, und ebenso Vieles, was die größte Bewunderung verdient.

Da es nicht gelingen kann, die Handlung des Gedichtes zu einem äußerlich großartigen Gegenstande zu erheben, nimmt man seine Zuflucht zu der Symbolik und leitet von den Thatsachen culturhistorische Ideen ab, in denen sich die Geschichte der Menschheit abspiegele. Die einfachen Ereignisse sollen sich durch ihre innere Mächtigkeit und durch die Hinweisung auf bedeutende Momente der Völkergeschichte zur epischen Größe steigern. So stellt Humboldt (S. 208) mehre tiefe, wenigstens dunkele Sätze auf, die unserm Gedichte zum Grunde liegen sollen. Zu dem Geringsten gehört, daß es zeige, wie dasjenige, wonach die Menschheit als nach einem allgemeinen Ziele zu streben habe, mit der natürlichen Individualität eines Jeden vereinbar sei. Diese prunkende Wendung wäre an ihrem Platze, wenn aus der Geschichte ganzer Völker ein Resultat gezogen würde, wenn eine Vergleichung der Hebräer und Aegyptier, der Griechen und Römer ꝛc. darlegte, wie sie alle trotz der nationalen Verschiedenheit zu derselben Humanität aufgestrebt und die edelen Anlagen der Menschennatur unter den gegebenen Bedingungen mit Erfolg entwickelt. Was enthält denn das Gedicht hievon? Manche Eigenthümlichkeiten Hermann's ver-

ursachen dem Wirthe ein Aergerniß, worauf die Mutter bemerkt, es sei ja nicht möglich, die Natur der Kinder umzubilden und Hermann könne bei seinem schlichten Wesen ein trefflicher und glücklicher Mensch werden. So ist denn das allgemeine Ziel der Menschheit hier nichts anderes als eine brave Gesinnung. Bezeichnen wir dieselbe mit ihrem einfachen Namen, dann strahlt der Satz allerdings nicht mehr in dem Lichtgewande einer culturhistorischen Idee, und Niemand wird ihn in der ungeschminkten Form, wie ihn die Wirthin ausspricht, zum Thema eines Epos erheben wollen. Sehr abenteuerlich nimmt sich der Eifer, dem Gedichte tiefe allgemeine Ideen unterzuschieben und es zu einer symbolischen Weltgeschichte zu erheben, in folgender Behauptung aus (S. 216): „Die fortschreitende Veredelung unseres Geschlechtes, geleitet durch die Fügung des Schicksals, macht, in einer einzelnen Begebenheit dargestellt, den eigentlichen Stoff unseres Gedichtes aus." Wer könnte wohl errathen, worauf sich diese Annahme stützt? Hermann kommt unter den bildenden Einfluß Dorotheens. Er selbst repräsentirt diejenigen Deutschen, welche in ihrer Entwickelung zurückgeblieben sind, Dorothea dagegen den Theil unserer Nation, der durch den Umgang mit unsern mehr verfeinerten Nachbarn eine höhere Cultur erhalten hat. Wir sollen uns hiebei an wohlthätige Pflanzvölker erinnern, die in weit entfernte Länder Menschlichkeit und Gesetzesliebe und die ersten Keime der Wissenschaft und Kunst hinübertrugen, an jene Königstöchter, die von dem Zauber sanfter Weiblichkeit und der Macht der Liebe unterstützt, barbarischen Völkern die milden Gesinnungen einer menschlicheren Religion einflößten. Aber Hermann ist ja kein uncultivirter Sohn der Natur, neben der männlichen Stärke giebt sich von Anfang an in seinem Betragen ein weiblicher Zartsinn kund. Er könnte lebhafter und im Umgange gewandter sein, aber diese Mängel sind Eigenthümlichkeiten seiner Individualität und diese läßt sich, wie die Mutter mit Recht bemerkte, niemals umschaffen. Daß

seine Kraft noch bisweilen zum Eigensinn verirrt, erklärt sich aus seiner Jugend, und wir sehen ja, wie leicht sein Gefühl für das Vernünftige den Sieg gewinnt. Ueberdies wird jeder kleine Fehler, der ihm noch anklebt, durch die herrlichsten Vorzüge aufgewogen. Humboldt weiß dies alles, aber es stört ihn nicht in seinen Schlußfolgerungen. Doch nehmen wir an, Hermann bedurfte wirklich zu der reiferen Entfaltung seines Wesens eines Vorbildes, wie war es nur möglich, in Dorotheens Verhältniß zu ihm das Missionswerk jener Königstöchter unter den barbarischen Nationen wiederzufinden? Humboldt mußte noch weiter gehen, um die Schwäche der Gründe durch die Kühnheit der Illusionen zu ersetzen. „Nicht der Zufall, nicht ein blindes Verhängniß, nein! die wohlthätige Hand eines Gottes, die wachsame Sorgfalt des Genius unseres Geschlechts scheint diese wunderbare Verkettung von Umständen geleitet zu haben" (S. 14). Es soll sich nämlich hier nicht allein um die Förderung Hermann's handeln. Dieser ist auch gewiß nicht in dem Grade beschränkt und mit Untugenden behaftet, daß ihm die Vorsehung durch ganz besondere Veranstaltungen zu Hülfe kommen müßte. Humboldt läßt daher noch andere Wunderthaten Dorotheens mitspielen; er weiß bereits von der schöneren Bildung, die sich von ihr aus auf ihre Familie, auf die ganze Stadtgemeine, auf die ganze Gegend verbreiten wird! Ist es der wild umherschweifenden Combination gestattet, durch solche symbolische Deutungen und willkürliche Voraussetzungen die Einzelnheiten des Privatlebens mit den Bestrebungen und Schicksalen der Völker in Zusammenhang zu bringen, so darf Humboldt freilich behaupten, das Gedicht versetze den Leser auf den erhabensten Standpunkt. Das Leben in seinen größesten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseins stehen auf einmal vor ihm und er durchschaue sie mit lebendiger Klarheit (S. 14). Wahrscheinlicher ist, daß keinem Leser, wenn er sich nicht erst durch diese Philosophie um die gesunde Anschauung

der Dinge bringen läßt, jene durch eine geistige Racenkreuzung gesteigerte Cultur der Völker in den Sinn kommen wird und daß Goethe selbst bei der Vereinigung Hermann's und Dorotheens nicht an die Weltgeschichte gedacht hat.

Timm wollte nicht hinter Humboldt zurückbleiben und erhob das Gedicht ebenfalls zu einem culturhistorischen Epos, indem er die einfachsten Dinge für Hinweisungen auf die wichtigsten Ideen und Ereignisse erklärte, wodurch man aus jeder Ballade ein Stück Welthistorie machen kann. Er findet die Grundidee darin, daß das Gedicht uns in der Ehe die Macht offenbart, welche sich der Revolution entgegenstellt und in der zertrümmerten Welt eine neue, die Menschheit verjüngende Ordnung hervorruft. Die Ehe erscheine hier (S. 18) in ihrer ewigen Bedeutung und unaussprechlichen Herrlichkeit als das unentbehrliche Band und die Segensquelle alles Lebens. Da sei ein schon alternder wackerer Vater, der das wohlbestellte Haus und den sauer erworbenen Besitz endlich in die Hand seines Sohnes übergeben und in der Freude am Glücke seines Sohnes, in der liebenden Aufmerksamkeit einer angenehmen Schwiegertochter und in der Achtung glücklicher Enkel (!) eine Versüßung der Mühen und eine Vergewisserung erfolgreicher Lebensarbeit suche. Da sei eine Mutter von gleicher Gesinnung, welche in der Schwiegertochter eine zuverlässige Gehülfin in der Wirthschaft und eine zweite Tochter anstatt der eigenen verlorenen ersehne. Da sei ein unter der Vormundschaft des Vaters etwas herabgedrückter, in die Zukunft einer erschütterten Zeit mit Besorgniß blickender Sohn, der für sein vereinsamtes Herz nach einem Gegenstande der Liebe und des vollen Vertrauens, nach einem belebenden Ziel für die tägliche saure Arbeit ausschaue u. s. w. Dieses ist alles da, aber nicht allein in dem Gedichte, sondern an tausend Orten, und Niemand wird begreifen, worin sich nach dieser Schilderung die unaussprechliche Herrlichkeit der Ehe zeigt. Doch es lassen sich über diese Familie wichtigere Dinge sagen und es kommt

hauptsächlich in Betracht, ob das Gedicht wirklich „einer zertrümmerten Weltordnung gegenüber die Knüpfung eines Familienbandes als eine That der Erhaltung und Rettung des Menschengeschlechtes" darstellen sollte. Beabsichtigt ein Dichter, der mit einiger Besonnenheit verfährt, einen solchen Gegensatz durchzuführen, so muß er doch beide Momente veranschaulichen, so muß er doch wenigstens durch einige starke Züge dasjenige kenntlich machen, was er zu bekämpfen gedenkt. Entspricht denn das Gedicht dieser billigen Forderung? Wie nachdrücklich Goethe das über Frankreich hereingebrochene Unheil bezeichnet, er hat auch nicht mit einer Sylbe der sittlichen Zerrüttung des Familienlebens als einer Ursache oder Folge der Revolution gedacht, und dies berechtigt gewiß zu dem Schlusse, daß man in das Gedicht eine Idee hineinträgt, die ihm völlig fremd ist.

Goethe selbst sprach von seiner Intention ohne alle Ruhmredigkeit. Er sagte: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

Hievon wollen wir ausgehen, um die Gattung, zu der das Gedicht gehört, zu bestimmen. Es soll uns also wirklich ein Gegensatz zwischen der kleinen Stadt und dem Welttheater zum Bewußtsein kommen. Daraus folgt nun keineswegs, daß es in der Absicht des Dichters gelegen, der Handlung durch die Beziehung auf die französische Revolution eine epische Größe zu geben. Wäre das Gedicht ein Epos, das sich auf die glänzenden Höhen der Totalität und der Weltkreise stellte, so würde Goethe die Ideen der Revolution nach ihrer politischen und historischen Seite etwas gründlicher dargelegt haben; es würden der zur Verwilderung ausgearteten Demokratie Bilder der besonnenen Reform aus dem deutschen Bürgerleben entgegengestellt sein; es würden die in dem Charakter

unseres Volkes liegenden Triebe zur Entwickelung und zum Fortschritte mit andern Beispielen, als mit einem neuen Straßenpflaster und dem geweißten Thurme belegt sein, denen doch die Symbolik ihre materielle Natur lassen wird. Es kann also von einer Darstellung der Revolution nach ihrer politischen Bedeutung gar nicht die Rede sein. Nehmen wir aber an, der Dichter habe den Genuß des Friedens und des Wohlstandes, die behagliche Thätigkeit, das freundliche Zusammenleben vortrefflicher und liebenswürdiger Menschen und dies alles nicht in der großartigen Rücksicht auf Staaten und Völker, sondern vielmehr nur auf das Haus und die Familie in einer fast ländlichen Zurückgezogenheit schildern wollen, so ist die Revolution in dem Gedichte nicht mit einer unwürdigen Oberflächlichkeit, sie ist dann mit starken, erschöpfenden Zügen gezeichnet. Es tritt nämlich der politische Gesichtspunkt alsdann in den Hintergrund und es war nur das Elend hervorzuheben, welches der Bürgerkrieg über die Menschen bringt. Dies thut das Gedicht auf die nachdrücklichste Weise. Der Richter erzählt von den Erpressungen der Befreier und von der Rache, die an ihnen genommen wurde. Die Noth der Auswanderer schildert der Apotheker als Augenzeuge. Männer von so kräftigem Geiste, wie Dorotheens erster Verlobter und der alte Führer der Gemeinde, haben sich nicht das Vertrauen zu Gott und zu der Menschheit bewahren können. Es ist also die Revolution, wenn nicht ihre politische Seite, sondern nur der Unsegen für den Einzelnen, für die Familien und Gemeinden in Betracht kommen sollte, mit eingehender Gründlichkeit dargestellt. Wie aber der Dichter den Zug der Vertriebenen nicht durch die Stadt kommen läßt, sondern in die Ferne rückt, so läßt er auch die große Weltbegebenheit nicht in die eigentliche Handlung des Gedichtes eindringen. Und weshalb diese strenge Sonderung? Sie giebt uns Aufschluß über die Tendenz unseres Gedichtes. In einem geborgenen Winkel des Landes, an einem kleinen Orte, wohin jene Schrecken bis dahin nur als eine

Sage gedrungen, sehen wir die lieblichen Bilder des Familienglückes, und die reizende Befriedigung solcher idyllischen Verhältnisse soll uns dadurch recht fühlbar werden, daß wir im Hintergrunde auf dem Welttheater die erschütternden und zerstörenden Bewegungen wahrnehmen. Der deutsche Jüngling legt zuletzt in einer entschlossenen Sprache seinen heldenmüthigen Sinn an den Tag, aber das Gedicht schildert noch keine Heldenthaten und läßt den Wunsch merken, daß sie nicht nöthig werden möchten; es will nicht, wenn der Vorhang fällt, mit einem herausfordernden, heroischen Feldgeschrei Effect machen, denn sein letztes Wort ist der Friede. Jene Bereitschaft, dem Feinde an der Grenze entgegenzutreten, soll uns nur die Versicherung geben, daß das Glück der Personen, die uns so lieb geworden, trotz der heranziehenden Gefahren von Bestand sein werde. Wie Vieles das Gedicht sonst noch enthalten mag, seine Welt ist das Haus und die kleine Stadt; seine Wirkung richtet sich nicht auf das Erstaunen über die Kraft und die Größe des Geistes, es erweckt die tiefe, zum Mitleben und Mithandeln anregende Freude an dem Dasein, welche aus der Anschauung des Vollkommenen hervorquillt, aus der Betrachtung solcher Menschen, die nach ihrer reinen und kernigen Natur das heiterste Lebensglück verdienen, aus der Wahrnehmung, daß die Gunst des Schicksals dieses Lebensglück ihnen wirklich gewährt, und wenn dieses das eigentliche Thema des Gedichtes ist, so kann dasselbe kein Epos, sondern nur ein Idyll sein.

Ueber das Wesen des Idylls.

Es stellt den Menschen in der Harmonie mit sich selbst und mit der Welt dar, beschränkt sich jedoch deshalb nicht auf einen unentwickelten Naturstand.

Es ist sonderbar, daß ein Dichter wie Jean Paul, der selbst eine idyllische Natur war, über das Wesen des Idylls

so im Unklaren bleiben konnte. Er meint („Vorschule der Aesthetik", in den Werken 1841, XVIII, 306), diese Dichtungsgattung stelle das Vollglück in der Beschränkung dar, und die Beschränkung soll sich bald auf die Güter, bald auf die Einsichten, bald auf den Stand, bald auf alle zugleich beziehen. Dennoch setzt er, ohne einen Widerspruch zu merken, auf der folgenden Seite hinzu: Auch der erste Tag, an welchem eine von Hoffesten mattgehetzte Fürstenbraut mit ihrem Fürsten ganz allein in eine volle blühende Einsiedelei fährt, könne ein Idyll werden und singen: auch ich war in Arkadien! Wie viele idyllische Scenen hat er selbst geschildert, in denen Personen auftreten, die er mit Gütern, Einsicht und Stand sehr freigebig ausgestattet.

Jean Paul hatte bei jener Erklärung den sogenannten Naturstand des Menschen im Sinne; er meinte, jenes Vollglückes könne man nur in den einfachsten Verhältnissen theilhaft werden, in der Unbekanntschaft mit der Cultur, die den Menschen mit sich selbst und mit Anderen entzweit. Es liegt hierin das Richtige, daß ein vollkommenes Glück durch den Frieden bedingt ist, aber die herkömmliche Vorstellung von einem der Cultur ganz fremden und völlig entgegengesetzten Naturstande ist, wie die Geschichte des Idylles selbst beweist, nicht mehr haltbar. Durch Theokrit verleitet, war man lange gewohnt, nur bei Hirten, Fischern, Jägern den für das Idyll geeigneten Naturstand zu finden. Seit Milton nahm man das goldene Zeitalter der biblischen Patriarchen hinzu. Der Maler Mueller, Voß und Hebel führten das Bauernidyll ein. Voß lehrte endlich auch das Leben der gebildeteren Landleute, der Pachter und Gutsherren, der Schulmeister und Pfarrer, idyllisch auffassen. Goethe erwählte sich den Gastwirth eines Landstädtchens. Man legt darauf Gewicht, daß derselbe zwar Bürger, aber auch Landmann ist. Es giebt indessen keinen Grund, warum das Idyll sich nicht auch aus dem Lebenskreise der Handwerker, Kaufleute und anderer Stadtbewohner, welche

keinen Ackerbau zu treiben pflegen, einen angemessenen Stoff sollte zubereiten können. Das Idyll ist an keinen Stand gebunden und schließt keinen aus. Man denke sich eine Prinzessin, die mit der Freundin in kunstreich gepflegten Gärten weilet. Sie flechten Kränze. Der Fürst tritt hinzu und neckt die Frauen mit geistreichem Scherze. Jetzt nahet der Dichter und überreicht den Gönnern das Werk seines jahrelangen Nachsinnens. Man bekränzt sein schönes, jugendliches Haupt und ermuthigt den Bescheidenen durch das freundlichste Lob. Wenn Goethe's „Tasso" damit endigte, wären die Scenen nicht ein dramatisches Idyll?

Man versetzte sich mit dem Idyll hauptsächlich deswegen in ein unentwickeltes Naturleben, weil man mit Unrecht von der Cultur annahm, daß sie den Menschen durchweg der Natürlichkeit, der Unschuld, des Friedens und des Glückes beraube. Im Allgemeinen sind aber die naiven Stände dem Idyll ebenso gefährlich wie die höchsten. Gesellt sich nämlich zu der Unschuld der Naturmenschen die Beschränktheit des Geistes und entbehrt das Glück, welches sie genießen, der Würde, indem es in nichts weiter als in einem Spiele mit angenehmen Empfindungen besteht, so speiset uns das Idyll nur mit Illusionen ab. Daher forderte Schiller (Werke, 1826, XVIII, 299), „daß der Idyllendichter uns nicht rückwärts in unsere Kindheit führe, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte; sondern daß er uns vorwärts führe zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt."

Wie aber verträgt sich diese Aufgeschlossenheit des Geistes mit dem Naturstande, an welchen das Vollglück des Friedens gebunden scheint? Nicht der Mangel an Bildung, sondern die Angemessenheit derselben ist das Merkzeichen eines natürlichen Zustandes, und

der Dichter hat also vor Allem darauf zu achten, daß die Bildung seiner Personen ihren Lebensverhältnissen entspricht. Der Pfarrer in Vossens Luise liest seinen Homer, er ist mit Pindar, Sokrates und Plato bekannt, er urtheilt über Dichter und Componisten, über die Christusbilder der romantischen Maler u. s. w., und man wird ihn deshalb um nichts weniger für einen idyllischen Charakter halten. Dagegen ist es unidyllisch, weil unnatürlich, daß bei Kosegarten auch die Pfarrerstochter mit ihrer Freundin den Plato studirt. Zu der Angemessenheit der Bildung muß die Naivetät hinzukommen. Wir verbinden mit dem Worte den Begriff der unbewußten, unwillkürlichen Kundgebung des Innern. Die Naivetät ist aber wieder nicht durch die Beschränktheit der Einsicht bedingt; sie kann bei einer wahrhaft tiefen und umfassenden Bildung vorhanden sein, wenn diese Bildung dem Menschen zur Natur geworden ist. Die rechte Bildung verschafft ihm nicht bloß den Besitz von Kenntnissen, sie durchdringt und erhöht sein innerstes Wesen. Seine Gedanken und Reden entquellen unmittelbar dem reicher und reifer gewordenen Geiste. So kann das Idyll in der That naiv bleiben, selbst wenn es seine Personen aus den Kreisen nimmt, die an einer höheren Entwickelung des Geistes Theil haben. Schon der Pfarrer in Goethe's Hermann und Dorothea beweist dies. Er hat die besten Schriften gelesen, aber er prunkt mit keiner Gelehrsamkeit, sondern seine Bildung giebt sich nur durch eine tiefere Erfassung der Gegenstände und durch ein reiferes Urtheil über Wesen, Neigungen und Bestimmung des Menschen, über Ereignisse und Verhältnisse des Lebens kund. Ja, wenn es zum Wesen des Idylls gehört, daß seine Personen in einem innigen Verkehre mit der Natur leben, warum sollte nicht auch der Gebildete dieselbe zu seiner Freundin erwählen können? Er erkennt die bewunderungswürdige Kraft und Gesetzmäßigkeit ihres Schaffens. Ihm entgehen nicht die Reize ihrer zarteren Gebilde. Er erfaßt nicht nur das Einzelne, sondern

auch die Gruppe, die Landschaft. Er wird nicht bloß von dieser Gegend heiter angeregt, von jener feierlich gestimmt, sondern er weiß, daß seine Seele darum bewegt wird, weil der Geist, der sich in den Bildern der Schöpfung ausspricht, mit der sittlichen Welt seines Busens in Beziehung steht. Seine Liebe zur Natur gewinnt durch dieses Verständniß an Innigkeit, und je mehr sie sein ganzes Wesen erfüllt, desto weniger wird sie in sentimentalen Herzensergüssen ans Licht treten wollen, das heißt, sie behält ihren naiven Charakter. Auch in dieser Beziehung hat also das Idyll nicht nöthig, sich auf Schäfer und Bauern zu beschränken.

Kehren wir nun zu jener Erklärung Jean Paul's zurück, daß das Idyll ein Vollglück schildere, und fragen, wie der Mensch beschaffen sein muß, der ein solches Glück zu empfinden fähig ist, so läßt sich nur antworten: er müsse sich in einer vollkommenen Harmonie mit sich selbst befinden. In den unentwickelten Ständen kann diese Harmonie als eine unmittelbare Gabe der Natur vorhanden sein, weil da dem Menschen der Unfriede der Cultur fremd bleibt. Doch wir haben nunmehr erkannt, daß das Idyll sich nicht nothwendig an diese Stände binden darf. Denn die Cultur bringt nicht immer eine Entzweiung hervor, und wenn sie es thut, so schließt sie doch nicht die Versöhnung aus. Es ist nicht ihre Absicht, die Natur auszurotten, sondern sie will dieselbe veredeln, sie will ihre Anlagen und Triebe zum Höchsten und Besten entwickeln. Die rechte Durchbildung des geistigen und sittlichen Wesens führt den Menschen dahin, daß eine gehaltvolle, klare und lautere Lebensanschauung das ihm angemessene Element ist, in welchem er sich mit jener unbewußten, instinctartigen Sicherheit bewegt, die sonst nur der Naivetät eigen zu sein pflegt. Ist ihm die Bildung auf diese Weise zur Natur geworden, so hört sie auf, ihn in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln, und er genießt wiederum den Frieden des Naturstandes. Aber er ist zu jener Harmonie gelangt, die den

Ueberwinder beglückt, „zu jener Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird" (Schiller a. a. O.).

Zu dem Vollglücke, welches das Idyll schildert, reicht es jedoch nicht hin, daß der Mensch mit sich selbst in Harmonie lebt, er muß auch nach außen hin Frieden haben. Die Dichter verlegten daher einen solchen idealen Zustand, in welchem weder die Natur, noch die bösen Leidenschaften Anderer dem Menschen eine Sorge bereiteten, in das goldene Zeitalter, in ein schuldloses, mit allem Ueberfluß gesegnetes Arkadien, oder wenigstens in den vor der Unruhe der Welt geschützten, engen Lebenskreis der schlichten Landbewohner. Allerdings sind die verworrenen, feindlichen, friedlosen Interessen, welche mit der Cultur in unser Dasein eindringen, kein Gegenstand für das Idyll. Es hat alle leidenschaftlichen Kämpfe um die Güter der Erde, um die Ausgleichung der Mißverhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen. In dem Idylle erheben sich nicht die Bösen wider die Guten; es führt uns nicht den Unfrieden eines in Schuld und Wahn verstrickten Herzens vor. Denn wenn es auch alle diese Dinge zu einem glücklichen Ausgange hinleitete, so hätte es uns zu lange in eine ernste Unruhe versetzt und würde damit in das Gebiet der Tragödie oder des Epos hinübergreifen. Das Idyll hat nichts mit der eigentlichen Nachtseite des Lebens zu schaffen. Erschütternde Ereignisse dürfen wohl berührt werden, aber in die Handlung selbst nur nach ihren wohlthuenden Folgen hineinspielen. Eine Entzweiung, welche diejenigen trennt, die sich lieben sollten, oder das eigene Herz beunruhigt, darf nicht mehr Bedeutung haben, als die Morgenwolken, aus denen die heitere Frühlingssonne hervorbricht.

So erleben wir denn Idyllen nur in der Zurückgezogenheit von den öffentlichen Interessen nur in dem friedlichen Verkehre mit dem eigenen Herzen, mit

der Natur und mit gleichgestimmten, befreundeten Menschen. Dies ist die Beschränkung, die Jean Paul vorschwebte und er suchte sie mit Unrecht in Gütern, Stand und Bildung. Die Cultur jedes Standes kann ihre Schlacken abwerfen; keine Wüste ist so öde, daß sie nicht ihre Oasen, keine See so wild, daß sie nicht ihre seligen Eilande hätte.

Hermann und Dorothea ist ein Idyll, hat aber als solches die größten Vorzüge vor anderen Gedichten seiner Gattung.

Die volle Freiheit und Befriedigung der Personen gründet sich auf ihren sittlichen Werth. Ihre Naivetät ist gehaltreich. Das Gedicht hat eine epische Handlung mit Collisionen und bleibt dennoch in den Grenzen seiner Gattung.

Es giebt kein süßeres Gefühl als die Freiheit; auf ihre Darstellung läuft jede Schöpfung der Kunst hinaus. Ich will hier nicht nachweisen, wie die Begriffe der dichterischen Schönheit im Epos, in der Komödie oder in der Tragödie alle nur aus einer besonderen Wendung des Begriffes der Freiheit hervorgehen; auch im Idyll gründet sich aller Reiz darauf, daß die Dichtung uns freie Menschen darstellt, Menschen, die keine Kinder der Sorge sind, die mit ganzem Herzen sich an ihrem Zusammenleben erfreuen, die jede innere Störung mit Edelmuth und Liebe zu beseitigen, den Feind, der sie von außen bedrohen könnte, mit dem festen Glauben an die Vatergüte ihres Schöpfers zu entwaffnen wissen. Die Personen, welche uns Goethe in seinem Idyll schildert, leben in vollster Befriedigung. Sie erleiden nichts von den Bedrängnissen der Armuth. Sie besitzen Haus und Hof, Aecker und Gärten. Alles gedeiht unter der fleißigen Hand und dem Segen des Himmels. Sie haben genug, um noch den Nackten zu kleiden und dem Dürftigen von ihrem Brode zu brechen. Mann und Frau altern in wachsender Liebe zu einander.

Ohne Reue, vielmehr mit lebhafter, jugendlicher Freude gedenken sie des Tages, an dem sie einst ihren Bund geschlossen. Der einzige Sohn, dem sich die Elternliebe mit ungetheilter Fürsorge zuwendet, ist die Zierde des Hauses. Der Vater wünscht, er möchte in manchen Dingen anders sein, doch giebt er diese Wünsche auf, weil der brave Jüngling ihm andere und wichtigere Forderungen und Hoffnungen erfüllt. Die Mutter und ihr Hermann hängen aneinander mit jener Traulichkeit, die auf einer innigen Verwandtschaft der Seelen beruht. Die Achtung der Mitbürger, der Verkehr mit braven Freunden und Nachbarn verschönert ihr häusliches Glück. Es erfüllt uns endlich mit herzlicher Freude, daß Dorothea, die beste ihres Geschlechtes, zur Vergütung für manches schwere Leid, in den Segen dieses Hauses aufgenommen wird.

Aber auch in dem, was nicht zur Haupthandlung gehört, hat der Dichter das Moment der Versöhnung im Auge gehabt. Als Dorothea sich von ihrer unglücklichen Freundin trennt, wird ausdrücklich bemerkt, daß diese die schwerste Prüfung überstanden hat, und wir sehen es selbst, wie sie ihre verlorenen Kinder zurückerhält. Der alte Richter, den seine schlimmen Erfahrungen mit Bitterkeit gegen die Menschen erfüllten, hört auf das Trostwort des Geistlichen und neigt sich zu milderen Gedanken hin. Endlich bleibt zwar das Loos der Vertriebenen noch zweifelhaft und sie haben vielleicht noch mit mancher Noth zu kämpfen, doch sind auch hier bereits beruhigende Umstände in Wirkung gesetzt. Die größte Gefahr ist vorüber, denn sie sind ihren Feinden entronnen und in Sicherheit. Sie werden in der Fremde mit Eifer unterstützt und haben selbst manchen harten Thaler gerettet. Die Aenderung im Schicksale Dorotheens ist auch für die Anderen ein Beweis, daß ein einziger Augenblick Alles zum Glücke umgestalten kann und daß man daher das Herz nicht der erquickenden Hoffnung verschließen dürfe. Endlich, so unwillkommen Vielen dieser Trost sein mag: das Unglück bleibt für uns eine

heilsame Schule, und die Gemeinde war vielleicht noch einer ernsten Zucht bedürftig; denn unter den Vertriebenen sind dieselben Menschen, welche früher an ihren flüchtigen Feinden die feige Bosheit übten, welche noch gegenwärtig an den verunglückten Mitbrüdern ohne zu helfen vorübereilten und nicht gelernt hatten, verträglich zu sein.

Achten wir nun auf einige der bedeutenden Vorzüge, welche unserm Idyll vor den anderen Dichtungen dieser Art eigen sind. Die meisten Idyllen schildern uns nur ein müßiges Genußleben, welches jedes tieferen Gehaltes entbehrt. Anders hier, wo sich die Personen ihr Glück mit sittlicher Würde erworben haben und behaupten. Alle sind tüchtige, strebsame und thätige Menschen. Nicht nur der äußere Wohlstand ist das Werk ihrer Hände, sondern auch die Heiterkeit der Herzen entfließt ihrem edelmüthigen Denken und Handeln. Mit welcher Liebe und Verständigkeit wacht die Mutter über dem Frieden des Hauses, welcher Resignation zeigt sich der Vater fähig, obgleich seine sehnlichsten Wünsche, wie es ihm scheinen mußte, nur von einem ganz abenteuerlichen Einfalle Hermann's durchkreuzt wurden, welches Vertrauen und welche kindliche Ehrfurcht weiß der Sohn trotz aller Anfechtungen dem Vater zu bewahren. Das Gedicht stellt absichtlich eine Störung der Eintracht dar, damit wir mit eigenen Augen an einem gefahrbringenden Beispiele sehen, wie bereit und fähig diese trefflichen Menschen sind, sich eines Bessern zu besinnen, einem verständigen Zureden nachzugeben und mit einem liebreichen Opfer den Frieden herzustellen.

In den meisten Idyllen sind auch die Personen, trotz ihrer überzarten Empfindungen, sehr dürftige Geschöpfe. In Hermann und Dorothea gehört die Mehrzahl der Personen nicht den cultivirten Ständen an, aber es giebt kein zweites Idyll, in welchem die Naivetät sich mit so viel geistigem Gehalte erfüllt hätte. Dies ist dadurch möglich geworden, daß der Dichter nicht den eigentlichen unent-

wickelten Naturstand zur Grundlage genommen. Er zeigt uns Menschen von einem sehr gereiften Geiste, hat dabei jedoch allerdings dafür Sorge getragen, daß ihre Bildung als das natürliche Ergebniß ihrer Anlagen, Verhältnisse und Erfahrung erscheint, daß sie sich nirgends mit der Bewußtheit der Cultur als etwas Besonderes geltend macht, und in diesem Sinne ist selbst der Geistliche naiv. Er erhob seine Gestalten zu wahrhaft gebildeten und bedeutenden Menschen, ohne daß sie darum aufhörten, schlichte Leute zu sein. Ueber die scheinbare Ausnahme, die der Apotheker bildet, folgt weiterhin das Nähere.

Ferner konnte bei dieser erhöhten Natur der Personen auch alles einzelne nach gehaltvolleren Beziehungen ausgeführt, in die Vorgänge, Handlungen und Reden eine größere Bedeutsamkeit gelegt werden. Wie tief hat Goethe z. B. den Bund der Familie erfaßt. Was ist die Liebe, wenn sie nur das Gleiche bindet! Doch hier sind Mann und Weib, Vater und Sohn ganz verschiedene Naturen. Da giebt es Anschauungen und Neigungen, die auseinander gehen, da streitet die Richtung der Erziehung mit der natürlichen Sinnesart des Kindes, der Wunsch, für das Glück des Sohnes zu sorgen, mit dessen Ansicht von dem, was glücklich macht. Erst jetzt bewährt sich die heilige Kraft der Liebe, denn sie bindet auch das Ungleiche und weiß das Vielartige in Eins zu verschlingen. So ist hier das gegenseitige Verhältniß der Familienglieder bis zu den feinsten Verzweigungen hin auseinandergesetzt, während in Voßens Luise die Liebe des Vaters und der Tochter sich nur nach außen in Beweisen der Zärtlichkeit kund giebt, aber nichts uns in ihre Herzen, in das verborgene Getriebe der Gedanken und Empfindungen, hineinführt. Eine Idee zu suchen, über welcher sich die ganze Dichtung aufbaut, wollen wir uns nicht verleiten lassen. Wer könnte angeben, welche Idee in der Ilias oder in der Odyssee durchgeführt sei. Das Thema eines epischen Gedichtes ist zunächst gar keine Idee, sondern ein Fac-

tum. Die einzelnen Begebenheiten, Handlungen und Zustände, aus welchen sich das Ganze zusammensetzt, werden jedoch, wenn das Gedicht wirklich Gehalt hat, von Ideen getragen sein und bedeutende Wahrheiten veranschaulichen oder zu beherzigen geben. Ja der Dichter hat die Personen selbst mit einem so aufgeschlossenen Sinne ausgestattet, daß er nicht nur Gegenstände aus der näheren Umgebung, sondern die wichtigsten Zeitereignisse ihrem Urtheile unterbreitet und sie ebenso über Interessen der sittlichen Welt verhandeln läßt. Die Menschen, die Zustände erinnern durchweg an die Naivetät des homerischen Alterthums, und der Geist, welcher die Darstellung durchdringt, setzt sich dennoch durch manche wichtige Momente mit dem höheren Culturleben der Gegenwart in Verbindung.

Endlich übertrifft unser Idyll alle anderen dadurch, daß es sich in der Form an das Epos anschließt und eine Handlung erzählt. Bewegung ist die Seele der Dichtung. Sie soll nicht das Stehende, sondern stets etwas Fortschreitendes darstellen, und namentlich gilt von den epischen Gattungen, daß es ihres Amtes ist, nicht zu malen und zu beschreiben, sondern zu erzählen. Nun steht hiemit in geradem Widerspruche jene Aufgabe des Idylls, ein Leben ohne Kampf und Streit darzustellen, und es scheint kaum möglich, beide Forderungen, die einander entgegenstehen, zugleich zu befriedigen, Bewegung und Ruhe zu verbinden. Unzählige Idyllen enthalten gar keine Handlung; das epische Moment beschränkt sich auf die Einführung irgend einer anziehenden Situation, die dann nach ihrem sinnlichen Detail als Natur- oder Sittenbild und nach den Gefühlen, die sie anregt, ausgemalt wird. Der einsam lebende Invalide schnitzt am Kamin Pfeifenköpfe und Spazierstöcke und erzählt einem Gaste Kriegsgeschichten. Muntere Mädchen verkürzen sich auf der Bleiche die Zeit mit Scherzen und Liedern. Von Idyllen größeren Umfanges fordert man, daß sie eine Begebenheit mit fortschreitender Scenenfolge enthalten, wobei Schilderung und Erzäh-

lung wechseln. So ist in dem vortrefflichen „Siebzigsten Geburtstage" von Voß die Beschreibung des Stilllebens der alten Leute an die Ausschmückung der Wohnstube, an die Zubereitung des Mahles und den Empfang der Gäste geknüpft. Dabei erhält der Zweifel, ob die Erwarteten bei dem bösen Wetter ankommen werden, das Interesse in Spannung. In der „Luise" von Voß und in der „Herbstfeier" von Neuffer folgen die Scenen mehr nach- als auseinander; wie viel hätten diese sonst werthvollen Gedichte gewonnen, wenn ihr Fortschreiten durch irgend eine Verwickelung belebt wäre. Von einer bloßen Begebenheit unterscheidet sich eine Handlung dadurch, daß sich dort nur Dinge ereignen, hier jedoch mit Ueberwindung von Hindernissen nach einem bestimmten Ziele hingestrebt wird. Eine Handlung ist nicht denkbar ohne eine Entgegenwirkung feindlicher Umstände, ohne ein Collision der Interessen. Dies scheint nun in der That die Ruhe und somit das Wesen des Idylls aufzuheben. Goethe stellte aber wirklich eine Handlung dar und löste die schwierige Aufgabe, zugleich den allgemeinen Ansprüchen der epischen Gattung und den besonderen Forderungen des Idylls zu genügen.

Wir fragen daher, wie eine Handlung und wie die Collisionen beschaffen sein müssen, welche die reine Wirkung des Idylls nicht stören, sondern nur durch die epische Spannung erhöhen. Zunächst ist es eine unrichtige Vorstellung, daß das Idyll nur einen ewig heiteren Himmel malt; im Gegentheil, das Glück der Ruhe kann erst nach seinem Werthe und seiner Beseligung empfunden werden, wenn sie aus dem Streite hervorgeht. Was wäre Goethe's Dichtung, hätte Hermann sich in die Wünsche des Vaters gefügt und würde uns nur seine Verbindung mit der Tochter des Kaufmannes erzählt, oder umgekehrt, würde der Vater ihm gleich ohne Vorbehalt gestattet haben, die Vertriebene heimzuführen. Alle Schilderungen, die sich an diese Momente anschlössen, würden uns nicht für die fehlende Verwicke-

lung entschädigen und es entstünde noch der Nachtheil, daß sich bei dem ruhigen Verlaufe der Begebenheit nicht das Innere der Personen enthüllte. Das aber kann man von einer Handlung, die dem Idyll angemessen ist, fordern, daß sie mit einer vollkommenen Befriedigung abschließt, und damit dieses möglich ist, müssen die Collisionen weder den schweren Ernst des Epos noch den schmerzlichen Zwiespalt der Tragödie noch überhaupt einen Gegensatz aufnehmen, der uns auf die Dauer verletzte. Gewöhnliche Dichter wissen meistens nur durch eine Entgegenstellung des Guten und Bösen eine Bewegung hervorzubringen und eine Handlung einzuleiten. Die Unschuld wird von der Bosheit verfolgt, bis sie triumphirt oder unterliegt. Nun hat man es als einen Beweis von zartem Schönheitssinne hervorgehoben, daß in Goethe's Iphigenie der Scythe Thoas, welcher sich der Heimfahrt der Geschwister widersetzt, kein böser, sondern ein redlicher, achtbarer Mann ist, der nach der Lage der Sache nicht anders handeln konnte. Ebenso soll, wenn Tasso und Antonio in einen Streit gerathen, der die traurigsten Folgen hat, nicht der Schuldlose von dem Bösen angefeindet werden; sie sind beide nur anders geartete Menschen, und die Geistesrichtung eines Jeden hat ihre Berechtigung. Unser Idyll giebt hiezu ein drittes Beispiel. Weder dem Vater noch dem Sohne ist eine moralische Schuld beizumessen, weder der Eine noch der Andere hat nach seinem Standpunkte ein irriges Urtheil. - Sie sind nur verschiedene Naturen und darum kommt es in einer Sache, welche beiden gleich sehr am Herzen liegt, zu einem Bruche des Friedens. Wenn in irgend einer Dichtungsgattung, so sind Collisionen solcher Art in dem Idyll an ihrer Stelle; denn der Zwiespalt soll hier mit der reinsten Auflösung abschließen und dies würde nicht der Fall sein, wenn Beschämung, Reue oder die demüthigende Erinnerung an eine thörichte Verblendung des Verstandes nachklänge. In der zweiten Hälfte des Gedichtes haben die Collisionen, an welchen sich die Handlung fortsetzt, einen noch un-

schuldigeren Grund. Es sind nämlich in der Erzählung zwei Haupttheile zu unterscheiden. Der Vater erklärt, welche Schwiegertochter ihm erwünscht, welche ihm zuwider wäre. Der Sohn ist überzeugt, daß er bei einer Bewerbung um Dorotheen nicht auf des Vaters Zustimmung zu rechnen hätte, und überläßt sich der größten Muthlosigkeit. Die Mutter beruhigt ihn und es folgen die Verhandlungen mit dem Vater, seine Nachgiebigkeit gegen Hermann's Wünsche, wenn Dorothea die Hausfreunde zufriedenstellt, und die Fahrt nach dem Dorfe. Hiemit schließt der erste Theil der Handlung. Der Widerspruch, welcher Vater und Sohn in ihren Interessen entzweite, ist überwunden. Der Vater hat dargethan, daß das Glück des Sohnes ihm mehr gilt als ein lange gehegter sehnlicher Wunsch; der Sohn hat bewiesen, daß es nicht seine Art ist, die Hand nach etwas Unwürdigem auszustrecken. — Nun aber konnte das Gedicht noch nicht endigen, weil es mit der Charakteristik Dorotheens im Rückstande war und weil auch Hermann sein Inneres vollständiger darlegen sollte. Daher leitet ein neues Motiv, eine neue Collision noch eine zweite Verwickelung ein. Es sind aber in diesem folgenden Theile die Gegensätze nicht einmal durch zwei Personen dargestellt. Wie sich in der französischen Tragödie die Handlung bisweilen daraus entwickelt, daß in der Brust desselben Helden die Ehre und die Liebe einen schweren Kampf mit einander zu bestehen haben, so ringt hier in Hermann's eigenem Herzen die Zuversicht mit der Hoffnungslosigkeit. Wiederholentlich fordern ihn günstige Umstände auf, Dorotheen seine Liebe zu bekennen und sich dadurch seines Glückes zu versichern, aber seine Bescheidenheit und jungfräuliche Schüchternheit halten ihn davon zurück, und dieser Zartsinn, die Verschweigung seiner Wünsche bewirkt es wieder, daß der Scherz des Vaters so verletzend ausfällt, daß sich noch einmal, wie draußen schwere Wetter rollen, in dem friedlichen Hause ein verkanntes Herz auf stürmische Weise Luft schafft.

So ist denn Hermann und Dorothea nach Tendenz und

Wirkung ein Idyll, nach der Form aber, wie man auch dramatische und lyrische Idyllen hat, ein episches Gedicht und es überschreitet damit nicht die Grenzen seiner Gattung, weil die Zartheit der Collisionen, aus denen die Handlung hervorgeht, eine Ausgleichung zuläßt, welche in keiner Hinsicht einen peinlichen Niederschlag absetzt. Jean Paul und ein Kenner wie Schiller geriethen nicht auf den Einfall, aus dem Gedichte ein culturhistorisch-bürgerliches Epos zu machen; sie nannten es ein episches Idyll, Hegel nicht viel anders ein idyllisches Epos („Vorlesungen über die Aesthetik", 1838, III, 417). Dieser bemerkt ganz richtig, daß die Revolution nicht zur Haupthandlung zu rechnen sei, weil dann sogar ein unberechtigter Sprung zu tadeln wäre, da das Landstädtchen nicht nach seinen politischen Verhältnissen erscheine. Goethe habe daher meisterhaft nur solche Zustände derselben in die Handlung eingeflochten, welche sich in ihrer einfachen Menschlichkeit an jene häuslichen und städtischen Verhältnisse und Situationen durchaus zwanglos anschließen. Er belegt mit Hermann und Dorothea den Satz, daß die epische Poesie sich jetzt aus den großen Völkerereignissen in die Beschränktheit privater häuslicher Zustände auf dem Lande und in der kleinen Stadt (d. h. in das Gebiet des Idylls) flüchten müsse, und so sollten die schwärmenden Symboliker erwägen, daß die Dinge unter dem Vergrößerungsglase zwar mächtiger aussehen aber nicht werden.

Das ideale Element der Dichtung im Gegensatze zu dem Realismus.

Das Verhältniß der geschilderten Lebenszustände und Personen zur ethischen und ästhetischen Idealität.

Zustände, Ereignisse und Personen treten uns in Hermann und Dorothea mit solcher Lebendigkeit vor Augen, daß man ohne Weiteres zu glauben geneigt ist, das Alles sei aus der

Natur genommen und unmittelbar aus der Wirklichkeit in die Dichtung übergegangen. Der realistische Styl gehört zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten, die Goethe's Poesie auszeichnen, und vor Allem scheint unser Idyll einen Beweis dafür zu liefern, daß er es sich zur höchsten Aufgabe gemacht, das wirkliche Leben bis zu seinen unscheinbaren Einzelnheiten hin zu erfassen und mit der größten Wahrheit und Treue abzubilden. Nun theilten wir aber schon seine Aeußerung mit, daß er die Existenz, welche er in diesem Idyll darstellt, von Schlacken gereinigt, und so hat er uns in der That zwar die Natur, aber nicht die gemeine, sondern eine ideale Natur geschildert. Idealisiren heißt nicht ins Schöne malen, nicht die Gegenstände mit Goldfirniß überziehen und lauter Süßigkeiten auftischen, wie sie der verzärtelte Geschmack der Empfindler liebt. Die Vollkommenheit der Dichtung beruht darauf, daß das Leben und die Menschen in das rechte Verhältniß zum ethischen Ideale gesetzt sind, daß ihnen der ästhetische Idealismus die rechte Gestalt gegeben. Ob Goethe mit künstlerischem Bewußtsein zu Werke gegangen oder sich nur seinem glücklichen Instincte überlassen, das kann man nicht genauer bestimmen, doch ist die Sache vorhanden, das Idyll hat in beiden Beziehungen eine ideale Durchbildung erhalten.

Unter dem Ideale verstehen wir im Allgemeinen ein durch und für die Phantasie entworfenes Bild des Vollkommenen, unter dem ethischen Ideale im Besonderen die Vorstellung dessen, was durchaus als wahr, recht und geziemend anerkannt wird und den höchsten Begriffen der Vernunft gemäß ist. Wie das Leben selbst, so ist freilich auch die Welt des Künstlers ein Schauplatz der Entzweiung, in beiden ringen die bösen und die guten Mächte um den Sieg. Doch darin unterscheiden sie sich, daß die Wirklichkeit nur selten, die Kunst jedoch stets solche Kämpfe zu einem versöhnenden Abschlusse hinführt. So viele herzerfreuende und wahrhaft dichterische Situationen uns das Leben darbietet, die Erfahrung lehrt täglich, daß in der Wirklichkeit

das Vernünftige und Rechte sich nur mühsam emporarbeitet, daß die Wahrheit mit dem Scheine in einem ewigen Streite begriffen ist, daß viele Räthsel ungelöst, viele Thränen ungetrocknet bleiben, daß das Verdienst verkümmert und die Niederträchtigkeit den Sieg behält. Nach dem Rathe der Gottheit sollte manches Zeitliche erst in der Ewigkeit zur Ergänzung kommen, und es ward dem Menschen, den solche Zustände von außen bedrängen und in seinem Innersten erschüttern, in dieser Nacht des Zweifels und der Sorge kein Trost gegeben, als der Glaube. In derjenigen Welt, die der Dichter aus seinem Geiste aufbaut, die er mit unbeschränkter Macht nach den Ideen construirt, tritt aber die Erfüllung an die Stelle der Verheißung; er erhebt uns in ein Reich, wo die Vernunft gebietet und die Dinge gehorchen. Doch nicht nach einzelnen Scenen, nach einzelnen Charakteren, sondern nach dem Geiste des Ganzen ist die ideale Haltung eines Kunstwerks zu bemessen. Mag sich immerhin das Häßliche unter seinen Elementen finden, die Forderung der ethischen Idealität ist erfüllt, wenn jede geistige und sittliche Unvollkommenheit in das rechte Verhältniß zu den Ideen des Wahren und Geziemenden gestellt wird, wenn jede Verblendung des Geistes, jede leidenschaftliche Verkehrtheit als solche gerichtet und uns nicht zugemuthet wird, an etwas Gefallen zu finden, was dem uns eingeborenen Sinne für das Wahre, Gehaltvolle, für das Edle und Würdige widerspricht.

Nun haben wir bereits oben Anlaß gehabt, darauf hinzuweisen, wie das in dem Idylle aufgestellte Lebensbild uns das Dasein von seiner heitersten Seite zeigt, wie es diesen glücklichen Zustand auf das rege und reine Zusammenwirken sittlicher Kräfte gründet, wie es die mancherlei Unvollkommenheiten, mit denen uns die Wirklichkeit einengt, nicht verschweigt, aber die äußere Welt dem festen, beharrlichen Sinne, den Mächten der Sittlichkeit unterordnet und die Bekümmerniß in eine erfrischende Hoffnung umwandelt. Goethe sagte einmal zu den jungen Dichtern (Werke

1833, XLV, 431): „Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert. Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren." Ebenso ist es mit dem Idyll, wenn es uns nur durch Bilder einer behaglichen Ruhe einwiegt; sehen wir aber, wie tüchtige Kräfte in harmonischer Zusammenstimmung mit Glück gestrebt haben und fortstreben, geht dieser regsame und anregende Geist durch das Gedicht und erweckt es, wie Schiller wollte, das Gefühl eines unendlichen Vermögens, so stimmt es das Gemüth zur heitersten Befriedigung und diese Wirkung verdankt es der rechten ethischen Verklärung des Lebens.

Ich will hier nur an einigen Beispielen darthun, daß selbst die Aeußerlichkeiten in diesem Idylle die Bestimmung haben, uns das Glück einer frohen und hoffnungsreichen Thätigkeit empfinden zu lassen. Das Städtchen wurde vor zwanzig Jahren durch einen Brand verwüstet. Jetzt prangt es mit neuen oder neu geschmückten Häusern, das Gewerbe ist in Flor, man legt Fabriken an, der regere Handelsverkehr erheischt eine bequeme Verbindung mit der Chaussee. Ist dies ein kleines Spiegelbild des Welttheaters, so werden die Flammen, die sich von Paris her der deutschen Grenze zuwälzen, nicht Alles vernichten, zu seiner Zeit erhebt sich der Phönix aus der Asche. Zu dieser ethischen Idealität stimmt ferner die Auffassung der Natur. Unsere Idyllen sind meistens sentimentale Landschaftsgemälde; man glaubt, daß die Dichtungsgattung selbst dies fordere. Nur Goethe, der Dichter, welcher sich mit pantheistischer Hingabe in die Herrlichkeit der Schöpfung versenkte, scheint in seinem Idyll sich gegen die Schönheit der Natur sehr spröde bewiesen zu haben. Es giebt hier keinen See mit Schilf und Rummeln, keinen Anger mit Schäfchen. Die Wirthin sieht

in ihrem Garten nicht nach Rosen und Nelken, sondern nach dem unromantischen Kohl. Der Wirth und seine Gäste bleiben den ganzen Tag im Sälchen, obgleich sie sogar Voß wenigstens gegen Abend in eine duftige Geisblattlaube geführt hätte. An dem Lindenbrunnen und in den Weingärten zwitschert kein Vogel, während alle Gedichte der Romantiker von Blüthen und Düften, von Sang und Klang überfließen. Goethe betheiligt sich nicht an der zierlichen Kleinmalerei, mit welcher Matthisson und Salis ihre idyllischen Lieder ausfüllen. Es genügt ihm, die Handlung mit einem einfachen Landschaftsbilde zu umfassen. Auf einem Hügel liegt das freundliche, wohlhabende Städtchen. Den Markt mit seinem Brunnen, an dem die Kinder spielen, umgeben stattliche Häuser. Hinter den Straßen laufen Höfe und Gärten bis an die Ringmauer fort, wo dem Rufenden das geschwätzige Echo von den Thürmen antwortet. Den Hügel hinab ziehen sich Getreidefelder. Unten ist ein Wiesengrund, den ein Dammweg durchschneidet. Jenseits führt die Chaussee über einen wellenförmigen Höhenzug. Man kommt an dem Brunnen mit den schönen Linden vorüber und gelangt ins nächste Kirchdorf. Ein Bach, in dem die Kinder herumwaten, durchschneidet dasselbe. An den Seiten der Straße liegen die Häuser mit Scheunen und Gärten. Mit solchen zwar anschaulichen, aber ganz schlichten Worten beschreibt Goethe auch das Besitzthum des Wirthes. Woher diese auffallende Zurückhaltung? Die Natur sollte uns nur als die liebliche Werkstätte, die Erde nur als die allnährende Mutter der Menschen erscheinen; daher spricht der Dichter nicht von den himmelblauen Cyanen, sondern von dem mannshohen Korne, dessen kraftvolle Aehren sich der Sichel entgegenneigen, von den Reben und Obstbäumen, welche volle Kammern versprechen; die zarten Schäfchen und singenden Vögelein müssen vor den starken Zugochsen und muthigen Hengsten weichen. Ueber diesen fruchtbaren Gefilden und Gärten schwebt der Mond gerade mit voller Scheibe, und nach dem

schwülen Tage strömt aus den Wetterwolken neuer Segen hernieder.

Betrachten wir nun das Verhältniß des ethischen Ideals zu der Natur in Betreff der Charaktere. Die durch Auerbach und Bitzius beliebt gewordenen Dorfgeschichten, moderne Seitenstücke zu dem Idyll, stellen gerne den Menschen nach seiner Naturbeschaffenheit dar. Sie schildern die Kraft und Frische der natürlichen Triebe, an denen die Cultur nichts verdorben, an denen sie aber auch nichts veredelt hat. Die höhere Würde und Schönheit der Menschennatur offenbart sich erst darin, daß die Triebe zu dem Vernunftideale aufstreben. Bilder der rohen Natürlichkeit können ganz anziehend sein, wahrhaft erfreulich und erhebend ist es nur, zu sehen, wie viel ein vortrefflicher Mensch aus seiner Natur zu machen weiß. Der Dichter zeichnet allerdings stets Menschen, die einem gewissen Stande angehören, die ein bestimmtes Temperament, einen bestimmten Grad von geistiger Regsamkeit, von Willensstärke und somit ihre Naturseite haben, ja er wird sie nicht über alle Mängel und Verirrungen hinwegheben, sollen sie aber an die Spitze unseres Geschlechtes treten, so muß er einen bedeutenden Bruchtheil des Vernunftideales in ihrem Wesen sicher stellen, so muß aus ihnen das Höchste geworden sein, was nach ihrer Natur und ihren Lebensverhältnissen aus ihnen werden konnte.

Das Gedicht stellt uns in den Bildungskreis einer schlichten Bürgerfamilie. Doch zwei Dinge giebt es, die das Gemeingut aller Menschen sind, in denen es der Höchste und der Niedrigste nur gleich weit bringen kann: ein verständiges Urtheil bei den reinmenschlichen Erfahrungen des äußern und innern Lebens und im sittlichen Verhalten die gesunde Stärke und Zartheit des Sinnes. Kein Vater, und wenn ihn Gelehrsamkeit und Philosophie noch so hoch stellen, könnte z. B. in der Heirathssache seines Sohnes vernünftiger handeln als Hermann's Vater, keine Mutter könnte mit mehr Geschick und

Eifer die Herzen der störrischen Männer versöhnen als Hermann's Mutter, kein Mädchen, und wenn sie die reichsten Schätze einer vornehmen Erziehung in ihren Geist aufgenommen, könnte in ähnlichen Conflicten sich würdiger und zarter benehmen als dieses Landmädchen. So macht der reine ethische Gehalt diese einfachen Menschen zu wahren Musterbildern unseres Geschlechtes. Bei der Darstellung Hermann's hat der Dichter außerdem noch die schöne Aufgabe gelöst, uns einen Charakter im Momente seiner Entwickelung zu zeigen. Ein Ereigniß, das den Jüngling mächtig ergreift, befreit ihn von der Gebundenheit des Puppenstandes und giebt der Kraft des Willens und des Gemüthes, die sich bis dahin auf eine verworrene Weise geäußert, die rechte Richtung, so daß seine edele Natur vor unseren Augen zur vollen Klarheit und Ruhe gelangt.

Wir sagten von dem Ideale, es sei das Phantasiebild des Vollkommenen. Nun gilt, wie wir an dem ethischen Idealismus erkannten, einerseits erst das für vollkommen, was den höchsten Begriffen der Vernunft gemäß ist, andererseits hat aber auch schon das Vollkommenheit, was dem Begriffe seiner selbst entspricht. Stellt der Dichter einen Mann auf, welchem stets der eigene Vortheil über Rechtlichkeit und Anstand geht, so schildert er keinen vollkommenen Menschen, aber einen vollkommenen Egoisten; das Musterbild, welches ihm dabei vorschwebt, nennt man das ästhetische Ideal.

Man rühmt wohl von dem Realisten, seine Personen seien wie aus dem Leben gegriffen; dies ist nicht unbedingt ein Lob. Würde z. B. ein Dichter, der eine Betschwester darstellen will, sich eine bestimmte Person dieser Art aus seiner Umgebung ersehen, ihre Handlungen, Gewohnheiten und gelegentlichen Reden zusammenstellen, so könnte doch das Wesen der Verirrung nur oberflächlich und unvollständig ausgedrückt sein. Vielleicht ist Wallenstein in der Wirklichkeit so wie in Schiller's Drama gleichsam durch und durch die Herrscherwürde

gewesen, vielleicht gab es einen Freund, eine Mutter, einen Höfling, ein lüderliches Genie von der Vollkommenheit, wie sie die Dichtkunst in Pylades, in der Fürstin von Messina, in Marinelli, in Falstaff aufstellt. Wahrscheinlicher ist, daß diese Charaktere zwar stückweise sich allenthalben finden, in der Ganzheit und durchgängigen Bestimmtheit ihres Wesens, wie sie im Drama erscheinen, jedoch niemals existirt haben. Das Ideale geht in dieser Hinsicht über die Natur hinaus und der Idealist ist im Vortheil, wenn er sein Musterbild nach der Idee entwirft und dabei die Natur nur zu Hülfe nimmt, wenn er sich also in unserem Falle fragt, wie Menschen, die in einen frommen Lippendienst verfallen, von Natur beschaffen sein müssen, welche Verkehrtheit des Verstandes und des Gemüthes jener Täuschung über das Wesen und die Pflichten der Religion zum Grunde liegen, welche Fehler weiterhin aus dem einen entspringen müssen oder doch mit ihm im Zusammenhange stehen, wie Hochmuth, Argwohn, Härte den Schein von Tugenden annehmen ꝛc. Indem der Dichter auf diese Weise alle bedeutungsvollen Züge sammelt und ordnet, setzt er sich in Stand, einen Charakter mit gründlicher Darlegung seines eigentlichen Wesens und erschöpfender Vollständigkeit zu schildern.

Bei der Besprechung der einzelnen Personen werden wir erkennen, welche Wahrheit und Vollständigkeit ihre Charakteristik auszeichnet, und wie namentlich der Apotheker, der nach seiner ethischen Seite am tiefsten steht, in Hinsicht der ästhetischen Idealität vielleicht alle anderen übertrifft. Hier sollen uns nur einige kleine, doch eben deshalb recht bedeutsame Beispiele das Verfahren des Dichters vergegenwärtigen. Wohl frisirt und im Schmucke eines neuen, stattlichen Gewandes, macht Hermann der Familie des Kaufmannes einen Besuch. Man kränkt ihn mit unartigem Spotte; daher betritt er nie mehr die Schwelle des Hauses. Doch wir fragen mit dem Dichter: ist das genug? Nein, die große Entschiedenheit des Willens, die der reifer ge-

wordene Jüngling nachher in ernsteren Sachen an den Tag legt, muß sich hier nicht bloß einfach ankündigen, sie muß als ein knabenhafter Trotz hervortreten. Und so glättet Hermann die gekräuselten Haare gleich mit den Fingern und hängt den unschuldigen Rock in den Schrank, um ihn niemals wieder anzuziehen. In einem reiflich durchdachten Kunstwerke ist jede Einzelnheit charakteristisch; sie muß uns in den Geist des Ganzen einführen, wie schon der fossile Zahn eines Thieres der Vorwelt über Gestalt und Lebensweise der ausgestorbenen Gattung Aufschlüsse giebt. Hermann's Vaterhaus liegt am Markte, er erwählt eine Bank vor der Thüre zu seinem gewöhnlichen Sitze. Weiset diese Gewohnheit nicht auf einen Jüngling hin, der mit Hermann's ruhigem Gleichmuth stille für sich lebt, mehr beobachtet als spricht, der, wenn er eine Zerstreuung braucht, keine Kameraden aufsucht, sondern sich begnügt, dem Verkehre zuzuschauen? Konnte die Mutter daher nicht errathen, daß er sich jenes Mädchen aus einem schlichten Stande zur Lebensgefährtin wünsche?

Gemeinhin bezieht man den ästhetischen Idealismus nur auf die Charaktere. Der Dichter muß jedoch jede Situation, jede Scene so anlegen, daß wir keinen wesentlichen Zug vermissen, daß sie ihre ganze Bedeutung aussprechen. Ja bloße Aeußerlichkeiten, Umstände, Ort und Zeit müssen der Handlung vollkommen angemessen sein und ihre Wirkung erhöhen. Hermann hat von dem Vater harte Worte gehört, seine Sehnsucht nach dem fremden Mädchen verdoppelt sich, da sie der Hoffnung beraubt wird. Wohin flieht er nun mit seinem Unmuth und Kummer. Etwa in seine Giebelkammer? Nein, es treibt ihn fort aus dem Vaterhause. Oder in eine Laube des stillen, weiten Gartens? Was seine Seele sucht, das ist in der Ferne. Daher geht er unwillkürlich auf die Anhöhe an der äußersten Grenze des väterlichen Besitzthums. Da kann er nach den Hügeln blicken, über welche die Verlorene fortzieht; da findet er jenen

alten Birnbaum, der so einsam und verstoßen scheint, wie er sich selbst fühlt. Hier steht sein Fuß beinahe schon auf fremdem Boden und sein Herz will für immer mit der Heimath brechen. — Hermann und Dorothea führen ihr erstes trauliches Gespräch bei den schönen Linden, doch nicht an einem bloß anmuthigen Orte, sondern der Brunnen soll uns zugleich an die Zeit der Erzväter erinnern und das Brautpaar neben die trefflichen Menschen des biblischen Alterthums stellen. Nicht anders wie mit dem Orte ist es mit der Wahl der Zeit. Hermann führt die Vertriebene am sinkenden Abende in das väterliche Haus. Es ist die Zeit, wenn Menschen und Thiere vom Ackerwerke heimziehen, wenn der Vogel sein Nest sucht, wenn die Heerden in die gewohnten Ställe zurückkehren, wenn die Hausgenossen bei des Lichtes geselliger Flamme beisammensitzen; dazu tobt draußen ein schweres Gewitter mit dem rollenden Donner und dem herabstürzenden Regen. Da fühlt man so recht das süße Glück, ein eigenes, festes Obdach zu haben, einem Familienkreise anzugehören, und unter solchen Umständen tritt die heimatlose Fremde an der Hand des Freundes in das Haus seiner und ihrer Eltern.

So wird man sich davon überzeugen, daß Goethe, obwohl er zu den Realisten gezählt wird, selbst die Aeußerlichkeiten auf Ideen bezog und bei aller Natürlichkeit der Darstellung einem sinnvollen Idealismus Rechnung trug.

Das naive Element der Dichtung im Gegensatze zu der Sentimentalität.

Die Personen gleichen in der Gefühlsweise den homerischen Menschen.

Es scheint ein Widerspruch, daß wir den Personen des Idylls, die wir eben als idealische Gestalten kennen gelernt,

nun doch noch die Naivetät beilegen wollen. Dort war jedoch nicht das Naive, sondern das Reale oder die wirkliche Natur der Gegensatz der Idealität; dem Naiven aber, wie wir das Wort hier gebrauchen, liegt die Bewußtheit und die Sentimentalität gegenüber, und in diesem Sinne kann auch der ideale Charakter naiv sein. Wir haben bereits gezeigt, wie das höhere Geistesleben der von Goethe geschilderten Personen, weil es ihnen zur Natur geworden, sich fast mit bewußtloser Einfalt darlegt und weder das Idyll aus seiner Gattung, noch die Personen aus ihrem Stande hinausführt. Sehen wir nun, ob diese sich auch nach ihrer Gefühlsweise in den Grenzen der Naivetät bewegen.

Der hauptsächlichste Vorzug der neuern Poesie vor der des classischen Alterthums besteht darin, daß sie die innere Welt des Gemüthes auf das vollkommenste ausgebildet. Theils hat sie die Gegenstände, welche unser Gefühl bewegen, nach ihrer ganzen bedeutungsvollen Wahrheit aufgefaßt, so daß sie eben deshalb unser Herz tiefer ergreifen, theils hat sie die Organe der Seele, gleichsam die inneren Sinne der Empfindung, mit einer größeren Schärfe, Feinheit und Regsamkeit ausgestattet, so daß sie den leisesten Ton erlauschen und viele Dinge, für welche man in der alten Welt keine Empfänglichkeit hatte, mit dem Wohl und Wehe des Herzens in Verbindung setzen. Daher hat in der neueren Poesie die lyrische Dichtung den anderen Gattungen den Preis abgewonnen. Nun wird Niemand behaupten wollen, daß im Alterthum das Herz des Menschen ein harter, steinichter Acker gewesen, den die Sonne nicht erwärmt, der Thau des Himmels umsonst befeuchtet, aber die Gemessenheit, das ethische und künstlerische Princip der alten Welt, ließ es dem Dichter nicht „reizend erscheinen, sich in den Abgrund hineinzustürzen" und in der Beredtsamkeit der Empfindung, in der musikalischen Schilderung der Affecte, kann die antike Kunst nicht mit der modernen wetteifern.

Goethe schloß sich in diesem Punkte an Homer an. Ist seine Dichtung deshalb hinter den Idyllen der sentimentalen Dichter zurückgeblieben? Fehlt seinen Personen die Beweglichkeit der Seele, die Stärke und Innigkeit des Gefühles? Es liegt sehr nahe, hier an die Töchter des alten Lear zu denken; zwei derselben schilderten ihre kindliche Liebe mit den prächtigsten Farben, die dritte fand keine Worte für das, was sich von selbst verstand, und sie allein hatte für den Vater ein treues Herz.

Wir wollen nun an einigen Beispielen darauf hinweisen, wie entschieden sich die Personen in dem naiven Idyll trotz aller Anlässe der romantischen Herzensergießungen enthalten. Hermann sitzt unter dem Birnbaume und blickt nach den Hügeln, über welche Dorothea in die Ferne zieht. Was würde etwa der Verfasser der „Amaranth" aus dieser Situation gemacht haben! Hermann hätte sein tiefes Leid den Winden und den Wolken, den Blumen und den Vögelein geklagt; die hoffnungslose Sehnsucht hätte es sich nicht nehmen lassen, ihr Thema in weichen Arioso und in leidenschaftlichen Recitativen auszuführen, bis zuletzt die Verzweifelung mit schreienden Accorden den gehörigen Effect machte. Goethe thut nur, was auch Homer gethan hätte. Der Jüngling flüchtet sich mit seinem Schmerze an einen abgelegenen Ort, der seiner Stimmung gemäß ist. Eine Thräne fließt ihm über die Wange. Das Vaterhaus hat für ihn keine Freude mehr. Er möchte weit weg, in den Krieg oder in den Tod. Diese Eine wird seine Frau oder keine. Eine so einfache Sprache hat die Leidenschaft des naiven Menschen, aber was sie sagt, sind keine Worte, die der Wind verweht. — Dorothea, die freundliche Helferin unter den heimatlosen Gästen, zieht ohne Eltern und Geschwister in das fremde Land. Das harte Schicksal, welches dem Vaterlande den Untergang droht, hat ihr den Verlobten entrissen. All' ihre Habe faßt ein kleines Bündel. Wenn uns ein Monolog in

ihre Seele blicken ließe, wie viele pathetische Momente könnten da ihre Wirkung thun! Außerdem war ihr Hermann wie ein Engel erschienen! Sie sieht ihn vielleicht nicht wieder, aber ihr Herz ist getroffen, es beschäftigt sich mit ihm, und solche Empfindungen durchkreuzen die treue Erinnerung an den Todten. Abermals eine pikante Situation! Vielleicht fand sich in dem Garten der Bauerhütte, wo Dorothea mit der Wöchnerin rastete, ein romantisches Plätzchen mit Büschen, bemooften Steinen und einem rinnenden Bache; hier ließ sich das Alles des Breiteren durchempfinden, hier könnten wir sie belauschen. Wirklich, der Apotheker belauscht sie in dem Garten, aber sie hält keinen Monolog, sondern sie windelt den Säugling! Selbst von da ab, als wir mit Dorothea unmittelbar in Verkehr treten und ihre Gespräche mit Hermann anhören, bleibt uns das, was eigentlich in ihrer Seele vorgeht, verborgen, bis ihr zuletzt eine leidenschaftliche Aufregung das Geheimniß entreißt. Da erkennen wir denn freilich, daß dies starke Herz, was uns die harmlos heiteren Worte und Blicke nicht vermuthen ließen, genug tiefen Gram gehabt und nur die schwere Kunst besaß, schweigend zu dulden und schweigend zu hoffen.

Wie der Dichter selbst jede prunkende Landschaftsmalerei unterließ, so versetzt er seine Personen auch in Betreff der Naturliebe auf den naiven Standpunkt. Der Vater hatte nach dem Brande sein Pferd, die Mutter, weil ihr Herz noch kindisch war, ihre Hühner gesucht, Hermann erzog sich seine Fohlen. Vater und Sohn sind Landwirthe, und obgleich ihnen ganz andere Dinge Sorge machen, beobachten sie doch inzwischen mit wahrer Spannung das Wetter, weil morgen die Ernte beginnt. Die Mutter macht einen Gang durch die wohlgepflegten Gärten, und trotz ihres Kummers um Hermann bringt ihre geschäftige Hand Dies und Jenes in Ordnung. Die arkadische Natur mit dem azurnen Himmel, den silbernen Quellen und dem sammetweichen Rasen ist nur eine Phrase der Sentimentalität, aber wahrhaft idealisch ist der fromme Bund,

in dem der Sohn der Erde, der naive Mensch, mit seinem mütterlichen Grunde lebt. Einmal scheint Hermann sein väterliches Erbe mit pathetischen Worten zu schildern, aber er thut es nicht mit sentimentaler Naturliebe, sondern er will der Mutter nur zeigen, daß Alles und Jedes ihm keine Freude mache, wenn er der Gattin entbehrt, und daß es für ihn ein bitterer Schmerz wäre, wenn das gesegnete Land eine Beute des Feindes werden sollte. Als er mit Dorotheen an dem Brunnen verweilt und als sie heimwandelnd die Abendlandschaft überblicken, sagen sie einander kein Wort über diese Reize; weshalb schildern, was man sieht, weshalb dem Anderen vorempfinden, was er selber fühlt? Wie mancher Dichter hätte sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, hier Dorotheens schöne Seele wenigstens durch einige Ausbrüche des Entzückens zu enthüllen. Nur einmal entschlüpft ihr ein empfindungsvolles Wort, das sich jedoch sogleich in eine Wendung des Gespräches verliert:

wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.

Nachdem wir nun die hauptsächlichsten Gesichtspunkte erörtert, nach welchen der Dichter die Charaktere zu entwerfen pflegt und nach welchen der Leser sie aufzufassen hat, gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Personen über.

Wie sich diese Elemente in den einzelnen Charakteren durchdringen.

Der Vater.

Mit einer tüchtigen Willenskraft, Verstand und gesunden Trieben ausgerüstet, gehörte er nach seinem Temperamente zu den aufstrebenden, regsamen und lebhaften Naturen. Ein

mangelhafter Schulunterricht hatte ihn wenig gefördert. Er war Alles durch sich selbst geworden, indem er Verhältnisse, die Manchem verderblich gewesen wären, zu seinem Vortheile benutzt hatte. Bei dem frühen Tode des Vaters verwaltete er schon als Jüngling das Hauswesen der Mutter. Das lebhafte Gewerbe, Geschäftsreisen und die Lust, mit den Menschen zu verkehren, verhalfen ihm zur Sicherheit und Gewandtheit in Urtheil, Rede und Betragen. Auf diesem Selbstgefühle ruhte seine frische, muthige Stimmung. Als das Feuer sein Vaterhaus verzehrt hatte, sehen wir ihn am folgenden Tage nicht in müssiger Schwermuth die Brandstätte betrachten, sondern er denkt gleich an den Aufbau und verlobt sich mit des Nachbars Tochter. Er blickt nicht wie der Apotheker mit Sorgen in die Zukunft, sondern leert sein Glas mit fröhlichem Vertrauen auf bessere Tage. Die Furcht vor dem Uebel ist ihm mehr verhaßt als das Uebel selbst, und nichts macht ihm mehr Verdruß als die Thränen der Weiber.

Mit seiner Freude an der Thätigkeit verbindet sich ein stetes Fortstreben zum Bessern, der Sinn für das Tüchtige sowohl wie für das Zierliche. Das Haus, die Gärten und Felder, die ganze Schöpfung einer rastlosen, geordneten Thätigkeit, ist das Bild der Solidität und des Wohlstandes. Der glänzend gebohnte Tisch mit den mächtigen Füßen, die geschliffene Flasche auf blankem zinnernem Runde, das neue, bequeme Kütschchen, welches, mit den muthigen Pferden bespannt, in gewaltiger Eile dahinrollt, dies Alles macht einen sehr freundlichen Eindruck. Nicht nur der Hauswirth, sondern auch der Bürger bewies diese Lust zu schaffen und zu bessern. Er setzte es als Bauherr durch, daß seine Vaterstadt nach dem Brande ein würdiges und zierliches Ansehen erhielt. Sein Eifer theilte sich dem ganzen Rathe mit, und so ward manches Nützliche eingerichtet, zu Anderem der Beschluß gefaßt. Voll Entrüstung tadelt er eine Obrigkeit, die Alles in Verfall, Unordnung und Schmutz gerathen läßt; ebenso die jetzige Jugend, die theils

nur Vergnügen und Tand liebe, theils ohne Regsamkeit hinter dem Ofen brüte.

War es ihm um die Sache selbst zu thun, so bewegt ihn doch auch ein lebhaftes Ehrgefühl. Er beklagt, daß er bei dem dürftigen Unterrichte nichts Besseres hat werden können als ein Gastwirth. So geht er denn wenigstens in seiner Sphäre stets auf das Höchste aus. Er erwählte das schönste Mädchen zur Frau und seine Hausfreunde gehören zu den ersten Männern des Ortes. Es ist ihm eine Ehrensache, die Gäste durch eine gute Bewirthung und durch ein artiges Entgegenkommen zufrieden zu stellen. Mit einiger Genugthuung erwähnt er, daß ihn die Mitbürger sechsmal zum Bauherrn gemacht. Daher wünscht er angelegentlich, daß sein einziger Sohn der Mann werden möchte, der er selbst nicht werden konnte. Schule und Privatunterricht waren ihm nicht zu theuer, und als nun Hermann's Ideen doch nicht über das väterliche Gewerbe hinausgehn, soll wenigstens eine passende Heirath den Schaden vergüten. Die Schwiegertochter, ein gebildetes, anmuthiges Mädchen aus einer vornehmern Familie, soll sein Haus mit dem höheren Stande in Verbindung bringen. Er will Herren und Damen zu sich einladen, und die Schwiegertochter soll die angenehme Wirthin machen. An Hermann's Eigensinn und Gleichgültigkeit scheiterte auch diese letzte Aussicht. Als Herr des Hauses bewahrt er sein Ansehn. Bei seinem heftigen, reizbaren Wesen tadelt und schilt er vielleicht ein wenig zu viel, doch berechtigt ihn seine eigene Tüchtigkeit, auch von Andern etwas zu fordern, und er hat es gern, daß ihm die Hausgenossen Liebe und Ehrerbietung zu erkennen geben. Hermann verstand es lange nicht, dem Vater mit freundlichem Vertrauen entgegenzukommen; auch in dieser Hinsicht sollte ein Schwiegertöchterchen mit ihren kindlichen Schmeicheleien für ihn eintreten.

In dem Ehrgeize liegt ein selbstischer Zug, doch der Vater ist zugleich ein gerechter und wohlwollender Mann. Er bereut

es lebhaft, wenn er Jemand Unrecht gethan. Gewiß ging er auch nicht um der bloßen Sitte willen Sonntags in die Kirche. Die Religion hatte ihn gelehrt, der Zukunft mit Heiterkeit entgegensehen, er erkennt aber auch mit deutschem Ernst in dem schrecklichen Brande ein Strafgericht Gottes. Vielleicht war sein Gemüth weicher, als man merken sollte. Es schmerzte ihn, daß er Dorotheen verkannt, und als die Dulderin ihm mit kindlichem Sinne die Hand küßte, entflossen ihm Thränen der Rührung. Ein solcher Mann wird nicht immer den Ehrgeiz, Herr im Hause zu sein, behaupten können. Die Mutter weiß sehr wohl, daß man mit einem guten Worte Alles von ihm erlangen kann. Dies sollte auch Hermann erfahren. Um wie viel er durch ein Ablassen von seiner selbstischen Energie an Ansehen einbüßt, um so viel wächst durch diese Züge des Wohlwollens seine Liebenswürdigkeit.

Noch ein anderes Gegengewicht wehrte dem strengen Ernst, den ein strebsames Ehrgefühl anzunehmen pflegt. Er war gesellig, redselig, heiter und liebte die Gemächlichkeit, wie es die Jahre, die „Fülle der rundlichen Glieder" und der Wohlstand mit sich zu bringen pflegen. Gerne saß er mit guten Bekannten beim Glase Wein und sollte es auch über dem Anstoßen und Disputiren zu einem Räuschchen kommen. Er wollte Dorotheen, welche eigentlich nicht das erwünschte Schwiegertöchterchen war, mit einem freundlichen Scherze begrüßen. Als Jüngling wird er gewiß nicht auf den Sürtout und die Pekesche böse gewesen sein; jetzt aber gefällt es ihm nicht, daß der bequeme Schlafrock, Pantoffel und Mütze verbannt sind. Ja, einem so gemüthvollen Manne konnte es nicht ganz gelingen, eine äußere conventionelle Würde anzunehmen. Als wohlhabender Bürger und angesehener Rathmann kommt er Sonntags im Festkleide mit bedächtigen Schritten aus der Kirche; diese vornehme und steife Ehrbarkeit paßt nicht recht zu seinem gutherzigen, lebhaften Wesen. Es war daher

natürlich, daß die leichtfertigen Knaben lachten, es war aber auch natürlich, daß Hermann dafür über sie herfiel.

So sind denn alle Eigenthümlichkeiten von dem Dichter sorgsam gegeneinander abgewogen; das Ernste und Heftige ist gemildert, das Milde durch energische Züge erhoben, und wir haben sowohl in ästhetischer, wie in ethischer Hinsicht einen completen Menschen vor uns, der seine Stelle in der Welt, sich selbst und Anderen zur Freude, auf eine höchst achtbare und liebenswürdige Weise ausfüllt.

Hermann.

Die meisten Jünglinge, welche unser Idyll lesen, werden für Hermann Partei nehmen, den der Vater doch mit einer unbilligen Strenge zu behandeln scheint. Sie übersehen, wie viele Ursache derselbe zur Unzufriedenheit hatte. Für einen so lebhaften, strebsamen und ehrliebenden Mann mußte es Tag für Tag ein großer Schmerz sein, diesen Mangel an jugendlicher Regsamkeit, diese Gleichgültigkeit gegen jede Auszeichnung wahrzunehmen. Schon in der Schule war Hermann immer hinter den anderen Knaben zurückgeblieben. Auch später beschränkte sich sein Interesse auf die Wirthschaft. Welchen Jüngling muß man wohl dazu nöthigen, ein wenig in der Welt herumzureisen? Hermann bleibt fein zu Hause und hat seine bestimmten Ruheplätzchen, wo ihn die Mutter zu finden weiß. Er ist zu blöde oder zu verschlossen, um Verkehr zu suchen. Es setzt ihn schon in Verlegenheit, einen besseren Rock zu tragen. Worüber sollte er sich mit den Frauen unterhalten? Von einer Oper, die ganz Europa aufregte, hatte er kein Wort gehört. Der Vater hatte immer die Schönste zum Tanze geführt, der Sohn geht dieser Lustbarkeit aus dem Wege. Er seufzt in der Dachkammer über seine Einsamkeit und schließt sich nicht einmal an einen Freund an. Sogar im Vaterhause ist er ein einsylbiger Träumer, und wir

hören von keinem jugendlichen Interesse, außer daß er seine Pferde besorgte. Oben haben wir es als einen Vorzug gerühmt, daß das Idyll eine Handlung darstellt. Um diese von einer Collision herzuleiten, mußte der Dichter dem Vater und Hermann entgegengesetzte Neigungen geben. Nun wäre es aber gewiß natürlicher und tausend Dichtungen stimmen uns darin bei, wenn die Bedächtigkeit dem Vater zugetheilt sein möchte und wenn ihm dann ein feuriger Sohn gegenüberstände, denn jetzt scheint die Jugend alt und das Alter jung zu sein. Bei einiger Erwägung stellt es sich freilich heraus, daß dem Uebelstande nicht abzuhelfen war. Wollte der Dichter nämlich aus seiner Quelle die Thatsache beibehalten, daß der Sohn eines wohlhabenden Bürgers sich mit einer Bäuerin vermählte, so war er genöthigt, dem Jünglinge die Lust an beschränkten Verhältnissen als einen hervorstechenden Charakterzug beizulegen. Der Dichter mußte das Phlegma zur Grundlage seines Wesens machen, und Goethe hat sich nicht gescheut, dasselbe mit kräftigen Farben zu schildern. Nun aber versäumt er es auch nicht, ein Temperament, dessen übeler Ruf Niemanden scheu machen darf, nach seiner höchst würdigen und lieblichen Seite hin auszubilden.

Es fehlt solchen gelassenen Menschen keineswegs an Kraft. Sie wählen einen enge umschriebenen Kreis von Pflichten, aber sie vollenden dann ihr Tagewerk mit der pünktlichsten Sorgfalt und einem immer gleichen, ausdauernden Fleiße. Sie sind zwar wahre Muttersöhne. Sie haben es gerne, selbst wenn sie heranwachsen, daß die Mutter mit liebevoller Hand für ihre Bedürfnisse sorgt, und lassen sich aus Bequemlichkeit oder Dankbarkeit auch gerne von ihr leiten. Wenn aber ein ernstes Interesse ihr Herz ergreift, so beharren sie bei ihrem Beschlusse mit der unbeugsamsten Entschiedenheit des Willens, und es treten selbst Eigensinn und Trotz an die Stelle der gewohnten Lenksamkeit. Sie mögen Keinen beherrschen, sie lassen sich Vieles von Anderen gefallen, doch auch diese Ge-

duld hat ihre Grenze; sie brechen mit den Freunden erst bei einer empfindlichen Beleidigung, vielleicht ohne Zorn, aber für immer.

Die Jahre des Gefühls sind die Jahre des Irrens, sobald eine vorwiegende Erregbarkeit den Geist jedem Eindrucke der Außenwelt bloß stellt. Daher gelangen nur Jünglinge, deren Herz nicht so beweglich ist, sehr frühe zur Reife des Verstandes und der Gesinnung. Hermann streckte schon als Knabe nicht die Hand nach Diesem und Jenem, sondern erwählte, was seiner Natur gemäß war, und daran hielt er fest. Er sprach wenig, doch in der Stille versuchte er sein Urtheil an der Erwägung der weltlichen Dinge. Meistens giebt die Natur dem Gemüthe für den Mangel an Regsamkeit die Stärke und Innigkeit zum Ersatze. Wem eine freudige oder schmerzliche Empfindung wirklich die ganze Seele erfüllt, der scheut jede Mittheilung. Erst lange nachher, als die Wunde geheilt war, erzählt Hermann jenes Unrecht, das ihm der reiche Kaufmann und seine Töchter zugefügt. Welcher auffallende Umstand, daß die Mutter ihn niemals weinen gesehen! Wie rein und stark bleibt das Herz bei dieser Stille, Sicherheit und Selbstbeherrschung, während so viele Jünglinge sich in dem Feuer ungezähmter Leidenschaften verzehren, ihrer selbst und des Lebens müde sind, ehe sie recht zu leben angefangen. Hermann's sittliche Triebe entwickelten sich in friedlicher Geborgenheit: so seine lautere Redlichkeit. Er hasset jede Unbill. Er empfand es als ein Unrecht, daß der Apotheker nur auf die eigene Wohlfahrt bedacht war. Er schützte als Schulknabe die kleinen Mädchen gegen die Wildheit der Spielgenossen und rächte den Vater. Aus solchen Keimen erwuchs eine reine und starke Menschenliebe. Denn woher dieser mächtige Eindruck, den Dorothea auf ihn bei der ersten Begegnung macht? Er sieht ein Mädchen, welches nicht der eigenen Noth gedenkt, sondern nur für die Freundin Hülfe begehrt. Und welches ist die erste Regung, die es bewirkt, daß in seinem Herzen die

Liebe zu Dorotheen Wurzel faßt? Es ist das Verlangen, der freundlichen Helferin selbst ein Helfer zu werden.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wollen wir Hermann's Verhalten gegen seine Eltern und seine Bewerbung um Dorotheen betrachten, die uns seine starke und reine Natur in einem noch schöneren Lichte zeigen werden.

Wo die wechselseitige Liebe der Eltern und Kinder auf eine Berechnung von Gaben und Gegengaben hinausläuft, da sind die Herzen verdorben, da hat die heilige Kraft der Natur aufgehört, in ihnen wirksam zu sein. Selbst der ungerechte Vater ist immer noch Vater, der ungerathene Sohn bleibt ein Sohn. Indessen wird in unserm Falle die Liebe auf keine so harte Probe gestellt. Wie Hermann's Vater zwar murrt und heftig tadelt, aber sehr wohl weiß, was er an dem trefflichen Jünglinge besitzt, wie er sich daher von der Mutter und den Freunden leicht bedeuten läßt und endlich mit überraschender Nachgiebigkeit seine Zustimmung zu einer Heirath giebt, gegen die er kurz vorher seinen tiefen Widerwillen erklärt, so hegt Hermann trotz der Scheu, die ihm die Unzufriedenheit des Vaters einflößt, eine kindliche Ehrfurcht gegen denselben.

Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.

Heil dem Sohne, der nicht das Vertrauen zu dem Vater verliert, auch wenn ihn harter und unverdienter Tadel getroffen. Als die Mutter es Hermann vorhält, daß der Vater das Recht habe, ein gutes Wort zu verlangen, erkennt er augenblicklich seinen Starrsinn. Er verzweifelt nicht an der Güte des Vaterherzens, er wagt die gefährliche Bitte und thut es nicht vergebens. Später soll er Dorotheen die Eltern schildern. Mit welcher gewissenhaften Aengstlichkeit erwähnt er das, was ihm an den Eigenheiten des Vaters tadelhaft scheint. Ihm ist es in der letzten leidenschaftlichen Scene nicht genug, daß

der Vater, welcher sich mißmüthig entfernen will, weiter keinen Protest gegen die Heirath einlegt; er brennt danach, das Vaterherz ganz zu versöhnen, und bittet ihn flehend, zu bleiben, damit er erkenne, daß nur dasjenige Mädchen, welches ihn selbst als die liebreichste Tochter verehren werde, die Braut des Sohnes sein könne.

Denkt man an Hermann's Verhältniß zu der Mutter, so sucht man unwillkürlich ein stärkeres Wort als Liebe, um dieses innige Zusammenleben Beider bezeichnend auszudrücken. Auch hier verstand es Goethe, die höchste Idealität und die reinste Natur in einander aufgehen zu lassen, und diese Seite der Dichtung zeugt wieder in gleichem Grade von künstlerischem Schönheitsgefühle wie von einer sinnigen Betrachtung des menschlichen Herzens.

Das Weib verläßt Vater und Mutter, um dem Manne anzuhangen; es wird auch den Mann im Herzen verlassen, um dem Sohne anzuhangen. Diesen hat sie geboren, sie hat das junge Leben mit Angst und Sorgen überwacht, der liebliche und kräftige Knabe, der heranreifende Jüngling mit seiner hoffnungsreichen Zukunft, ist ihr Geschöpf, ihr Stolz, ihre Freude. Sie liebt ihn, nach einem wahrhaft erhabenen Zuge des weiblichen Geschlechtes, schon darum zärtlicher, weil er mehr als der Vater ihrer bedarf. In den ersten Lebensjahren kann ein Vater den Kindern wenig sein. Sie kommen erst in seine Pflege, wenn mit der Entwickelung ihres Geistes Ernst gemacht wird. Sie lernen ihn erst recht verehren und lieben, wenn sie reif genug sind, ihn zu begreifen. Inzwischen hat sich die Anhänglichkeit an die Mutter vom bewußtlosen Lächeln des Säuglings an in fröhlichem Wachsthum entfaltet. Während der Vater im Hause den Ernst des Lebens vertritt, bleibt die Mutter die Spenderin der Freude, ihre Güte und Geduld sind unerschöpflich. Erwägt man nun, daß Hermann sich schon von Natur mehr zu der Sanftmuth der Mutter als zu dem raschen Eifer des Vaters hinneigte, daß er diesen durch

seine Langsamkeit ermüdete, daß er gar sehr der Nachsicht bedurfte, daß ihn bei dem häufigen Tadel ein freundliches Wort der Mutter, die er leichter zufrieden stellte, doppelt erquickte, so mußte das Band des innigsten Einverständnisses ihre Seelen umschlingen. Die Mutter hatte nur diesen einen Sohn, Hermann bedurfte keines Freundes, keines Vertrauten: Beide fanden an einander ein völliges Genüge. So war es auch natürlich, daß seine Neigungen und Sitten sich mehr nach dem Wesen der Mutter bildeten. Sein stillthätiges Schaffen in der Wirthschaft, sein häuslicher Sinn, die Geduld, die Bescheidenheit, die Keuschheit der Gedanken, das Zartgefühl, dies alles stimmt zu den liebenswürdigsten Tugenden des Weibes.

Jedermann erkennt, wie die Eigenthümlichkeiten der drei Personen einander bedingen, wie der Dichter jeden Zug aus der Natur des Menschen genommen und genau nach der Einwirkung der Umstände entwickelt hat, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheit und Consequenz das ganze Bild der kleinen Familie entworfen ist.

Ebenso charakteristisch ist für Hermann die Geschichte seiner Liebe. Der klugen Welt scheint es ein frommer Aberglaube, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; hier hat nun eine höhere Fügung ganz sichtbar dem Jünglinge das Weib zugeführt, welches für ihn geschaffen war. Hermann ist hinaus gefahren, die Noth der Auswanderer zu lindern. Die Situation macht sein Herz weich und empfänglich. Der junge Landmann hat für die Schönheit kein anderes Maß als die gesunde und reine Kraft der Gestalt und des Gemüthes. Nun erblickt er Dorotheen, das frische, wohlgebildete Landmädchen, nicht eins jener zarten Wesen, die einen kurzen Sommer blühen und welken; er vernimmt ihre verständigen, herzlichen Worte und fühlt sich augenblicklich von einer edelen, ihm verwandten Natur angezogen. Es ist aber eine irrige Ansicht, daß er sich schon jetzt gelobte, entweder Dorotheen oder keine heimzuführen, wie man überhaupt, um auch die wunderbaren

Wirkungen der Liebe für das Thema des Gedichtes erklären zu können, mit Uebertreibung von einer plötzlichen und völligen Umwandlung seines Wesens spricht. Er kehrte in heiterer Stimmung zurück. Dies war nur möglich, weil er noch gar nicht an eine Verbindung mit dem fremden Mädchen dachte, wie aus der Erläuterung zu II, 1—81 erhellen wird. Die bloße Erscheinung eines Weibes, wie er es ersehnte, hatte ihn so freudig ergriffen. Er überließ sich dem freundlichen Eindrucke ihres Anblicks, ohne sein Herz zu verstehen. Erst als der Apotheker das Glück der Ehelosigkeit preist, kommt es Hermann in den Sinn, daß er selbst gerade jetzt in der gefahrvollen Zeit heirathen müßte, und der bescheidene Jüngling nimmt es sich heraus, den bejahrten Mann mit strengen Worten zu tadeln. Sein Interesse für Dorotheen wird ihm klarer und geht in ein bestimmtes Verlangen über. Könnte er ihr, die selbst ein Herz für die Leidenden hat, das glücklichste Loos bereiten; könnte seinem eigenen freudelosen Leben eine solche Ergänzung zu Theil werden! Nun erinnert ihn der Vater an die Kaufmannstöchter. Die Beleidigung, die ihm in dem reichen Hause widerfahren war, hatte ihm wohl die jüngste Schulfreundin noch bis zu diesem Augenblicke nicht ganz entfremdet. Doch jetzt verblaßt ihr Bild vor dem einfachen, liebreichen Mädchen, das er eben gesehen. Wie anders sind auch die Umstände. Während er in jenem Familienkreise nicht vor dem Spotte sicher ist, verwickelt ihn die Fremde, die schlichte Bäuerin, in keinen Verkehr mit vornehmen Verwandten; sie würden allein für einander leben und sich an der Thätigkeit in Haus und Feld erfreuen. Wie eigenwillige Naturen gerade durch Hindernisse in ihrem Vorhaben bestärkt werden, so bewirkt endlich des Vaters heftiger Einspruch gegen ein bäurisches Mädchen, daß Hermann, dem seine Empfindung für Dorotheen jetzt zum völligen Bewußtsein gekommen, die Verbindung mit ihr als das ganze Glück seines Lebens betrachtet, und so blickt er unter dem Birnbaume dem in die Ferne

dahinziehenden Mädchen nach, das festzuhalten ihm früher kaum einfallen konnte. Er muß sie besitzen oder die Verzweiflung treibt ihn in den Tod. Es wird ihm jedoch gestattet, Dorotheen in das Vaterhaus heimzuholen. Dem kühnen Sigfrid schien es ein thörichter Wahn, sich der herrlichen Kriemhild gleich' zu stellen. Doch, sprach er, sollte ich von Dir lassen, so wäre ich lieber todt!*) Mit welcher bescheidenen Meinung von seinem Werthe, mit welcher mädchenhaften Schüchternheit sucht auch der wackere Hermann seine Liebe der Ersehnten mehr zu verheimlichen als anzudeuten; diese Unschuld und Demuth ist einer der lieblichsten Züge in dem Wesen des trefflichen Jünglings und mit der männlichen Kraft nicht nur vereinbar, sondern der rechte Gipfel derselben.

Die Mutter.

Dem Vater und Hermann hat der Dichter Charaktere von einer sehr mannichfachen Gliederung gegeben. Zu dieser Vielseitigkeit kommt, daß Jeder in sich Eigenschaften vereinigt, die eigentlich ungleichartig sind, woher in bewegteren Augenblicken das Gleichgewicht gestört wird. Das Wesen der Mutter ist dagegen durchaus klar, einfach und ohne Widerspruch mit sich selbst. Charaktere der ersten Gattung stehen, sittlich betrachtet, oft nicht so hoch, aber sie sind meistens in dichterischer Beziehung interessanter, weil Alles, was in der Bewegung begriffen ist, uns mehr anspricht als das Ruhende und Abgeschlossene. Die Mutter wird daher hauptsächlich nach ihrer ethischen Idealität zu würdigen sein.

Zunächst lernen wir ihre Herzensgüte kennen. Hermann hatte in sein Wäglein viele Geschenke für die Flüchtlinge eingepackt; die Mutter kramte noch lange, um ein Bündel alten Leinenzeuges beizufügen. Erst eine Gabe und dann noch eine

*) Timm (S. 75) hat ebenfalls diese Aehnlichkeit bemerkt.

Zugabe, das ist die rechte Art des fröhlichen Gebers, den Gott lieb hat. Ihr Gefühl ist weich, die Thränen kommen ihr leicht ins Auge. Sie nimmt liebreich an den Menschen Theil, wie sie als kindisches Mädchen ihre Küchlein gepflegt. Daß sie ihrem Manne mit Herzlichkeit zugethan war, kann man wohl voraussetzen, doch enthält das Gedicht eben nicht viele Hinweisungen dieser Art, und es ist immer bedenklich das Bild nach eigener Phantasie mit erhöheten Farben auszumalen. Duentzer sagt: „Gar wohl versteht sie es, der heiteren Behaglichkeit ihres Eheherrn, die durch keinen Mißstand, keine Sorge gestört sein will, jeden Vorschub zu leisten, auch den geringsten Grund zu irgend einem Mißfallen zu entfernen, auf die unmerklichste, aber alles klug vorsehende Art seinen Anforderungen und stillen Wünschen entgegenzukommen" (S. 34). Diese Angaben haben eine Bestimmtheit, als ob das Gedicht uns tausend Beispiele von jener Zärtlichkeit zeigte, die etwa die Küsterin oder die Pfarrerin bei Voß an den Tag legt, doch was ließe sich ohne Zwang unter diesen Gesichtspunkt stellen? Ebenso soll „es ihr zur Wonne gereicht haben, den Gatten und seine Freunde mit Rheinwein zu bewirthen und ihren Gesprächen zu horchen" (S. 37). Von dieser Wonne sagt der Dichter ebenfalls nichts. Das heitere und liebevolle Zusammenleben des Paares soll wohl hauptsächlich daraus hervorleuchten, daß Mann und Frau sich gleichmäßig mit lebhafter Freude in die Jugend versetzen und erzählen, wie der Nachbarssohn auf der Brandstätte das betrübte Lieschen forttrug

und schnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.

Das schönste Zeugniß für das Glück dieser Ehe liegt aber darin, daß der Pfarrer, als er dem jungen Paare die Ringe der Eltern ansteckt, für das neue Band keinen besseren Segenswunsch hat, als daß es völlig gleiche dem alten.

Die Liebe der Mutter zu dem Sohne der Jugend haben

wir bereits zu bezeichnen versucht, und herzlich wohlthuend ist die Traulichkeit, mit der sie des Sohnes Verlobte in die Arme schließt.

Der Dichter nennt sie gerne die gute, verständige Hausfrau, Verständigkeit ist ihr zweiter rühmlicher Vorzug. Sie war die Vermittlerin zwischen dem Vater und dem Sohne, und eine solche Stellung kann schon bei einer geringen Unbedachtsamkeit für das Glück des Hauses verderblich werden. Wenige Mütter verstehen es, ihren geliebten Sohn bei dem strengen Tadel des Vaters zu beruhigen und zu ermuntern, ohne daß sie sich unbewußt gegen den Vater Partei nehmen und ein Unrecht desselben zu vergüten scheinen. Unzählige Male ist die schreckliche Erkaltung des kindlichen Vertrauens keinem anderen Umstande zuzuschreiben, als dieser nicht böse gemeinten Verirrung der Zärtlichkeit. Hermann's Mutter ging von dem schönen Grundsatze aus, daß man das Kind mit der Geistesrichtung lieben müsse, die ihm die Natur gegeben, sollten auch viele Wünsche unbefriedigt bleiben. Sie ließ sich ihren Hermann nicht schelten und hielt es dem Vater gelegentlich vor, daß er ihn beständig durch seine Vorwürfe entmuthige. Der Vater tadelte keineswegs ohne Grund, doch setzen wir den Fall, er war in der Aufregung hart und unbillig. Was thut nun die Mutter? Sie geht ihrem Lieblinge nach, um ihn zu trösten. Aber es kommt ihr nicht in den Sinn, in Hermann's Klagen über den Vater einzustimmen; sie sagt ihm im Gegentheil, daß sein Eigensinn das Uebel verschlimmere, daß der Vater bei seinem Poltern ein liebreicher Mann sei, daß er ein gutes Wort verlangen könne und das Vertrauen mit Güte erwiedern werde. Sie wollte dem Sohne damit nichts einreden und nichts ausreden; was sie sagt, ist Alles buchstäblich wahr, und der brave Jüngling erkennt seinen Fehler. Er kehrt zum Vater um und der Friede ist hergestellt, während ein unverständiges Wort den Bruch unheilbar machen konnte. Bei aller Weichheit des Gefühls ist sie entschlossener als Hermann. Sie bemerkt von

den Frauen, daß sie sich nicht leicht von der Verfolgung ihres Zieles abschrecken lassen, sondern dasselbe, wenn es nicht anders geht, wenigstens auf Umwegen zu erreichen suchen. Diese Klugheit besaß sie selbst, und die Eigenheiten ihres Mannes gaben ihr Gelegenheit, sie zu üben. Der gute Vater wußte selbst, daß seine raschen Entscheidungen nicht immer die besten waren, und ließ die Mutter gewähren, wenn sie ihm die Meinung beibrachte, daß Alles nach seinem Willen geschehe. Mit einer feinen Wendung theilte sie ihm Hermann's Liebe zu der Bäuerin so mit, als ob nur sein eigener innigster Wunsch erfüllt würde. Mit gleicher Sicherheit beherrscht sie Hermann. Sie macht nicht viel von der patriotischen Kriegslust, die er unter dem Birnbaum an den Tag legt; sie hat sein Geheimniß gleich weg und zeigt ihm selbst, wie es in seinem Innern aussieht. Diese Klugheit hat nichts Falsches und Selbstisches. Sie lenkt den Mann und den Sohn, doch die Herrschaft im Hause ist ihr keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein schöner und mühevoller Beruf.

Nach ihrem lebhaften Naturell steht sie ihrem Gatten näher. Freundlich, doch ungeduldig unterbricht sie die philosophirenden Männer,

Saget uns, was Ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.

Als Hermann und Dorothea so lange ausbleiben, geht sie unruhig umher und macht sogar ihren Gästen und Freunden lebhafte Vorwürfe, daß sie ohne das Paar heimgekommen. Ohne Zweifel hat sie als Hauswirthin eine gleiche Rührigkeit bewiesen, und das Gedicht sucht dies auch anzudeuten.

Darin aber gleicht sie wieder mehr dem Sohne, daß sie an dem stillen Glücke des Hauses genug hat, nicht nach äußerem Glanze strebt und dem gemäß auch nicht erst durch äußere Zeichen der Verehrung bestimmt werden darf, Jemanden nach seinem Werthe zu schätzen und zu lieben. Indem sich ihre größere Innigkeit und Gemüthstiefe dem Sohne mittheilte, wurde in

dem Wesen des Jünglings der lebhafte Eifer des Vaters zu einem ausdauernden Fleiße, sein aufstrebendes Ehrgefühl zu einem stillen Sinne für das Würdige.

Dorothea.

Ihre Gestalt hat Goethe am klarsten vor Augen gestanden, ihr Inneres hat er sich mit dem liebevollsten Interesse vergegenwärtigt. Vielleicht waren ihm Frauen dieser Art begegnet, sie lebten aber auch in seiner Anschauung, denn von der Lotte in Werther's Leiden ab kehrt dieses Ideal, wie bei einer Seelenwanderung, von Zeit zu Zeit in seiner Dichtung wieder, um unter besonderen Verhältnissen eine neue Geschichte zu durchleben. Die Darstellung Dorotheens hat jeden Vorzug, welcher die durchdachtesten Bildungen der Kunst verklärt, und zugleich ist ihr wieder eine Leichtigkeit eigen, als hätte sie der unbewußte Instinct hervorgezaubert.

Das Vorwiegen des Gefühls ist der eigenthümlichste Zug im Charakter jedes Weibes, das in Wahrheit ein Weib ist. Das Gefühl ist die logische Ordnung seiner Gedanken, das oberste Gesetz für seine Handlungen, Urtheile und Sitten. An einem anderen Orte habe ich gezeigt, daß zu Klopstock's Zeiten die gefühlvollen Mädchen in der Poesie und namentlich in den Idyllen immer gar sanfte, weichgestimmte Seelen waren, bis Voß dieser sentimentalen Charakterform in seiner Luise die naive Munterkeit entgegenstellte. Dorothea ist nun weder eine zarte Himmelsblume, noch ein fröhliches Kind der Natur; zur Sentimentalität verirrt Niemand, der eine tüchtige Willenskraft besitzt, und mit dem leichtblütigen Tändeln ist es zu Ende, wenn ein verständiger, durch bedeutsame Erlebnisse entwickelter Sinn den Ernst des Lebens erkennt. Eine gehaltene, stille Heiterkeit weiset darauf hin, daß schwere Prüfungen dem Gemüthe Dorotheens eine höhere Weihe gegeben haben, ohne es zu verdüstern, und hieraus erwächst die wahre Schönheit der

Seele, nicht jene Empfindelei, die eine Zeitlang dieſen Namen an ſich geriſſen. Frauen mit einem ſolchen ſchönen Gemüthe ſollen vorzugsweiſe in unſerem Vaterlande zu Hauſe ſein; wir finden ſie wenigſtens oft unter den Idealen unſerer Dichter.

Die herrliche Kraft Dorotheens leuchtet zuerſt aus der Art hervor, wie ſie ihr Schickſal erträgt. Der Dichter hat aus Abſicht oder aus Vergeſſenheit die Geſchichte ihrer erſten Jugend ſehr im Dunkel gelaſſen. Wir erfahren nicht, wer die Eltern Dorotheens geweſen und in welchen Verhältniſſen ſie ihre Kindheit verlebt. Als Waiſe kommt ſie in das Haus eines alten Verwandten, den ſie bis zu ſeinem Tode pflegt. Dann finden wir ſie auf einem größern ländlichen Beſitzthum wieder, wie es ſcheint, als Gehülfin der Hausfrau, der ſie mehr aus Liebe als aus Verwandtſchaft ihre Dienſte widmet und deren Kinder an ihr wie an einer zweiten Mutter hängen. Wo der Gutsherr hingekommen iſt, erfahren wir nicht. Nun muß die Frau eilig der auswandernden Gemeinde folgen. Sie hat nicht einmal ihre Töchter bei ſich, ſie ſelbſt nebſt dem auf der Flucht geborenen Säugling entbehrt bei dem Ungemache des Wetters und von dem verfolgenden Feinde geängſtigt, jedes männlichen Beiſtandes. Dorothea allein iſt ihr Schutz und ihre Hülfe. Dieſe ſelbſt, von Kindheit an vereinſamt, kann, wenn ſie für ſich oder ihre Schützlinge eines Rathes bedürftig iſt, ſogar zu keinem Haupte einer verwandten Familie ihre Zuflucht nehmen, ſondern als eine rechte Waiſe wendet ſie ſich an den Vorſtand der Gemeinde. Von welchem Gewichte war für ſie unter ſolchen Umſtänden ihre Verlobung mit dem hochherzigen Jünglinge geweſen, der in Paris ſeinen Tod fand. Mit ihm vermählt, konnte ſie ſich von Neuem als ein Glied in dem Familienbunde der Geſellſchaft fühlen. Aus der Heimat vertrieben, verlaſſen, verarmt, nur mit dem friſchen Andenken an den Verluſt ihrer letzten, liebſten Hoffnung, — ſo finden wir Dorotheen, als Hermann ſie kennen lernt. Aber

wir vernehmen nichts von einer auflösenden Schwermuth oder von einer bittern Stimmung gegen die Menschen und das Leben. Zufrieden und freundlich zieht sie auf ihrem dornenvollen Pfade dahin. Als wären ihre eigenen Angelegenheiten in der besten Ordnung, sorgt sie nur für die Bedürfnisse Anderer. Unerwartet bietet sich ihr in Hermann's Vaterhause ein Asyl dar. Sie wagt es neue Hoffnungen zu hegen, da wird ihr Zartgefühl beleidigt. Sofort will sie umkehren, Nacht und Unwetter sollen sie nicht daran hindern, das hat sie alles ertragen. Diese Leidensgeschichte bekundet so hinlänglich die entschlossene Kraft ihrer Seele, daß der Dichter wohl kaum nöthig hatte, noch ein Gefecht mit Soldaten hinzuzufügen. Im Gegentheil, ihre Stärke könnte vielleicht ohnehin schon auf ein männisches Wesen hindeuten, auf einen Mangel an zarter Beweglichkeit des Gefühls. Das Weib soll ja nicht heldenmüthig gestimmt sein, außer in dem Augenblicke der Gefahr und unter dem Drucke des Leidens; so wie die äußere Nöthigung vorüber ist, soll sie zu einer sanfteren Gefühlsweise zurückkehren, denn diese ist ihr natürlicher Zustand. Doch sehen wir nicht hier dieselbe Veränderung? Jetzt ist Dorothea in ein beglücktes Haus eingetreten und als sie über ihren ersten Verlobten zu sprechen genöthigt wird, mit welcher tiefen Bewegung gedenkt sie seines Scheidens und wie rührend bittet sie Hermann, es ihr zu verzeihen, daß sie selbst an seiner Hand noch bebe und nur schüchtern in die Zukunft blicke. Der Kampf ist beendigt, die Heldin ist wieder das weiche, zärtliche Weib.

Dorothea war frühe auf sich selbst angewiesen, sie mußte schon als jüngeres Mädchen selbständig einem Hauswesen vorstehen und ihre ganze mühselige Jugend machte es ihr zur Gewohnheit, sich in der Welt mit verständigen Blicken umzusehen. Dazu erwuchs sie in einem Lande, wo gewaltige politische Ideen und erschütternde Thatsachen den Geist auf das öffentliche Leben lenkten, wo schon die Gefahr jeden Einzelnen

zum Antheile nöthigte, und wer das Auge an Gegenständen von solchen Dimensionen geübt, wer gleichsam den Ocean unter Stürmen befahren, den konnte nicht leicht ein Hinderniß oder ein Unfall auf dem Binnenwasser des täglichen Lebens in Verwirrung setzen. Diese schöne Sicherheit des Betragens machte auf Hermann einen tiefen Eindruck und trug gewiß dazu bei, daß er sich gleich anfangs zu ihr hingezogen fühlte, und so lauschte er später am Lindenbrunnen und auf dem Gange zur Stadt wohl mit Freude, aber auch fast mit ehrerbietiger Scheu den verständigen Reden; ja der helle Verstand, der aus ihrem Auge blickte, ließ ihn nicht einmal ihre freundliche Zuneigung wahrnehmen. Hermann bedachte ängstlich, ob sie es verstehen würde, dem Vater zu gefallen; als sie die Ansprüche desselben erfuhr, erklärte sie es für eine Kleinigkeit, da sie es schon gelernt hatte, eine herzliche Ergebenheit mit gefälligen Sitten zu verbinden. In Allem, was sie spricht und thut, offenbart sich ihre vorbedenkende Einsicht. Nur einmal schien sie durch ihr Herz zur Thorheit verführt zu sein. Sie folgte Hermann in das Haus seiner Eltern mit der dunkeln Ahnung oder Hoffnung, daß sie daselbst nicht immer Magd bleiben würde. Aber es ist ihr auch im Augenblick klar, welche übeln Folgen ihre Unbedachtsamkeit für sie haben mußte, und sie bestraft sich selbst mit einem schmerzlichen Bekenntnisse ihrer Uebereilung. Zum Glück hatte indessen in diesem Falle ihr Gefühl sie richtiger geleitet als die Ueberlegung. Als den höchsten Beweis von ihrem verständigen Sinne müssen wir ihre klare Ansicht von der Bestimmung des Weibes betrachten. Wer in Wahrheit von der Ueberzeugung durchdrungen ist, er sei zum Dienen geboren, dessen Herz ist friedlich und freundlich, geduldig und bescheiden; die entgegengesetzten Untugenden kommen nur zum Vorschein, wo ein eigensüchtiges Interesse Einen dem Anderen entgegenstellt. Denn die Liebe sucht nicht das Ihrige, sondern kleidet die Nackten und labet die Durstigen. Man sagt, die Thiere wissen selbst Unbekannten

mit besonderm Instincte die Freundlichkeit und die Lieblosigkeit anzumerken. In solchen Dingen ist auch das Urtheil der Kinder entscheidend. Als Dorothea sich von den Ihrigen trennte, fielen ihr die Kinder mit Schreien und Weinen in die Kleider; der dankbaren Wöchnerin aber war das Herz zu voll, sie hatte nur Thränen und lispelte ein Wort des Segens.

Nach der Quelle, aus welcher das Idyll geflossen, überreichte die fremde Magd ihrem Verlobten einen Mahl-Schatz von zweihundert Ducaten. Dorothea kam in das reiche Haus mit leeren Händen und gleichwohl mit einer Ausstattung, die weit köstlicher war als Steine und Perlen.

Der Geistliche.

Wir haben uns nun mit den beiden Hausfreunden der Familie zu beschäftigen. Die Darstellung des Geistlichen hat eigenthümliche Bedenken erregt. Was er spricht und thut, das ist nämlich allerdings nicht nur von Welt- und Menschenkenntniß, sondern auch von frommem Sinne durchdrungen. Aber der Gesichtspunkt, von welchem er die Dinge betrachtet, seine ganze Redeweise erinnert nicht recht an seine Amtstracht, und man findet es sehr ungeistlich, daß dieser Pfarrer nicht einmal bei der feierlichen Verlobung des Paares Anlaß hat, den Namen Christi auszusprechen. Er wird nur dadurch zu einem Geistlichen, daß man sich die Laien nach der Mehrzahl als weniger milde, menschenfreundlich und fromm vorstellt, daß man diese Eigenschaften vorzugsweise als die Kennzeichen des geistlichen Berufes betrachtet. Wer nun mit der religiösen Denkart der gebildeten Laien und vieler Theologen des 18. Jahrhunderts bekannt ist, als es Sitte geworden war, dem Christenthume nur die allgemeinsten deistischen Wahrheiten zu entnehmen, in Christus selbst nicht den Sohn Gottes, sondern vielmehr das Vorbild des geläuterten Humanismus und einen vollendeteren Sokrates zu sehen, der wird in unserem

Geistlichen leicht das Ideal jener Zeitrichtung wiedererkennen. Man ging darauf aus, die Religion mit der weltlichen Bildung zu verschmelzen und suchte dies durch eine Verallgemeinerung mancher Glaubenssätze zu erreichen. Der Geistliche selbst sollte zwar in seinen Sitten Würde zeigen, sich jedoch nicht durch eine pedantisch strenge Ehrbarkeit von anderen Leuten absondern. Es wird daher hier ausdrücklich von dem Pfarrer erwähnt, daß er außer der Bibel die besten weltlichen Schriften gekannt. Er ist noch jung, vielleicht unverheirathet und nicht durch ein Hauswesen an strengere Rücksichten gewöhnt. Er geht daher gleich nach dem Gottesdienste, wiewohl nicht aus bloßer Neugierde, ebenfalls zu den Vertriebenen hinaus; er bringt dann den Rest des Sonntages außer dem Hause zu, er nimmt, wie er oft in Straßburg als Candidat den Wagen gelenkt, auch jetzt noch unbedenklich die Leine in die Hand: kurz, es haben Amt und Stand den Gang seiner Gedanken, die Rede und das Betragen noch nicht an ihre charakteristische Formen gebunden, und gerade darin sollte sich wohl seine Aufgeklärtheit und Freisinnigkeit kundgeben. Aber hat er nun gleichsam keine Bäffchen vorgebunden und entbehrt seine Sprache allerdings nicht nur der Salbung, sondern auch der dogmatischen Bestimmtheit, so erscheint er gleichwohl als ein hervorragender Lehrer und Führer der Gemeinde. Seine tiefe Geistesbildung giebt den Gesprächen eine gehaltvolle Wendung und einen überzeugenden Abschluß. Während die Anderen bisweilen leidenschaftlich zu Einseitigkeiten verirren, bleibt er selbst stets ruhig und klar. Er kennt die Menschennatur und kennt auch den einzelnen Menschen. Der Erfolg bestätigt sein Urtheil über Hermann und auch über Dorotheen, deren Werth ihm der erste Anblick offenbart. Wie Hermann seines eigenen Gefühles sicher war, so ist er auch dessen sicher, daß der geistliche Herr das wackere Mädchen nicht verkennen wird, und daher macht er unbedenklich sein Glück von der Entscheidung desselben abhängig. Mit menschenfreund-

lichem Sinne vertheilt der Geistliche sein Silbergeld unter die Bedürftigen und giebt auch das gesparte Goldstück hin. Sehr schön hat der Dichter es verstanden, ihn auf die Denkweise der Anderen im harmlosen Gespräche einwirken zu lassen, ohne daß im Geringsten eine zudringliche Belehrung kenntlich wird. Wir sehen nämlich, wie er durchweg und mehr aus Gewohnheit als aus Absicht den Frieden des Menschen mit sich selbst, mit Anderen, mit Natur und Leben ins Auge faßt, wie er unrichtigen Ansichten, namentlich wenn sie zu unbilligen Handlungen oder zu einer Verstimmung des Gemüthes führen könnten, die versöhnende Wahrheit entgegenstellt und so als ein rechter Apostel des Friedensfürsten thätig ist. Er läßt die Mutter Natur nicht schelten, wenn sie schlimme Neigungen in das Herz des Menschen gelegt zu haben scheint, da ein jeder Trieb bei angemessener Pflege das Gute fördere. Weiß Jemand allein ein eifriges Fortstreben zu schätzen, so führt er ihm auch den Werth eines ruhigen Schaffens zu Gemüthe. Er lobt es, daß der Wirth dem verzagten Nachbar gegenüber ein fröhliches Vertrauen zu der Vorsehung hegt. Als der Richter durch den Anblick der Noth und der Bosheit an den Menschen und am Leben irre geworden, lenkt er die Gedanken desselben auf Beweise des Edelmuthes, der gerade in der Gefahr und Bedrängniß hervortritt. Er billigt es nicht, daß man sich die Erinnerung an den Tod zum lähmenden Schreckbild macht. Nur einmal scheint der Geistliche am Zwiespalt Freude zu empfinden und absichtlich wehe zu thun. Dorothea hält sich für verspottet und vergießt bittere Thränen. Der Pfarrer vermag es sie zu beruhigen, aber er zieht es vor, ihren Schmerz durch einen kalt berechneten Vorwurf zu mehren. Doch wir wollen später erwägen, was dieses seltsame Verfahren rechtfertigen könnte, und hier nur noch an einen andern auffallenden Umstand erinnern. Die alte Erzählung theilt die Verheirathung der Salzburgerin mit dem wohlhabenden Bürgerssohne als Beispiel von der wunderbaren Fügung Gottes mit, ja der

Prediger, den man damals um Rath fragte, hatte gemeint, es könnte Gott seine besondere Schickung darunter haben, und obwohl nun unser Idyll in so vielen Beziehungen daran mahnt, wie die Uebel des Lebens das Gute zur Begleitung oder zum Ausgange haben, ja eine hieher gehörige Anwendung jener Lehre, die der Richter empfing, sehr nahe lag, läßt Goethe dennoch seinen Geistlichen nicht in Bezug auf das junge Paar und namentlich auf Dorotheen den frommen Glaubenssatz aussprechen, daß Gott die Seinen auf wunderbare Weise durch die Trübsal zur Freude führe.

Der Apotheker.

Er unterscheidet sich von den übrigen Personen dadurch, daß sein Charakter nicht zu der sittlichen Idealität aufsteigt; dafür hat er eine interessante Besonderheit erhalten und diese ist nach dem ästhetischen Idealismus am reichsten entwickelt. Seine übelen Eigenschaften gruppiren sich um die Eigensucht und um die Beschränktheit. Doch wollen wir gleich im Voraus bemerken, daß diese Mängel einmal nicht das Maß überschreiten, sondern fast für falsch geleitete Tugenden gelten könnten, und daß der Apotheker sich seiner Schwächen nicht bewußt, sondern mitunter auf sie stolz ist, weshalb man sie seiner Einfalt zu gute hält. Es liegt uns hier ein poetisches Kunststück vor: Der Apotheker prahlt mit einer bewußten Bildung und ist dennoch naiv, weil er von der Verkehrtheit dieser Bildung keine Ahnung hat; er leidet unter dem Drucke der Beschränktheit und genießt dennoch ein idyllisches Glück, weil er zwar nicht mit der Welt, aber desto mehr mit seiner eigenen Person zufrieden ist und Keinem Anlaß giebt, ihn in seinem Wahne zu stören. Eine solche Charakterform streift an das Komische, ihre Darstellung muß einen Anflug von Ironie haben, und so gehört der Apotheker bei aller sonstigen Unähnlichkeit in die Classe jener idyllischen Naturen Jean Paul's, die in ihrer Einfalt selig sind.

Der Neigung, bei Allem auf das eigene Interesse zu sehen, hat der Dichter reichlich Gelegenheit gegeben, sich geltend zu machen. Zunächst äußert sie sich in einer übergroßen Sparsamkeit. Haus und Garten verfallen; der Besitzer kann jedoch rühmen, daß sie einst sehr schön gewesen. Auf einer Flucht, bei der es sich um Leben und Tod handelte, würde es ihn schmerzen, müßte er die Kräuter zurücklassen. Dem Beispiele der Barmherzigkeit folgend, verschenkt er etwas Tabak, denn er trägt kein Geld bei sich. Alte Kleinodien werden sorgsam aufbewahrt, zum Theil allerdings aus Pietät. Er hat zwar, als er ehelos blieb, nicht Weib und Kind in die eine, Austern und Champagner in die andere Wagschale gelegt, aber er freut sich, in schlimmen Zeiten nur für sich allein sorgen zu dürfen und ein größerer Hausstand wäre ihm ohnehin zu theuer gewesen. Diese Sparsamkeit wächst nun nicht zu dem Grade an, daß sie in Geiz und Habsucht umschlüge; sie zieht ihm keine Verachtung zu, doch wird man über den guten Haushalter gelächelt haben. Vielleicht wurde es ihm sogar nicht zu schwer, bisweilen die Ehrenpflicht der Gastfreiheit zu erfüllen; wir hören wenigstens von einem Kaffee in der Muschelgrotte des Gartens, doch ist das lange her. Eine ängstliche Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt bezeigt die zur Vorsicht mahnende Lebensregel: Eile mit Weile, deren Wahrheit er mit der Autorität des Kaisers Augustus belegt. Die Mittelstraße ist ihm der goldene Weg, als der sicherste, etwa wie der Sonnengott zu Phaethon sagt: medio tutissimus ibis. Den schlimmsten Schaden hatte er durch seine eigensüchtige Bedenklichkeit wohl sich selbst zugefügt; denn das Eile mit Weile hinderte ihn, eine Frau zu nehmen, und so ging ihm mit der Erweckung des Familiensinnes das wirksamste Mittel gegen die Selbstsucht verloren. Doch tritt auch hier ein milderndes Moment ein. Nach Duentzer's feiner Bemerkung (S. 28) bewahrt der Apotheker seinen längst verstorbenen Eltern eine liebevolle Anhänglichkeit; wie die goldenen Ketten

der seligen Mutter, so hält er ein pädagogisches Heilmittel des Vaters in Ehren.

Die geistige Entwickelung des Apothekers war auf der Stufe der praktischen Klugheit stehen geblieben. Schon sein beredtes Lob der vormaligen Sitte, um eine Braut zu werben, beweist seine Unfähigkeit zu jeder idealischen Erhebung. Er rühmt die Kunstwerke in seinem Garten ohne eine Ahnung von ihrer Geschmacklosigkeit. Charakteristisch ist auch seine Gewohnheit, sich der Sprüchwörter zu bedienen. Zwar haben viele vortreffliche Männer einen Denkvers zur beständigen Richtschnur ihrer Handlungen gemacht. Ein solcher Grundsatz, in den sie gleichsam den innersten Kern ihrer Persönlichkeit zusammenfaßten, nöthigte sie zur Consequenz und bestellte das Urtheil der Welt zum Aufseher über ihre Handlungen. Ganz anders ist es jedoch, wenn Jemand, wie unser Apotheker, nicht einen einzigen Satz zur Quelle seiner Denkweise macht, sondern eine Menge von Sprüchen mit sich herumträgt, um gleich einem ordentlichen Familienvater, der eine Anzahl erprobter Recepte gesammelt, in vorkommenden Fällen bald diesen, bald jenen anzuwenden. Das Geschichtchen aus seiner Kindheit zeigt uns, wie mechanisch er dabei verfährt. Ueberkommt ihn einmal die Ungeduld, so sieht er sich nicht nach Gründen um, die ihn beruhigen könnten, sondern er greift zu jenem Hausmittel, welches ihm einmal der Vater verordnet.

Er rühmt sich, ein Menschenkenner zu sein, aber seine Vorsicht hat ihn verleitet, seine Erfahrungen damit abzuschließen, daß man Keinem trauen dürfe, ehe man mit ihm einen Scheffel Salz verzehrt. Daher setzt er gern das Schlimmere voraus. Die Neugierde der Städter, als sie zu den Auswanderern hinauseilen, führt er auf die Schadenfreude zurück. Des Pfarrers günstiges Vorurtheil für Dorotheen überzeugt ihn nicht, da ein gefälliges Aeußere trügen könne. Er eignet sich daher recht zu einem Späher. Er liebt es ganz unschul-

digen Zwecken mit heimlicher List nachzugehen. Er sagt wispernd, was Jeder hören könnte.

Wie gegen die Menschen, so ist er gegen das Schicksal mißtrauisch. Daher seine ängstliche Vorsicht, die ihm für Weisheit gilt. Der Feind ist noch nicht nahe, aber er hat schon seine Sachen gepackt. Heiter klingen die Gläser der Anderen,

Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine.

Als der Pfarrer ihn von dem Lindenbrunnen heimfahren wollte, stieg er zaudernd ein; er konnte nicht recht an das Talent des Führers glauben und

Saß wie Einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet.

Trotz seiner Beschränktheit hält er sich für einen gescheiten Mann. Er rühmt, daß ihn Niemand so leicht betrügen werde, und spricht nur aus Höflichkeit von seinem geringen Verstande. Die Eitelkeit macht ihn redselig. Er nimmt gerne das Wort und fängt, wenn er sich nähert, schon von Weitem zu sprechen an. Besonders scheint ihm die Jugend seines Rathes bedürftig.

Der Oberflächlichkeit seiner Bildung und dem Wunsche, für einen feinen Mann zu gelten, entspricht es, daß er sich eine formelle Zierlichkeit angeeignet. Er öffnet seinen Tabaksbeutel mit Anmuth. Seine Segenswünsche begleitet er, während die Herzen der Anderen von Rührung überquellen, mit höflichen Verbeugungen. Er spricht mit lebhaftem Interesse von der alten Sitte, eine Heirath durch einen Hausfreund zu vermitteln, und wir können ihm zutrauen, daß er einen solchen Auftrag mit Feinheit und Artigkeit ausgerichtet hätte. In seiner Officin mag es sehr sauber ausgesehen haben und nach dem Beispiele der Herren und Damen auf den Wandgemälden in seinem Gartensaale überreichte er gewiß die Pillenschächtelchen höflichst mit spitzen Fingern.

Es kostet wenig, diesem Philister gegenüber den Simson zu machen. Indessen war es unmöglich des Dichters Absicht,

das schöne Bild seines Idylls durch die Einführung eines lächerlichen oder verächtlichen Menschen zu entstellen. Die Schwächen des Apothekers sind belustigend, aber sie vertreten nur die dunkele Farbenlage, von welcher sich die lichtvolle Natur der übrigen Personen abhebt. Der Mann ist auch nicht immer im Unrecht. Sein Eile mit Weile war sehr passend angebracht, als man eine vorschnelle Entscheidung des hitzigen Vaters besorgen mußte. Mit einem niedrig gesinnten und langweiligen Manne würden der Gastwirth und der Geistliche nicht auf einem so vertrauten Fuße umgegangen sein. Er ist dienstfertig, wenn es kein Geld kostet, lebhaft, gesprächig, selbst durch seine Einseitigkeit unterhaltend und bisweilen mag ihm ein trockener Scherz in den Mund kommen, der mehr Witz enthält, als er selber weiß, wie wenn er dem Pfarrer vorhält:

Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Der Richter der Gemeinde.

Wir lernen ihn nur im Vorübergehen kennen und obgleich er nichts Bedeutendes ausführt, sondern nur die Schicksale der Gemeinde erzählt, hinterläßt seine Erscheinung einen sehr bestimmten und würdigen Eindruck. Ja spräche er keine Sylbe, wir würden ihn für einen bedeutenden Menschen halten. Die Dichtung erreicht dieses dadurch, daß sie auf seine Persönlichkeit die Wirkungen einer großartigen Situation überträgt. In dem kleinen Städtchen sind bis dahin das Straßenpflaster, eine verdeckte Wasserleitung, eine kurze Chaussee für Rath und Bürgerschaft eine wichtige Angelegenheit gewesen, für manchen Einzelnen kommt es in Frage, ob nicht der neue Abputz des Wohnhauses in der theueren Zeit ein gar zu verwegenes Unternehmen sei. Da hört man, daß eine gewaltsame Aufregung das ganze Nachbarland ergriffen

hat, daß auf eine erhabene Begeisterung ein furchtbarer Niederschlag gefolgt sei, daß Raub und Mord die Welt verwüste. Ganze Gemeinden flüchten mit den Trümmern ihres Wohlstandes und ihres häuslichen Glückes aus der Heimat über die Grenze. Eine derselben rastet in der Nähe des Städtchens. An ihre friedliche Beschränkung gewöhnt, erblicken die Bürger auf einmal den schweren Ernst des Schicksals. Dieses ist es, was der Gemeinde und namentlich ihrem Oberhaupte eine tragische Würde mittheilt. Der alte Dorfrichter hat selbst die ganze schwungvolle Erhebung erlebt und wieder auch die ganze Bitterkeit vieler Leidensjahre gekostet, erschütternde Erfahrungen sind durch seinen Geist gegangen und es ist ihm selbst, als ob bereits ein graues Alter auf seinem Haupte liege, obgleich die Kraft noch lebendig ist. Das Schicksal giebt dem schlichten Landmanne eine Ueberlegenheit, die sogar der Geistliche empfindet, da ihm selbst ein solcher Lebensernst doch nur aus Schriften bekannt ist. Mit bescheidener Unterordnung begrüßt er daher den würdigen Vater als einen Jósua oder Moses und als ihm die Mittheilungen desselben von einer zu herben Lebensauffassung durchdrungen scheinen, kleidet er seinen Einwand in die mildeste Form.

So hat Goethe dem Richter von vorne herein durch seine Stellung, die ihn zum Mittelpunkte eines tragisch erhöheten Lebensbildes macht, eine gehaltvolle Idealität verliehen, und daraus müssen wir uns den Eindruck seiner Persönlichkeit erklären; denn die wenigen Einzelnheiten, die uns sein besonnenes und thätiges Walten in diesen verworrenen Zuständen veranschaulichen, würden nicht eine solche Wirkung hervorbringen. Die Interpreten des Gedichtes, welche allein auf diese Einzelnheiten achten und deshalb es hervorheben, wie der Dorfrichter einmal seinen Leuten ihre Unverträglichkeit vorhält, wie er abberufen wird, weil man seiner ordnenden Hand bedarf, wie er die Kinder, die sich im Getümmel verloren, der Mutter zurückbringt, haben Mühe gehabt, von diesen Dingen,

die auch einem weit geringeren Manne zugeschrieben sein könnten, die Größe des Charakters abzuleiten. Dieselbe liegt aber nicht in diesen einzelnen Handlungen, sondern in seiner ganzen Stellung, und eher könnte geltend gemacht werden, daß seine Erzählung von den Leiden der Gemeinde sich zu einem Zeitgemälde erweitert, wie es nur ein Mann von gebildetem, klar und lebhaft aufnehmendem Geiste aufzustellen vermag. Gleichwohl sollte der Richter uns damit nicht aus dem Kreise der schlichten Landleute entrückt scheinen, und nicht ohne Absicht läßt Goethe ihn für seine Tabakspfeife eine Gabe löblichen Knasters empfangen.

So sind denn alle diese Personen wie aus dem Leben gegriffen und nach dem Leben dargestellt. Zugleich hat aber jeder Charakter seine bestimmten Grundzüge, die im Verhältniß zu einander und zu den Umständen mit durchdachter Consequenz entwickelt sind; in dieser Einheit, Vollständigkeit und Wahrheit liegt ihre ästhetische Idealität. Sie sind ferner nach ihrem Stande, ihren Sitten, ihren Lebensumständen naive Menschen, aber ihr Geistesleben ist bei aller Einfachheit von einem so verständigen Sinne, von einer so gemüthvollen Herzlichkeit erfüllt, daß wir mit ihnen in eine höhere sittliche Welt eintreten, und darin liegt ihre ethische Idealität. Dies ist die rechte Verschmelzung des Ideales und der Natur; auf ihr beruht die unverwelkliche Schönheit des Gedichtes.

Die Naivetät des epischen Styles.

Zu der Naivetät des dargestellten Lebens kommt nun die Naivetät der Darstellung selbst hinzu, durch welche sich Hermann und Dorothea, obwohl es eine so neue Kunstschöpfung ist, an das griechische oder altdeutsche Volksepos anreiht. Das Wesen und die schöne Wirkung des naiven Styles offenbaren

sich hauptsächlich in drei Eigenthümlichkeiten: in der Objectivität, in der plastischen Sinnlichkeit und in der scheinbaren Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung.

Die Objectivität.

Sie fordert, daß Charaktere, Handlungen, Begebenheiten und was sonst der Inhalt der Darstellung ist, in der Erzählung nur als etwas thatsächlich Vorhandenes ans Licht treten, ohne daß der Dichter seine Gedanken über die Gegenstände oder seinen Antheil an denselben durch ein Zwischenreden kundgiebt. Hieraus folgt natürlich keineswegs, daß das epische Gedicht nicht wie jedes andere Erzeugniß der Kunst durchaus ein Werk der Subjectivität sein sollte. Was in dem Gedichte für thöricht und abscheulich oder für wahr, groß und liebenswerth gilt, das hat dem Dichter selbst dafür gegolten. Das Ideal, nach welchem die Charaktere, Handlungen und Umstände sich abstufen oder gemessen werden, ist eben sein eigenes Ideal. Was uns froh oder schmerzlich bewegen soll, das hat ihn ebenso bewegt. Mit einem Worte, seine ganze Schöpfung ist nichts Anderes als die Entfaltung seines eigenen Innern, und mag die Welt, die er schildert, von ihm nicht erfunden, sondern aus Sage und Geschichte entlehnt sein, er stellt sie, indem der gegebene Stoff durch seinen Geist hindurchgeht und sich in ein Gebilde seiner gestaltenden Phantasie verwandelt, unter dasselbe Gesetz, welches er persönlich als das Maß des Vernünftigen, Rechten und Schönen erkennt und liebt. In diesem Sinne ist also auch das naive Epos völlig subjectiv. Die Darstellung aber, die Mittheilung durch das Wort, soll uns nicht zeigen, wie ein Lebensbild erst im Geiste des Dichters entsteht, sondern sie soll uns ein klares und in sich vollendetes Dasein überliefern, welches mit dem Dichter nichts mehr zu schaffen hat, und dieser selbst ist, da er

abgeschlossene Ereignisse der Vergangenheit berichtet, nicht mehr Dichter, sondern nur Erzähler. Aus diesem Verhältniß, in welches sich der naive Dichter zu seinem Werke setzt, entspringt für ihn selbst die so genannte epische Ruhe. Das Wechselspiel der Ereignisse, der Streit der Interessen, der Gegensatz der Ansichten und Neigungen bringt zwar die Personen aus dem Gleichmaß der Stimmung, nicht aber ihn selbst, da er im Voraus von der friedlichen Entwickelung und dem heiteren Ausgange jeder Entzweiung unterrichtet ist und die ganze Handlung von ihrem ersten bis zu dem letzten Momente überblickt. Daher wird seine Sprache bei der Darstellung pathetischer Scenen und aufgeregter Gemüthszustände zwar eine lebhaftere Bewegung und eine leise lyrische Färbung annehmen, aber schneller als die Personen selbst sich sammeln, kehrt er zu dem schlichten, affectlosen Tone der Erzählung zurück. So ist Goethe's Sprache hier durchaus einfach, beinahe nachlässig; nicht das Wort, sondern die Sache soll wirken. Zwar schafft sich die Bedeutsamkeit der Gegenstände bisweilen unwillkürlich einen sinnlich starken und volltönenden Ausdruck, aber der Dichter verschmähete jenen rhetorischen Schwung und Glanz, die für sich selbst Effect machen oder der Wirkung der Dinge nachhelfen wollen. Daher bewahrt sich die Erzählung bei aller Lebendigkeit des Fortschreitens stets so viel Ruhe, daß sie mit Leichtigkeit von dem ernsten Pathos zum Gewöhnlichen, ja zum Scherze übergeht und ohne daß ein Abfall die Einheit stört, uns auch Nebendinge mit homerischer Umständlichkeit vor Augen stellt. Für den Leser hat diese Objectivität des Styls die Folge, daß sich ihm die Gegenstände selbst in aller Reinheit als wirkliche Thatsachen darstellen, indem er den Dichter vergißt und kaum das anspruchlose, geflügelte Wort gewahr wird. Erst wenn jede Vermittelung der Art fortfällt, fühlen wir uns in eine Wirklichkeit versetzt, die uns mit völliger Illusion, nicht wie ein Phantasiebild, sondern wie das Leben selbst ergreift und zum

Mitleben nöthigt. Musaeus hat seine Märchen auf eine gewandte und geistvolle Weise erzählt. Aber die mancherlei feinen Anspielungen und Scherze, der ironische Ton, die gebildete Sprache machen uns eine ruhige Aufnahme der Gegenstände unmöglich; wir hören nicht mehr die Legende, sondern wir nehmen nur wahr, wie diese kindlichen Sagen sich in dem Geiste eines Schriftstellers abspiegeln, welcher am unrechten Orte die Bewußtheit der modernen Cultur höher schätzte als den Zauber der Naivetät. So pflegte auch Wieland durch Reflexionen, launige Einfälle, durch eine muthwillige Ironie oder auch durch sympathetische Kundgebungen die Aufmerksamkeit von den Gegenständen der Erzählung auf seine Persönlichkeit abzulenken. Nur im Oberon hat er mehr Selbstverleugnung bewiesen.

Wenn aber der Dichter, jede persönliche Einmischung vermeidend, sich damit begnügt, die Thatsachen reden zu lassen, so darf uns dieses dennoch nicht zu der Meinung verleiten, daß die epische Ruhe sich zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen Personen und Ereignisse, die ihn beschäftigen, steigern müsse. Goethe bemerkt einmal über Hermann und Dorothea: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben." Sollte nun dieser Antheil an Personen und Sachen nicht auch in der Darstellung selbst hervortreten? Es ist im Einzelnen nicht der Fall, außer daß der Dichter einmal gegen den Schluß, wo er eine Pause macht, im eigenen Namen das Wort nimmt und für das liebende Paar die Gunst der Musen erbittet. Wohl aber hat die tiefe Freude an dem Bilde, welches sich unter seiner Hand gestaltete, dem ganzen Tone der Sprache und Darstellung ihren Geist eingehaucht. Natur und Menschen, Um-

stände und Begebenheiten sind der Art, daß Leben aus Leben quillt; das innige Behagen an einer so gehaltvollen und anmuthig blühenden Existenz, die tiefe heitere Rührung, welche bei der Wahrnehmung des sittlich Vollkommenen unsere Seele erfüllt, diese volle idyllische Befriedigung, die das Gedicht dem Leser einflößt, ward von dem Dichter schon während der Darstellung selbst empfunden und machte, daß ihm für jeden Gedanken ein lebendiges, thaufrisches und herzliches Wort in den Sinn kam.

Es giebt noch eine indirecte Subjectivität. Sie besteht darin, daß der Dichter seine eigenen Gedanken und Empfindungen, die selbst auszusprechen ihm das Gesetz der Objectivität verbietet, den Personen in den Mund legt, obgleich diese dieselben nach ihrem Standpunkte oder nach den Umständen gar nicht haben können. Melchthal hört in Schiller's Tell die Blendung seines Vaters und ruft: „O eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges ꝛc." Die Worte sind schön, aber sie gehören nicht Melchthal, sondern dem Dichter; denn kein Sohn würde, wenn ihn der erste Schmerz ergreift, im Stande sein, mit so viel Bewußtheit die Himmelsgabe des Augenlichtes zu preisen. Von der Verirrung zu einer Subjectivität dieser Art ist, wie weiterhin gezeigt werden soll, Hermann und Dorothea vielleicht nicht ganz frei geblieben.

Die plastische Sinnlichkeit.

Der naive Mensch beschäftigt sich nicht mit Begriffen, die er von den Dingen abzieht, sondern mit Vorstellungen, in denen Begriff und Sache ungeschieden sind. Demgemäß verlangt auch die Naivetät des epischen Styles einerseits, daß das Concrete selbst in kräftigen Umrissen und mit seinen hervorstechenden Eigenthümlichkeiten vor die Phantasie tritt, andererseits aber auch sogar, daß das Geistige nicht auf abstracte Weise auseinandergesetzt wird, sondern, mit einer Gestalt bekleidet, sich in Thatsachen kundgiebt und in Handlungen darlegt.

So erhält der einfache sinnliche Gegenstand sein bezeichnendes Beiwort. „Des Birnbaums lastende Zweige", „der kräftig strotzende Kohl", „der wohlumzäunete Weinberg", „das herrlich nickende Korn", „die wohlgezimmerten Scheunen" erinnern an Homer's Vorgang, ohne daß es zu dieser Redeweise seines Beispiels bedurfte.

Oft hat der Dichter auch von einem zusammengesetzten Gegenstande mit wenigen Worten ein höchst anschauliches Bild entworfen. Ein bewundertes Beispiel dieser Art ist:

Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands.
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.

Wie lebhaft stellt sich uns das Dorf vor Augen,

Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer besorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.

In anderen Fällen geht die Darstellung sehr ins Einzelne. Der Dichter erzählt eine Handlung mit allen Nebenumständen und nach ihrem ganzen Verlaufe. Wir glauben den Bericht eines Augenzeugen zu hören und die Sache wird uns mit täuschender Wahrheit so nahe gerückt, daß wir sie selbst zu beobachten glauben. Die ganze Kindlichkeit des homerischen Zeitalters wird sich der neuere Dichter dabei freilich nicht aneignen können. Läsen wir etwa: die

Mutter beschloß nun im Herzen, hinauszugehen und Hermann zu suchen; sie hob also mit der Rechten die eiserne Klinke auf, öffnete die schön gezimmerte Thüre und schritt über die Schwelle ꝛc., so würde diese Stelle in der Odyssee vielleicht nicht sehr befremden. In der neueren Poesie wird jedoch die sogenannte epische Breite nur bei Gegenständen von einigem Interesse an ihrem Platze sein. Es giebt aber ein sinnlich und sittlich anziehendes Bild, wenn ein junger Landwirth seinen muthigen Pferden das zierliche Geschirr auflegt und sie an das Spazierwägelchen spannt; hier findet sich bei Goethe die homerische Ausführlichkeit gewiß sehr wohl angebracht.

Wenn wir über Vorgänge, die für die Haupthandlung nicht so wichtig sind, nur einen allgemeinen Ueberblick erhalten sollen, hebt der Dichter dennoch ein besonderes Ereigniß hervor, bei dem er verweilt. Der Apotheker erzählt von der Verwirrung und Bedrängniß, mit der die Vertriebenen auf dem Dammwege dahinziehn. Es ist nicht genug, daß sich seine Schilderung aus lauter Thatsachen zusammensetzt; zu dem allgemeinen Elend kommt als besonderer Unfall der Umsturz eines Wagens hinzu.

Mit gleicher Lebendigkeit stellt sich uns die Feuersbrunst dar. Während Schiller in dem Liede von der Glocke die Wirkung durch eine schwungvolle, stürmische Schilderung erzielt, schlägt der Epiker einen ganz andern Weg ein. Er ersinnt eine Reihe von einzelnen Umständen und Scenen, und diese Bestimmtheit giebt der Erdichtung die Wahrheit einer wirklichen Thatsache. Es war im heißen Sommer an einem Sonntag, die Leute waren auf die Dörfer hinausspaziert, das Feuer kam am Ende der Stadt aus; erst brannten die Scheunen, dann die Straßen, man rettete Kasten und Betten auf den Anger vor der Stadt ꝛc.

Zu der plastischen Sinnlichkeit gehört aber

ferner, daß selbst das Innere sich äußerlich darlegt. Der Dichter rühmt nirgends die freundliche Dienstfertigkeit Dorotheens; er läßt uns sehen, wie sie die kranke Wöchnerin geleitet, wie sie die erbetene Leinwand verwendet und die Puppe wickelt, wie sie das säuerliche, erquickende Wasser herbeiholt ꝛc. So ist es durchweg mit der Charakteristik der Personen; es ist kein Zug angegeben, zu dem sich nicht Handlungen als Belege fänden, ja aus diesen Handlungen wird uns erst die Gemüthsbeschaffenheit und der Charakter der Personen bekannt. Hier muß man sich auch das Verfahren des Dichters recht deutlich vorstellen. Für manches Drama oder Epos ist es schon eine Auszeichnung, wenn sich zu jeder Eigenthümlichkeit, welche die Personen an sich haben sollen, eine entsprechende Handlung findet. Ein rechter Dichter wird sich aber nicht damit begnügen, seine Charakteristik nur mit Beispielen zu belegen; er fragt sich bei jeder Situation, in welcher sich seine Personen befinden, wie sich dieselben ihrem Wesen nach benehmen müßten, und läßt sie in jedem einzelnen Falle nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit handeln, sollten auch schon andere Scenen diesen oder jenen Zug deutlich dargelegt haben. Dem Apotheker ist z. B. eine übergroße Vorsicht eigen; diesen Charakterzug zu veranschaulichen, könnte es hinreichend scheinen, wenn wir erfahren, er habe seine besten Sachen eingepackt, ehe noch der Feind die Grenze überschritten, er traue keinem Menschen, wie er denn auch zu der Prüfung Dorotheens den Vorschlag macht. Hätte nun Goethe da, wo sich Hermann von den älteren Freunden trennt, bloß gesagt, daß diese ohne ihn zurückfuhren, so würde gewiß Niemand etwas vermißt haben. Sein Apotheker macht aber beim Einsteigen Umstände, er ist durch des Pfarrers Versicherung, daß er im Fahren Uebung habe, nur halb getröstet, er schweigt zwar höflich, aber denkt doch ans Hinabspringen. Jetzt sehen wir erst, daß es mit dem Charakter des Mannes im Widerspruch gestanden hätte, wenn ihm die weltlichen Zügel in der geist-

lichen Hand kein Bedenken erregt haben würden. Diese durchgängige Bestimmtheit gehört zu den größten Vorzügen unseres Idylls, und wir werden sie nur antreffen, wenn es die Natur einem Dichter zur Gewohnheit gemacht hat, sich alles Innere an Thatsachen zu denken.

Endlich ist als ein besonderes Mittel der sinnlich plastischen Darstellung die dialogische Form zu betrachten. So lange erzählt wird, erfahren wir die Begebenheit nur durch die Vermittelung des Dichters. Derselbe tritt jedoch ganz zurück, sobald die Personen selbst redend eingeführt werden, und wir gelangen zu einer unmittelbaren Wahrnehmung, als ob wir bei den Ereignissen selbst zugegen wären. Die Erzählung beschränkt sich darauf, die Situationen einzuleiten, und der Dialog führt die Handlung weiter. In diesem Punkte ist unser Gedicht durchweg homerisch. Goethe hat aber sogar das, was zu anderen Zeiten und an anderen Orten geschehen, nicht selbst erzählt, sondern er läßt die Personen bei ihren Gesprächen für sich eintreten, und solche Episoden sind allemal ausreichend motivirt. Die Erzählung von dem Brande, der die Stadt heimgesucht, übernimmt z. B. die Mutter für den Dichter und als Anlaß dazu wird Hermann's Ausspruch benutzt, daß ein tüchtiger Mann sich gerade in gefährlichen Zeiten nach einer Lebensgefährtin umsieht. Dorotheens Kampf mit den bübischen Soldaten erzählt wieder nicht der Dichter, sondern der alte Landmann und zwar durch eine Bemerkung des Pfarrers veranlaßt. Dies Verfahren ist auch bei Beschreibungen beobachtet. Das Aussehen des Städtchens lernen wir besonders aus Aeußerungen des Wirthes kennen, das Haus des reichen Kaufmanns wird von dem Apotheker beschrieben, die Fruchtbarkeit und Anmuth der Landschaft von Hermann geschildert u. s. w.

In einem Punkte hat der Dialog jedoch nicht gänzlich die Weise des naiven Volksepos und namentlich der homerischen Dichtung beibehalten. In dieser nämlich bewegt sich das Ge-

ſpräch, wenn es nicht dramatiſch in die Handlung eingreift, gewöhnlich darum, daß die Perſonen einander über Zuſtände und Ereigniſſe Mittheilungen machen, niemals aber nimmt es einen reflectirenden Ton an, ſo daß Anſichten entwickelt und Meinungen ausgetauſcht würden. Bei Goethe hat der Dialog ebenfalls ſehr oft einen ſachlichen epiſchen Inhalt, da in ihn, wie eben angedeutet wurde, Erzählungen und Schilderungen einfließen. Es iſt aber eine unabweisliche Forderung der neueren Zeit, daß die Dichtung ihre Perſonen jetzt mit der ſittlichen Welt in eine nähere Verbindung bringt; hat ſie nun außerdem einen weit geringeren Reichthum an äußerem Leben, als daß ſie den Perſonen genug Raum geben könnte, ihr Inneres allein durch Handlungen darzulegen, ſo muß ſie das reflectirende Geſpräch zu Hülfe nehmen und dahin ſtreben, daß das Gemüth ſich ſchon durch die Auffaſſung der Dinge kenntlich macht. Goethe ſagte einmal: „Einſicht und Charakter des Menſchen offenbart ſich am deutlichſten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, weſſen er bedarf; und ſo bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zuſtand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens“ (Werke, 1833, XLV, 150). Demgemäß ſetzt in unſerm Gedichte jede Perſon ihre Angelegenheit nach einem tiefer liegenden Geſichtspunkte auseinander, ja ſie erhalten alle Gelegenheit, ſich über einen bedeutenderen Gegenſtand auszuſprechen, wobei gewöhnlich der Pfarrer die Widerſprüche ausgleicht und Alles ins rechte Licht ſtellt. Viele Gedanken nehmen ſogar die runde Form eines Denkſpruches an, und Goethe hat in dies kurze Gedicht wirklich mehr Sentenzen eingeflochten, als man aus dem ganzen Homer zuſammenbringen könnte. So verſchieden ſind die Zeiten in Bezug auf dieſen Trieb, allgemeine Lebenswahrheiten abzuleiten und aufzuſtellen.

Oft pflegt der naive Dichter die Anſchaulichkeit der Darſtellung durch Gleichniſſe zu erhöhen; darin

weicht Goethe von Homer ab, denn es findet sich in dem Gedichte nur ein einziges und dieses ist nicht einmal ein homerisches, kaum ein naives zu nennen. A. W. Schlegel meint, die Gleichnisse Homer's hatten im Ernst und nicht bloß zum Schein den Zweck, etwas deutlicher zu machen. Für die damaligen Zuhörer war es ein wirkliches Bedürfniß, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung sei das Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unserer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen werde (Kritische Schriften, 1828, I, 70). Es giebt wohl noch einen anderen Grund, warum Hermann und Dorothea hierin nicht dem naiven Style folgt. Homer selbst braucht die Gleichnisse in der Odyssee weit sparsamer als in der Ilias und zwar deshalb, weil die lange Kriegsgeschichte und die endlose Reihe der Schlachtgemälde in der letzteren durch solche Naturbilder auf eine angenehme Weise unterbrochen werden sollten, in der Odyssee aber dazu keine Veranlassung war. Die italienischen Epiker und selbst Ernst Schulze, Ladislav Pyrker ꝛc. aus einer jüngeren Zeit haben eine Menge von Gleichnissen, die einen ganz angenehmen Contrast zu den Blutscenen bilden. Nun lacht uns aber aus Goethe's ganzem Gedichte die frische Schöpfung entgegen; was sollten da noch Gleichnisse aus der Natur? Tapeten mit Blumen- und Thierstücken mag man an den Wänden der Säle aufhängen; in einem blühenden Garten wären sie wohl ein überflüssiger Schmuck.

Die scheinbare Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung.

Der Dichter läßt seine Haupthandlung von Anfang bis zu Ende in einem festen, gleichmäßigen Gange fortschreiten. Es ist jedoch zugleich seine Absicht, uns mit dem weiteren und

engeren Schauplatz der Begebenheiten, ja mit den Zeitverhältnissen, aus denen sein Gegenstand als ein besonderes Lebensbild hervortritt, möglichst genau bekannt zu machen. Wir sollen auch die Personen nicht bloß nach ihrem Antheile an der Entwickelung der Haupthandlung kennen lernen; sie sollen uns als wirklich lebende Menschen erscheinen und müssen daher sowohl eine vollere Charakteristik erhalten, als auch durch andere Interessen und sonstige Erlebnisse eine bestimmte Existenz gewinnen. Das Gedicht unterrichtet uns über Vieles, was vor dem Zeitpunkte geschehen, in welchem die Haupthandlung beginnt. Wir erfahren Einiges aus Hermann's Kindheit, es werden uns aus der Jugendgeschichte seiner Eltern manche sprechende Züge überliefert, wir hören, was Dorothea bis zur Auswanderung erlebt und gethan ꝛc. Viele Romanschreiber schicken ihrer Erzählung eine ausführliche Localschilderung oder eine Charakteristik der Personen voraus. Sie berauben den Leser des Vergnügens, selbst zu beobachten, Schlüsse zu ziehen und sich ein Resultat zusammenzustellen. Sie vergessen, daß uns solche Einleitungen über Gegenden, Sitten, Zeitumstände, Personen nicht interessiren können, ehe uns das alles durch den Zusammenhang mit der Haupthandlung interessant geworden ist. Sie legen bisweilen später die Vorgeschichte der Personen als eine Episode ein, die der Leser gewöhnlich überschlägt, weil sie nur den Fortgang der Haupthandlung unterbricht. In dem naiven Gedichte muß es zugehen, wie in dem Leben selbst. Die Personen, mit denen wir bekannt werden und in Verkehr treten, erzählen uns nicht gleich, was ihnen bis dahin Gutes und Uebeles begegnet ist, sondern wir erfahren das nach und nach im vertrauten Gespräche und bei besonderen Anläſſen; sie überreichen uns auch nicht ein Verzeichniß ihrer Vorzüge und Untugenden, so daß wir nachher nur aufzumerken haben, ob ihre Reden und ihr Betragen auch dem Signalement entsprechen. Während es die Sache der bewußten Reflexion ist, ein fertiges Ganze nach seinen

Theilen auseinanderzusetzen, gehen der naive Mensch und der naive Dichter in Allem von Einzelnheiten der Erfahrung aus. So finden wir auch in unserm Idyll nirgends eine zusammenhängende und erschöpfende Charakteristik der Personen oder einen solchen zur Ergänzung eingeschobenen Bericht über ihre Verhältnisse, ihre bisherigen Erlebnisse, die Beschaffenheit ihrer näheren Umgebung und die bedenklichen Zeitereignisse, sondern wir müssen uns das alles aus einzelnen, durch das ganze Gedicht hin zerstreuten Aeußerungen zusammenstellen. Jede dieser Mittheilungen ist zwar an ihrem Orte motivirt, aber die eigentliche Absicht des Dichters, sein Gesammtbild von den Personen und Gegenständen mehr und mehr zu vervollständigen, giebt sich dabei in nichts zu erkennen. Eben die scheinbare Zufälligkeit zusammenstimmender und zusammenwirkender Angaben erhöht die Wahrheit der Erzählung, und in dieser Planlosigkeit bewährt sich natürlich die höchste Feinheit der künstlerischen Anordnung.

Es ist lohnend, eine so hervorstechende Eigenthümlichkeit des naiven Styles nach einer besonderen Seite hin zu verfolgen. Eine Mauer, an der man weiter bauen will, zeigt uns an ihrem Ende eine Reihe von vorspringenden Zapfen, welche bestimmt sind, später in den Ansatz einzugreifen; das anzusetzende Stück erhält dann ebenfalls seine Zapfen, mit welchen es in die dort offen gebliebenen Lücken eindringt. Der Handwerker nennt diese Verbindung eine Verzahnung. Goethe übertrug den Ausdruck auf eine ähnliche Wechselbeziehung epischer Momente. Der Dichter ist nämlich darauf bedacht, daß wir einen Gegenstand, der uns an einer Stelle anziehen soll, schon weit früher kennen lernen, und wiederum läßt er Manches, womit er uns bekannt gemacht, nicht aus der Erzählung verschwinden, sondern noch einmal oder auch öfters wiederkehren. Die correspondirenden Stellen des Gedichtes greifen dann wie bei jener Verzahnung in einander

und jede zeugt dann gleichsam für die Wahrheit der anderen. Wie wichtig dies ist, mögen ein Paar Beispiele zeigen, an denen Goethe es versäumt hat, die Forderung zu beachten. Hermann fährt zum Dammweg hinab, während die meisten Städter schon zurückkehren, unter ihnen der Pfarrer und der Apotheker. Diese scheinen ihm aber nicht begegnet zu sein. Gab es einen näheren Fußweg oder waren sie so in Gedanken gewesen, daß sie Hermann nicht bemerkt hatten, oder war es gar nichts Auffallendes, daß Hermann erst so spät hinauskam und sich nun mit seinen lebhaften Pferden durch die zurückströmenden Schaaren der Männer und Weiber Bahn machen mußte? Hermann sagt zu Dorotheen, die Mutter wünsche sich ein Mädchen im Hause

An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.

Von dieser Tochter ist aber sonst im Gedichte nicht weiter die Rede, und da er hier überhaupt nicht strenge bei der Wahrheit bleibt, könnte man zweifeln, ob die ganze Existenz der Schwester nicht bloß ein verlorener Einfall war. Ein aufmerksamer Leser empfindet in beiden Fällen eine Lücke. Nun betrachte man noch die schöne Wirkung des Gegentheils. Schweizer erzählt in Schiller's Räubern, wie man zur Befreiung Roller's den Pulverthurm in die Luft gesprengt. Der Dichter ließ aber schon vorher Spiegelberg und Razmann, die sich im nahen Walde gemüthlich unterhielten und von jenem Vorhaben nichts wußten, einen Knall hören und den Brandgeruch wahrnehmen. Bisweilen wird dadurch geradezu einer Unwahrscheinlichkeit vorgebeugt. Virgil schildert im 9. Buche das Schicksal des Nisus und des Euryalus. Erschiene diese Episode nicht als eine ganz willkürlich eingeschaltete Fiction, wenn wir erst jetzt mit diesen ruhmbegierigen Helden und mit ihrer Freundschaft bekannt würden? Der Dichter hat aber ihr Wagestück und ihre Treue bis in den Tod nicht auf mechanische Weise gleichsam von außen mit Klammern an die Haupthandlung

angeheftet, denn schon im 5. Buche, bei einer minder ernsten Gelegenheit, beweist Nisus seine Freundschaft gegen Euryalus, indem er diesem durch einen lustigen Einfall zu einem Kampfpreise verhilft. Dagegen ist es gewiß ein bedenklicher Umstand, wenn Thersites, welcher am Anfange der Ilias im Rathe der Fürsten als ein so zudringlicher Schwätzer auftritt, durch Odysseus' wunderthätiges Scepter nicht nur für diesmal, sondern so gründlich zum Schweigen gebracht wird, daß er gänzlich aus dem Epos verschwindet.

Wenn man ein Gedicht allein zum Genusse liest, scheint uns das, was am natürlichsten ist, auch das Leichteste für die Ausführung gewesen zu sein und man vergißt, daß die Handlung mit ihren Einzelnheiten dem Dichter nicht als ein fertiger Stoff vorlag, sondern daß er so Vieles erst an seinem Schreibtische ersinnen und mit dem Uebrigen in Uebereinstimmung bringen mußte. Gewiß sind die meisten von den in Zusammenhang stehenden oder verzahnten Momenten, welche wir in den ersten Theilen einer Dichtung lesen, erst nachträglich um des Folgenden willen eingeschaltet, und manchmal, worauf wir später hinweisen wollen, lassen sich auch in Hermann und Dorothea solche gleichsam erst nachher eingefugte Zähne noch erkennen. Jetzt finden wir freilich Alles höchst natürlich, doch ward es darum nicht minder mit höchstem Fleiß und Kunstsinn ausgedacht.

Die erste Art der Verzahnung besteht darin, daß wir von Personen und Gegenständen, die uns beschäftigen sollen, durch eine vorhergehende Ankündigung Kenntniß erhalten. Hermann mußte, als guter Sohn, wenigstens den Versuch machen, bei der Wahl einer Gattin den Wünschen des Vaters nachzukommen. Er erzählt im 2. Gesange den ärgerlichen Vorfall im Hause des reichen Kaufmannes. Hier faßt ein Zahn aus dem 1. Gesange ein, denn wir hörten schon, daß dieser Mann mit seinen Töchtern im offenen Staatswagen hinausgefahren war, um das

Elend der Vertriebenen zu sehen, und der 3. Gesang zeigt ihn uns nochmals als den Besitzer eines stattlich geschmückten Hauses. — Der Dichter dankt im 9. Gesange den Musen dafür, daß sie dem trefflichen Jünglinge zu guter Vorbedeutung schon vor der Verlobung das Mädchen an die Brust gedrückt. Er fing sie nämlich mit den Armen auf, als sie im Weinberge auf den ungleichen steinernen Stufen ausglitt. Die Unsicherheit dieses Weges scheint uns hier nicht zu einem besonderen Zwecke erfunden, da wir schon vorher, im 4. Gesange, die Mutter über dieselben unbehauenen Platten begleitet. — Dorothea gedenkt in der letzten Scene ihres ersten Verlobten, den eine erhabene Begeisterung in den Tod getrieben. Eine beiläufige Aeußerung des Dorfrichters machte uns bereits im 6. Gesange darauf aufmerksam, daß sie einen solchen Verlust zu ertragen gehabt. — Bisweilen enthalten die Ankündigungen etwas Prophetisches. Dorothea muß bei ihrem Eintritt in das Haus eine bittere Kränkung erleiden; bestätigt sich nicht ihr scherzhafter Einfall, daß es Verdruß bedeutet, wenn

nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt?

In dem letzten Gesange steht die geliebte Braut des Sohnes noch eine Weile mit dem Bündelchen unter dem Arme als Magd vor ihren Schwiegereltern; welche wunderbare Erfüllung, welche wunderbare Aenderung in der Sachlage und in der Ansicht des Vaters, da dieser am Anfange des Gedichtes sich auf das Heftigste gegen eine Schwiegertochter erklärte, die „als Magd mit dem Bündel hereinkommt".

Eine zweite Reihe von Verzahnungen ist bestimmt, etwas Vorangehendes zu bestätigen. Hier haben ein Umstand oder ein Ereigniß an der Stelle, wo sie zuerst stehen, eine größere Bedeutung, aber es wird doch später gelegentlich auf sie Bezug genommen. Der Vater freut sich im ersten Gesange über das günstige Wetter, denn morgen,

am Montage, soll die Ernte anfangen; im 8. Gesange bei dem Gewitter und bei dem Birnbaume, unter welchem die Schnitter ihr Mahl halten, vergessen weder Hermann noch der Dichter der morgenden Ernte. — Dorothea bittet am Dammwege um etwas Leinwand für das nackende Kind; Goethe läßt uns später sehen, wie sie am Rastorte die erhaltene Gabe verwendet. — Sie hatte in der Heimat die jungen Mädchen beschützt; es sind dieselben, welche wir nachher, als die älteren Töchter der Wöchnerin, bei der Mutter in der Scheune finden. Dorothea war mit ihren Krügen an den Lindenbrunnen gegangen, weil man im Dorfe das Wasser verdorben. Obgleich hier, wo sie mit Hermann zusammentrifft, ein ganz anderes Interesse rege wird und kein Leser eine Lücke empfinden möchte, wenn des Wassers nicht weiter gedacht würde, führt der Dichter auch diesen Umstand zum Abschlusse.

Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren geletzt und lobten das herrliche Wasser,
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Da muß wohl der folgenreiche Gang zu dem Brunnen uns ganz natürlich erscheinen! — Endlich noch ein geringfügiges Beispiel, welches eben darum von der größten Sorgfalt zeugt: Im 5. Gesange heißt der Anger am Lindenbrunnen

den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.

Nun erzählt der Apotheker gegen das Ende des Idylls von einer Spazierfahrt, die er als Knabe mit seinem seligen Vater gemacht. Der Dichter hatte durchaus keinen Anlaß, irgend einen Ort zu nennen, dennoch läßt er, zur gelegentlichen Bestätigung, die Kutsche zum Lindenbrunnen hinausfahren und wir freuen uns, daß man sich schon vor funfzig Jahren am Sonntage unter den schönen Bäumen vergnügt hat.

Manchmal ist das eine Moment nicht dem andern untergeordnet und sie verbinden sich nur zur stär-

keren Wirkung. Unter dem Birnbaume hatte Hermann des fremden Mädchens gedacht, des freundlichen Gestirnes, das mit einem flüchtigen Lichtstrahl sein Herz erhellt, um es in tieferes Dunkel zu versenken; hier hatte er der Mutter seine Sehnsucht geklagt und auf das Fenster seines Dachstübchens hingezeigt, wo er so manchen Abend, so manchen Morgen seine Vereinsamung empfunden. Der Tag ist noch nicht vergangen und er sitzt mit dem geliebten Mädchen unter demselben Baume, ja als regte sich in den leblosen Dingen eine magische Kraft, um in der Seele des Menschen, ihm unbewußt, eine verwandte Ahnung zu erwecken, auch Dorothea blickt von hier bei dem taghellen Mondlichte nach einem Giebelfenster hinüber; ihr däucht, sie zähle die Scheiben, und Hermann sagt mit schüchterner Hoffnung:

Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder Dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.

Viertens bemerken wir bei der Verzahnung, daß ein Moment nicht bloß verschiedene Scenen des Gedichtes durch seine Wiederkehr in eine Wechselbeziehung bringt, sondern daß es mehrmals und in mannichfachen Beziehungen als Motiv in Wirkung gesetzt wird. Das Städtchen sollte durch ein denkwürdiges Ereigniß eine epische Belebung erhalten, es sollte ferner mit dem reinlichen Schmucke neuer Häuser dem Idyll einen gefälligen Schauplatz darbieten; vermuthlich hat Goethe ursprünglich zu diesem Zwecke jenen Brand erdichtet. Nun aber, wenn dieser Scherz erlaubt ist, beutet er den Brand so gründlich aus, wie Caleb Balderstone (bei Walter Scott) das Feuer auf der Stammburg des Junkers von Ravenswood. Dem Apotheker, dieser personificirten Ordnungsliebe und Wirthlichkeit, greift es ans Herz, daß die Auswanderer bei der Rettung ihrer Habe mit so wenig Ueberlegung zu Werke gegangen; es ist dieselbe Unbedachtsamkeit,

die ihn vor zwanzig Jahren bei dem Brande verdroſſen. Hermann verbindet ſich mit einem Mädchen, das durch die Verwirrung und Gefahr der Zeit herbeigeführt iſt, und während Andere froh ſind, nicht für Weib und Kind ſorgen zu dürfen. Die Eltern freuen ſich über ſeinen Muth, doch ſie können ſich auch auf ihr eigenes Beiſpiel berufen, denn als ſie ihr Hausweſen gründeten, lag die Stadt in Aſche. Der Vater räth Hermann, ein begütertes Mädchen zu wählen; aller Anfang ſei ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft; er ſelbſt hatte dies bei dem Brande erfahren. Vater und Mutter haben von Natur ein ſchönes menſchliches Gefühl; bei jenem Brande ſahen ſie bedenklich und traurig nach ihren verlorenen Thieren. Der Wirth iſt ein rühriger, nach einiger Auszeichnung ſtrebender Mann; der Brand giebt ihm Gelegenheit, ſich mehre Jahre hindurch als Bauherr hervorzuthun. Er blickt mit demüthigem, doch feſtem Vertrauen in die Zukunft; der Brand hat ihn gelehrt, daß Gott zwar hart ſtrafe, aber nicht ewig zürne. Mag Frankreich unſer geſegnetes Vaterland mit einer wilden Zerſtörung bedrohen, immer erblühet aus den Ruinen ein neues und reicheres Leben; ſo wie jetzt hat das Städtchen vor dem Brande nicht in Flor geſtanden.

Wie vielfach brauchbar erwies ſich der abgelegte Schlafrock
mit indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert!

Er bezeichnet des Wirthes Freude an dem Soliden, denn einen ſolchen Stoff kriege man nicht wieder, zugleich ſeine Liebe zur Gemächlichkeit, denn er hat ihn ungern abgelegt. Er dient dazu, die Geſchenke für die Vertriebenen zu individualiſiren und bekundet der Mutter wohlthätigen und verſtändigen Sinn, da ſie, als ob ihr ein himmliſcher Geiſt zugeſprochen, für die nackte Nothdurft eine paſſende Gabe erwählt. Er gab Hermann in der Kindheit Anlaß, ſich mit Eifer des Vaters anzunehmen, wenn die Knaben über die indianiſchen Blumen ſpotteten. Seine Verwendung für den Säugling weiſet auf

Dorotheens freundliches Herz hin, und der alte Kattun ist das Zeichen, woran sie im Dorfgarten vom Apotheker erkannt wird. Ja er behält für die Folge eine sittliche Wirkung, denn beim Abschiede bittet Dorothea die Wöchnerin, wenn sie ihren Säugling mit der warmen Hülle bekleide, der Güte Hermann's zu denken, der dann auch sie selbst nähre und kleide.

Schließen wir mit einem kühnen Worte von Winckelmann: „Hohe Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott."

Historische Einleitung.

Das sentimentale arkadische Idyll von Opitz bis Geßner; das idealisch naive Idyll als Verjüngung der homerischen Dichtung durch Voß und Goethe; die Entstehung des Gedichtes und seine Quelle.

Das deutsche Idyll ist so alt wie unsere neuere Poesie überhaupt, ja man kann sagen, daß diese sich in der Gestalt des Idylls verjüngte. Von Italien ausgehend, machte der Schäferroman im 16. und 17. Jahrhundert seine Runde durch die Welt, indem er Portugal, Spanien, Frankreich und England durchzog; mit Opitzens „Hercynie" (1630) wurde er auch in Deutschland heimisch, und hier waren die Verhältnisse der Art, daß man ihm auf halbem Wege entgegenkam. Viele Jahre hindurch hatte man nur das Getümmel des Krieges, nur die blutigen Missethaten wilder Leidenschaften vor Augen; selbst als die Wuth des Streites sich erschöpfte, konnten das äußere und das sittliche Leben nur sehr langsam die Folgen der Verwüstung überwinden und es war daher natürlich, daß man sich glücklichere Zustände wenigstens in den Träumen der Phantasie als gegenwärtig vorstellte.

Das Idyll wurde noch aus einer anderen Ursache begünstigt. Das Mittelalter hatte nur die Dichtkunst ausgebildet und war mit der Entwickelung der Prosa im Rückstande geblieben. Dann traten mit der Herstellung der classischen

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Studien die Wissenschaften in den Vordergrund und die Cultur richtete sich mit gleicher Einseitigkeit hundert Jahre lang fast allein auf die Erkenntniß. Das Herz verlor darüber die Beweglichkeit und Zartheit des Gefühls, oder wenn es nicht geschehen kann, daß das Gemüth so stumpf und steinern wird, man verlernte wenigstens die Kunst, seiner Empfindung Worte zu geben. Als Opitz auftrat, sah man den Endzweck und Gipfelpunkt der Geistesbildung darin, daß die Gesinnung von einer stoischen Strenge und Kälte durchdrungen wurde, daß eine nüchterne Verständigkeit das Gefühl nicht nur leitete, sondern wo möglich gar nicht aufkommen ließ. Damit verschloß sich das Herz auch jener idealen Schwärmerei, welche die Jugend zur Blüthezeit des Lebens macht und von jeher der hauptsächlichste Inhalt der Lyrik gewesen ist. Man wird sich an jene merkwürdige Erscheinung erinnern, daß die Dichter des 17. Jahrhunderts in den Vorreden zu ihren Werken, mit einer eifrigen Verwahrung gegen jeden ehrenrührigen Verdacht, den Leser versichern, die Empfindungen, welche sie in ihren Liedern aussprächen, seien ihnen in der Wirklichkeit völlig fremd. Sie befanden sich in einer seltsamen Lage. Der dichterische Idealismus begann in ihrem Geiste wieder rege zu werden, aber bei der zur Herrschaft gelangten nüchternen Denkart wagten sie es nicht, ihn in einem unmittelbaren Ausdruck hervortreten zu lassen. Da griffen sie begierig zu dem Idyll, welches ihnen eine Aushülfe darbot. Als maskirte Schäfer scheuten sie sich nicht, der Natur und den Frauen leidenschaftliche Huldigungen darzubringen; die Gespräche und die Lieder der Strephon, Corydon u. s. w. nahmen jenes Entzücken, jene Sehnsucht, jene Klagen auf, die sonst als das Zeichen einer unmännlichen Gesinnung nirgends laut werden durften, und selbst fromme Dichter, wie Friedrich von Spee, kleideten sich in die Tracht der Hirten, um für ihre innigen religiösen Empfindungen eine freie Sprache zu gewinnen. So erhielten die idyllischen Elemente in der Poesie das Ueberge-

wicht. Es wurde zu Nürnberg ein eigener poetischer Schäferorden gestiftet, man verherrlichte öffentliche und häusliche Feste durch allegorische Schäferspiele, die gesammte erotische Lyrik stellte sich die Frauen unter den Namen der Doris und Phyllis, der Lesbien, Chloen, Cynthien als Schäferinnen vor, welche Sitte durch das 18. Jahrhundert hindurchging, wie sich denn sogar bei Goethe und Uhland noch zärtliche Schäferlieder finden. Die Poesie und das bukolische Idyll wurden als Eins betrachtet; für die ursprüngliche Identität derselben zeugte das Alterthum mit seinem Pan, dem musicirenden Hirtengotte, mit Apollo, der manchmal Heerden weidete, ebenso die Bibel, da König David, der fromme Sänger, unter Hirten erwuchs.

Diese ältere idyllische Richtung der Poesie ist nun durchaus sentimental, weil sie sich auf die Sehnsucht nach einem aus der wirklichen Welt verschwundenen idealen Zustande gründet. Schon über 100 Jahre vor Goethe's Werther suchen die Dichter, voll tiefen Widerwillens gegen die Städte und ihre verbildeten, entarteten Sitten, eine Zuflucht in der ländlichen Einsamkeit. Am liebsten versetzen sie sich in das goldene Zeitalter, in den glücklichen Naturstand der arkadischen und der biblischen Hirten. Die Gegenwart bietet ihnen für die Anschauung des Vollkommenen keinen Anhalt; sie entlehnen der Phantasie ein Land, das eine andere Natur und andere Menschen hat. Dieses sentimentale Sehnen nach der idyllischen Idealität durchdringt die Poesie des 17. Jahrhunderts; hat auch kein Werk von einigem Werthe solche Ahnungen mit Bewußtheit ausgebildet und in eine dichterische Gestalt gekleidet, so sieht man sie doch allenthalben hervorbrechen.

Im 18. Jahrhundert erweiterte sich der Gesichtskreis mehr und mehr, bis durch Lessing, Klopstock, Herder andere Begriffe von der Dichtkunst, andere Ziele und Gegenstände der Darstellung, andere Ideale in Aufnahme kamen. Das idyllische Element verschwand aber nicht sogleich; es pflanzte sich noch

lange in der Lyrik, in kleinen Dramen und Opern fort und es blieb ein wichtiger Bestandtheil des biblischen Epos und der malerischen Naturgedichte. Endlich trat es unvermuthet noch einmal in einer glänzenden Gestalt hervor. Salomon Geßner führte das aus, was die Dichter an der Pegnitz im Sinne gehabt. Einsam, nur mit sich lebend, war er in den Bergen der Schweiz erwachsen. Er kannte nichts Süßeres als bald auf eine freie Felsspitze, bald in eine rauhe Waldschlucht, bald in ein stilles Thal zu wandern und da an Baum oder Quell gelagert sich seinen Träumen zu überlassen. Ist es nicht merkwürdig, daß dem Schweizer seine Heimat nicht reizend genug war, daß er an dem Naturstande seines Volkes, den Haller mit freudiger Begeisterung geschildert, keine idyllische Seite entdecken konnte? Geßner ging wieder in das goldene Zeitalter zurück, in das Arkadien der älteren Schäferdichtung, von dem er behauptet, daß es gewiß einmal dagewesen. Seine Idyllen (1756) übten eine bezaubernde Wirkung. Nie hatte man die Natur und den Menschen in diesem verklärenden Lichte gesehen. Doch leider beschränkte sich das Ideal Geßner's fast ausschließlich auf das Zarte und Zierliche. Seine vollkommenen Menschen waren nur Personificationen schmelzender Empfindungen, ihr Leben bestand nur im Genuß und Austausch solcher Empfindungen, wie die Darstellung selbst sich in eine sentimentale Seelenmalerei verlor. Der beschreibende Theil der Idyllen hatte einigen Werth; denn hier wurden nicht, wie bei Brockes, einzelne Naturgegenstände nachgezeichnet, sondern ganze Landschaftsbilder entworfen. Die Einzelnheiten traten zu malerischen Gruppen zusammen, Licht und Schatten waren gehörig vertheilt, die Gestalten im Vordergrunde hatten sehr bestimmte Umrisse. Gleichwohl kam in diese Landschaftsdichtung kein frischer, kräftiger Ton, weil auch das Wilde und Düstere mit Zierlichkeit behandelt wurde, wobei es seinen Charakter einbüßte. Die Idyllen Geßner's zeugen von einem bedeutenden

und gebildeten Talente, aber sie sind dennoch nur Kunstwerke für den Nipptisch. Geßner's Dichtungsweise bezeichnet den äußersten Punkt, bis zu welchem ein Idyll vorschreiten kann, welches sich grundsätzlich von der Naivetät lossagt und das Ideale nicht in der Wirklichkeit aufsucht, sondern in einem völligen Gegensatz zu derselben findet. Geßner konnte nur noch nachgeahmt, nicht mehr übertroffen werden.

Die Poesie der Sturm- und Drangperiode (1772) hat vorzugsweise den Namen der Naturdichtung. Sie wollte gar keine Ideale, sondern nur anziehende und bedeutende Momente aus dem wirklichen Leben zu ihrem Gegenstande nehmen und dieselben ohne Rücksicht auf die überlieferten Kunstgesetze, allein nach ihrer natürlichen Gestalt mit Lebendigkeit und Treue darstellen. Man denke sich nun das Idyll im Verhältniß zu dieser Naturdichtung. Daß sich der alte arkadische Idealismus hätte behaupten sollen, scheint eine Unmöglichkeit; eher konnte das Gegentheil eintreten, es konnten Genrebilder mit derben realistischen Zügen zum Vorschein kommen oder das Idyll konnte, wenigstens als besondere Dichtungsgattung, gänzlich verschwinden. Wirklich hatten die Geniedichter, wie ihre eigene Brust des jugendlichen Ungestümes voll war, eine entschiedene Vorliebe für die leidenschaftlichen Gewaltthaten der Titanen, für den trotzigen Kampf derselben mit dem Schicksale, für Ereignisse und Frevel, welche das Herz erstarren machen, und in einer solchen Umgebung war für das Idyll kein Raum vorhanden. Seltsamer Weise mischte sich jedoch in diesen Titanismus wieder auch die weichste Sentimentalität. Man liebte an Ossian in gleichem Maße das thatkräftige Heldenthum und die düstere Melancholie. So waren Werther und Siegwart nicht weniger Kundgebungen des Zeitgeistes als das Behagen an Prometheus und Faust, an Medea und Niobe. Das Idyll starb nicht aus; es mußte nur, gemäß den verworrenen Bestrebungen dieses Künstlergeschlechtes, die verschiedensten Elemente in sich aufnehmen,

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

und noch sonderbarer war es, daß die bunte Mannichfaltigkeit in die Dichtungen eines und desselben Mannes, nämlich des Malers Friedrich Mueller, eindrang. Die groteske Ungeschlachtheit der faunischen Natur („Bacchidon und Milon", „Mopsus"), die romantische Ueberschwenglichkeit und Verzärtelung („Schafschur", „Ulrich von Coßheim"), das volksmäßig Charakteristische („das Nußkernen"), die frische urkräftige Natur der ersten Menschen („Adam's Erwachen"), dies Alles erscheint in seinen Idyllen nach einander und sogar vermischt, wie denn sein empfänglicher, doch ungebundener dichterischer Geist um Blumen aller Art zu gaukeln pflegte.

Die Mitglieder des Göttinger Hainbundes kehrten zuerst von der excentrischen Naturdichtung zur Besonnenheit zurück, indem sie sich mit Klopstock wieder dem griechischen Principe der Gemessenheit zuwendeten. Sie waren zum größten Theile auf dem Lande erwachsen und treue Freunde der Natur, wenn sie dieselbe auch nicht mit feierlichem Pathos als die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes priesen, sondern sich mehr an ihrer sinnlichen Anmuth erfreuten. Endlich erweckten die socialen Ideen der französischen Politiker und Philosophen das schöne Verlangen, dem Bauernstande gerecht zu werden. Man bestrebte sich in philanthropischem Sinne, denselben geistig zu heben und dadurch, daß man ihm in Schilderungen des Landlebens die dichterische Seite seiner Zustände zum Bewußtsein brachte, mit seinem Loose auszusöhnen. So ging denn ein idyllischer Grundton durch die Lyrik der Göttinger, bis Voß das Idyll selbst wieder herstellte und, was bis dahin nicht gelungen war, die rechte Form desselben entdeckte. An die Stelle des arkadischen und biblischen trat jetzt das deutsche Idyll und die sentimentale Behandlung wurde mit der idealisch naiven vertauscht. Durch diese Umwandlung hat sich Voß ein unbestreitbares Verdienst erworben. Sein Werk ist es, daß das Idyll die dichterische

Seite des Lebens nicht mehr in Räumen und Zeiten sucht, welche außerhalb der Wirklichkeit liegen, sondern daß es sie in den Zuständen der Heimat, unter den Menschen, die mit uns leben, zu finden weiß. Sein Werk ist es, daß uns in dem Idyll nicht mehr bloße Personificationen des phantastischen Idealismus begegnen, sondern wirkliche Menschen, Individuen mit bestimmten Eigenschaften. Erst jetzt konnte das Idyll Charaktere, Ereignisse und Handlungen darstellen, in welchen das wahre Wesen und Leben des Menschen auf eine gehaltvolle und anziehende Weise zur Anschauung kommt. Voß hat den Theokrit benutzt, derselbe war jedoch nicht sein eigentlicher Führer. Das Voßische Idyll ist nach Inhalt und Form aus der homerischen Dichtung hervorgegangen.

Goethe war in seiner Sturm- und Drangperiode für idyllische Momente nicht unempfänglich gewesen. Die Schilderung seines Verkehrs mit der Pfarrerfamilie zu Sesenheim ist ein herrliches Idyll, das sich jedoch zuletzt in unerquickliche Mißverhältnisse auflöst. Ebenso enthalten Werther's Leiden nicht nur eine Menge ächter idyllischer Scenen, sondern die Tragik des Romanes gründet sich größtentheils auf die brennende Begierde des Helden, mit der Natur in Eins zu verschmelzen. Doch diese Erinnerungen beweisen auch, daß der jugendliche Geist des Dichters noch zu unruhig war, um den Frieden zu suchen oder auch nur darzustellen. Erst die italienische Reise befreite seine Gesinnung und seine Poesie von den Resten des ungebildeten Naturalismus. Fortan erfüllte das classische Ideal seine Seele. Er erkannte und achtete den Grundsatz, daß die Natur, der Mensch, das Leben nach der unermeßlichen Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, von dem tändelnden Reize hinauf bis zu einer kaum faßbaren Erhabenheit, sich uns nie anders als im Einklange mit den Gesetzen der Schönheit darstellen sollen.

Goethe hatte aber als Mensch und Dichter in seinem

Wesen einen starken realistischen Zug und daher waren ihm von den idealen Gestaltungen der Kunst keine so verständlich und innerlich verwandt, als diejenigen, in denen sich das Wirkliche selbst durch den ihm eigenen natürlichen Adel bewußtlos zum Schönen erhob. Diese idealische Natur oder diese naive Idealität fand er nirgends in solcher Vollkommenheit wie in der homerischen Dichtung. Homer war daher „sein Entzücken und seine Qual". Das Ziel, nach welchem hinzustreben er sich geschaffen fühlte, stand ihm mit völliger Klarheit vor Augen und doch war dasselbe nicht mehr erreichbar, denn in der modernen Welt ist das naive Epos eine Unmöglichkeit. Da bewies Voß durch seine „Luise", daß dieses in unserer Zeit sich wenigstens als Idyll verjüngen könne. Es war unzweifelhaft in Sprache, Ton und Wahl des Lebenskreises der rechte Weg gefunden. Jetzt folgte ihm Göthe, um mit seinem reichen Geiste und Kunstvermögen der neu entdeckten Dichtungsgattung ein Werk abzugewinnen, das sich, nicht durch die Nachbildung bloßer Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die Aufstellung einer kernigen und zarten Menschennatur, durch die epische Entfaltung derselben, durch die Naivetät der Auffassung und Darstellung zu Homer in ein weit näheres Verhältniß setzt.

Goethe schrieb an dem Gedichte mit inniger Freude. Wie glücklich fühlt sich der Mensch, wenn der Gegenstand, der ihn beschäftigt, mit seinen theuersten Interessen zusammenfällt, wenn die Art der Behandlung, die ihm die Sache gebietet, zugleich seiner Natur und Neigung völlig gemäß ist, wenn die feste Ueberzeugung, daß er nicht fehl gehen kann, ihm das Gelingen verbürgt und die Wahrnehmung des Gelingens ihm mit jedem Tage die Hand sicherer und die Arbeit leichter macht. Hermann und Dorothea bestätigt, was Göthe in dem Aufsatze „Antik und modern" bemerkt: „Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich

der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge." Und weiterhin: „Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten" (XXXIX, 76, 81).

Ueber die äußere Geschichte der Entstehung und Ausführung des Werkes haben wir so genaue Nachrichten, daß sich mit ziemlicher Sicherheit angeben läßt, wo und wann die einzelnen Theile ausgearbeitet sind. Es liegt dem Idyll eine alte Erzählung zu Grunde, die Goethe vermuthlich schon im Jahre 1794 kennen lernte. Er begann die Ausführung im September 1796 zu Jena und es wurden in raschem Zuge zwei Drittel, nach der ursprünglichen Eintheilung die 4, nach der jetzigen die 5 ersten Gesänge, vollendet. Nach einer Aeußerung Schiller's arbeitete er mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit und Leichtigkeit, indem er, gleichsam die reifen Früchte eines wohl angewandten Lebens vom Baume schüttelnd, in 9 Tagen hintereinander jeden Tag 150 Hexameter schrieb. Die Zahlen scheinen eine kleine Ungenauigkeit zu enthalten, doch dürfen wir an die Hauptsache glauben. Nun erfolgte eine längere Unterbrechung und es wurde nur ab und zu an dem Fertigen nachgebessert. Im März des folgenden Jahres, abermals in der Zurückgezogenheit zu Jena, fand sich die rechte Stimmung wieder und am Ende des April war der Schatz gehoben.

Jene alte Erzählung, die Goethe benutzt hat, muß man lesen, um nicht in den Irrthum zu gerathen, daß sie bereits das Beste und Wichtigste darbot und nur in eine poetische Form zu bringen war. Sie ist ein roher Steinblock, nicht besser und nicht schlechter als tausend andere, und man erstaunt über

den gewaltigen Geist des Dichters, welcher der Materie ein solches Leben eingehaucht. Die Quelle Goethe's wurde schon 1809 entdeckt und ist seitdem in mehren Schriften, welche von der Vertreibung der Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg (1731) handeln, aufgefunden. Mit unbedeutenden Abweichungen wird die Begebenheit so erzählt:*)

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bei denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es so wohl dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten

*) Pyrem hat a. a. O. die 4 bekannt gewordenen Erzählungen abdrucken lassen und verglichen; die hier mitgetheilte Relation ist die älteste.

gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: ja, gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meint, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Die Campagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz als die zweite höhere Quelle des Idylls.

Goethe verlegte nun diese Begebenheit in eine neuere Zeit, ja in die Gegenwart. Dies konnte leicht geschehen, wenn er hauptsächlich nur das Schicksal des heimatlosen Mädchens ins Auge faßte und statt des religiösen Motivs ihrer Auswanderung, dessen Beibehaltung dem Gedichte einen ganz andern Charakter gegeben hätte, die mit der Revolution herein-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

brechende Zerrüttung der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse eintreten ließ. Zu diesem Umtausche drängte ihn seine Stellung zu den Zeitereignissen. Er bemerkt, daß ihn niemals irgend ein Aeußeres sich selbst entfremden konnte, ihn vielmehr strenger ins Innere zurückgewiesen und so seien ihm die Nachbildungen des Zeitsinnes eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäfte gewesen. Die „Unterhaltungen der Ausgewanderten", die „Aufgeregten" seien ebenso viel Bekenntnisse dessen, was damals in seinem Busen vorging, gewesen; späterhin sei Hermann und Dorothea noch aus derselben Quelle geflossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte (Werke, 1829, XXX, 271). Es giebt demnach für das Idyll außer jener Emigrationsgeschichte noch eine andere Quelle: es sind Goethe's eigene Wahrnehmungen und besondere Erlebnisse, es ist die sittliche Stimmung, die er sich in jener Zeit zu erwerben oder zu erhalten suchte, es ist außerdem die Ansicht von dem rechten Gehalt und Style der Kunst, welche ihn damals durchdrang.

Nun aber besitzen wir aus den Jahren, die der Abfassung des Gedichtes unmittelbar vorangingen, die Geschichte der Campagne in Frankreich (1792) und der Belagerung von Mainz (1793), bei welchen Unternehmungen Goethe gegenwärtig gewesen, nebst anderen biographischen Mittheilungen und mancherlei Bekenntnissen, welche in diese Erzählungen aufgenommen sind. Es wäre daher an sich wunderbar, wenn nicht Einiges, was in Hermann und Dorothea einen Platz gefunden, mit dem Berichte über jene Zeit im Zusammenhang stünde. Eine solche Verwandtschaft ist aber wirklich vorhanden, denn das Gedicht knüpft an manche thatsächliche Momente an, die uns dort mitgetheilt werden, und was wichtiger ist, es entspricht den sittlichen Bedürfnissen und künstlerischen Ueberzeugungen, welche Goethe in jenen historischen Schriften als den Kern seiner damaligen Stimmung bezeichnet.

Ob wir uns als die Heimat der auswandernden Gemeinde das Elsaß oder die am linken Rheine gelegenen bairischen oder hessischen Lande zu denken haben, das läßt sich nach der älteren deutschen Kleidung Dorotheens oder nach der muthmaßlichen Weite des Weges, den die Flüchtigen bereits zurückgelegt, ehe sie bei dem Landstädtchen erschienen, nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach gewissen Beziehungen auf die Mainzer Vorgänge könnte man sich für die jetzige bairische Rheinpfalz und das westliche Rheinhessen entscheiden, und diese Annahme wird dadurch unterstützt, daß das Gedicht alsdann sehr genau mit der Geschichte übereinstimmt. Im Herbste 1792 nahm Custine Landau, Speyer, Worms und endlich auch Mainz in Besitz. Damals ließ die gesetzgebende Versammlung, durch das Manifest und den Einmarsch des Herzogs von Braunschweig erbittert und begeistert, die Departemente und die Heere einen neuen Eid schwören; man sollte nicht mehr dem Könige oder der Nation und dem Gesetze, sondern der Freiheit und Gleichheit huldigen. Gewiß haben in den Gegenden, durch welche Custine nach Mainz zog, viele Deutsche, gleich den Mainzer Clubisten, die Verkünder der Menschenrechte mit den schönsten Hoffnungen begrüßt, als man die Botschaft vernahm

Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit,

die also damals gerade die neuen Stichwörter der Revolution geworden waren. Die Geschichte erzählt nun weiter, daß das ganze von den Franzosen besetzte Gebiet als erobertes Land behandelt und trotz der schönen Redensarten von Freiheit und Verbrüderung mit harten Lasten und Erpressungen heimgesucht wurde. Endlich hoffte man Erlösung

Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen.

Dies könnte auf die Siege der Preußen und Oesterreicher gehen, welche 1793 Mainz einnahmen, Custine vertrieben und den westrheinischen Deutschen die Unabhängigkeit zurückgaben.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

In dieser Zeit mag das betrogene Volk an den flüchtigen Franken Rache geübt haben. Wir vermissen nun in dem Gedichte eine Hinweisung auf die Ursache, aus der die Gemeinde eiligst die Heimat verläßt. Die Geschichte kommt uns zu Hülfe. Im Mai 1794 wurden die deutschen Heere wieder über den Rhein zurückgedrängt, die Franzosen nahmen abermals Alles in Besitz und wütheten mit grausamer Lust an Verheerungen und Mordthaten. Die Commissarien des Nationalconventes rühmten aus der Pfalz, sie hätten den Bewohnern nichts übrig gelassen, als die Augen, um ihr Elend zu beweinen. Damals flohen die Familien in Schaaren über den Rhein, und so könnte beim Beginn der Ernte auch die Gemeinde, von der das Gedicht erzählt, diesseits eine Zufluchtsstätte gesucht haben. In demselben Jahre 1794 fanden bereits Verhandlungen über den Frieden statt, den Preußen am 5. April 1795 zu Basel abschloß. Darin würde die Aeußerung des Wirthes:

Müde schon sind die Streiter und Alles deutet auf Frieden,

ihre Erklärung finden. Denn auch andere Deutsche beschwichtigten, wie Goethe selbst (XXXI, 26) bemerkt, um 1794 ihre Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzosen. Es lassen sich gegen die Richtigkeit dieser Zusammenstellung einige Einwendungen machen, doch ist auch wieder in der ganzen Kriegsgeschichte der Zeit schwerlich etwas aufzufinden, was in dem Hergange der Begebenheiten mehr mit dem Gedichte übereinstimmte.

Nun wollen wir aus jener Schrift über den Feldzug von 1792 und die Belagerung von Mainz einige Stellen anführen, die es wahrscheinlich machen, daß Goethe auch im Besonderen bei der Abfassung des Gedichtes seinen eigenen Antheil an der Geschichte jener Jahre im Sinne gehabt. Als er aus Frankreich zurückkehrte, hörte er in Trier von den verwegenen und glücklichen Unternehmungen Custinens; er

beklagte das unselige Neutralitätssystem, welches die nächsten Fürsten paralysirt, während die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse desto lebendiger thätig sei. „Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen?“ (XXX, 162). Der Dorfrichter äußert:

Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?

Dieselbe Begeisterung schildert Goethe in einem Berichte aus Pempelfort, wo er auf der Heimreise verweilte (S. 206): „Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren, leider nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte.“ Weiterhin berichtet er (S. 276) von der Reinigung des Winkels zwischen Nahe und Rhein, dann aus eigener Anschauung von den Kämpfen um Mainz und von der Rachelust der Mainzer, die beim Abzuge der Franzosen zwar nicht diesen, denn sie waren durch den Vertrag geschützt, aber den Clubisten grenzenlose Leiden zu vergelten trachteten (S. 312, 324). Außerdem beweisen manche Einzelnheiten einen Zusammenhang zwischen dem Gedichte und Goethe's Erlebnissen auf diesen Feldzügen. Er selbst war mitten in dem Gewirr und Gewimmel einer mit ihrer Habe fliehenden Menge gewesen (S. 134). Der Pfarrer sagt zu dem Richter:

Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehn, wie oft ihr auch Gutes erblicktet.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Damit vergleiche man (S. 329): „Einigermaßen erholte sich (in Mainz) unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer bei Erzählung mancher heroischen That der tüchtigen Stadtbürger.“ Der Richter erinnert sich nun der Heldenthat Dorotheens und hier folgt unmittelbar: „Man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und andere glücklich gerettet,“ indem sie Bomben, die in die Häuser eingeschlagen, mit Lebensgefahr auslöschten. — Um einen hochherzigen Jüngling, wie Dorotheens erster Verlobter, aufzustellen, dazu boten sich dem Dichter freilich unzählige Vorbilder dar. Möglicherweise hatte ihm jedoch eine „herzergreifende Familienscene“ zu Estain einen schönen jungen Mann unvergeßlich gemacht, der, von den allgemeinen Gesinnungen hingerissen, nach Paris geeilt war und sich dort unter den Nationaltruppen hervorgethan, um zuletzt, unter seltsamen Umständen, dennoch in das Todesregister eingeschrieben zu werden. — In Sivry hatte sich Goethe nebst vielen Leuten in einem Bauerhause einquartiert. Man erfreute sich an dem „idyllisch homerischen Zustande“ der Wirthschaft. Eine alte deutsche Marketenderin erflehete sich die Oeffnung der Thüre; da brachte sie eine blasse und entkräftete junge Frau herein und wies ein nacktes Kind vor, von dem jene auf der Flucht entbunden worden. Die Marketenderin forderte Speise und wie Dorothea auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln (S. 115). — Dorothea denkt an die artigen Sitten der Franzosen, die den Nachbarn zum Muster gedient,

> Und so brachten bei uns, auf deutscher Seite, gewöhnlich
> Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
> Segenswünsche den Eltern.

In jenem Hause zu Sivry sollen die Kinder zu Bette gehen. „Sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünschenswerther Anmuth“

(S. 112). — Dorothea kommt mit den Krügen an den Lindenbrunnen, weil

> die unvorsichtigen Menschen
> Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
> Gleich durchwatend den Quell —

In der Geschichte der Campagne heißt es (S. 21): „Ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden." — Der Apotheker des Idylls ist auf das Grottenwerk stolz, das seine Gäste mit den schön geordneten Muscheln und den Korallen erfreut. Goethe gedenkt aber in dieser Reisegeschichte ebenfalls eines Düsseldorfer Apothekers, in dessen Hause sich eine Dame zwischen Muscheln und Korallen einquartieren mußte (S. 206). — Selbst einzelne Gedanken und Ausdrücke könnte man für Reminiscenzen halten. Mit den Worten des Richters:

> Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
> Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden

stimmt z. B. folgende Stelle (S. 123): „Nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte."

Sehen wir nun, wie außer dieser merkwürdigen Anlehnung des Idylls an mehr oder minder wichtige Thatsachen auch die sittliche und dichterische Stimmung, aus der Hermann und Dorothea hervorgegangen, bereits in denselben historischen Aufsätzen vorbereitet erscheint. Goethe äußert: „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung" (S. 191). Hiermit erklärte er seinen Entschluß, sich auf dem Standpunkte der alten Dichter zu behaupten. Das sentimentale Ideal der Romantik liegt außer-

halb der Wirklichkeit und seine Anschauung erregt die unendliche Sehnsucht; das naive Ideal des Homer liegt innerhalb der Welt und aus seiner Wahrnehmung fließt die heitere Freude an einer edeln und dichterischen Gegenwart. Eine solche Umwandlung in Goethe's Ansichten hatte die italienische Reise bewirkt; dies ist in der Elegie, die Hermann und Dorothea einleitet, es ist aber auch in der Zwischenrede, welche die Geschichte der Campagne von 1792 und der Mainzer Blokade unterbricht, fast mit denselben Worten ausgesprochen. Nicht die Sehnsucht, sondern die volle Befriedigung sollte fortan seine Werke durchdringen. Ein Besuch in Duisburg stellte ihm die unerquicklichen Wirkungen der modernen Subjectivität vor Augen. Auf der Harzreise im Winter 1776, die er in der Zwischenrede erzählt, hatte er den unglücklichen Plessing kennen gelernt und vergeblich aus seinem schmerzlichen, selbstquälerischen, düsteren Seelenzustande zu reißen gesucht. Die dithyrambische Ode, welche er im Harze dichtete, zeugte von seinem tiefen Mitgefühl für den Verirrten. Von besonderer Bedeutung war auch das Heilmittel, das er ihm empfahl. „Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde" (S. 228). In Duisburg fand er jetzt Plessing noch immer durch das Unerreichbare verdüstert.

Goethe selbst war genesen, indem er zur Natur zurückkehrte und dieselbe jetzt nicht mehr mit der sentimentalen Ueberspanntheit Werther's auffaßte, sondern mit einer wahren Freude an ihrer friedlichen Selbstgenügsamkeit und an ihrem gesetzmäßigen und kräftigen Schaffen. Diese Naturliebe be-

herrschte ihn in dem Grade, daß er unter den Wirren des Feldzuges, als Forscher und Dichter thätig eingreifend, optische Untersuchungen anstellte und sich mit der Uebersetzung des Reineke Fuchs in das heitere, neckische Treiben der naiven Thierwelt und in das freie Feld- und Waldleben versenkte.

Außerdem hatte ihn die wüste Fahrt nach Frankreich auf Haus und Heerd, als auf das theuerste Besitzthum des still thätigen und in sich befriedigten Menschen hingewiesen. Er bemerkt in den „Tag- und Jahres-Heften" unter 1794: „Persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung" (XXXI, 25). Daher machte schon in Münster der fromme sittliche Kreis, den Freunde und Kinder um die Fürstin Gallitzin bildeten, auf ihn einen tiefen beruhigenden Eindruck (XXX, 248), und so wirft auch folgende Aeußerung ein bedeutsames Licht auf die Bedürfnisse seines Herzens. „Wie düster in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung, und die behaglichen Anstalten zur Aufnahme der Fremden" (S. 253).

Faßt man nun diese Momente zusammen, so ist ersichtlich, wie der Dichter mit der Gewalt der Nothwendigkeit zu der Conception eines Werkes getrieben wurde, das nicht jene in die Welt hinausstrebende, heroische Thatenlust des Epos, sondern das idyllische Natur- und Familienleben im Gegensatze zu den Bedrängnissen der Anarchie und des Krieges darstellte. Nach Goethe's damaligem Begriffe von dem Wesen des Schö-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

nen war aber keine Gefahr da, daß er nun doch bloß den Genuß der Ruhe schilderte oder gar mit einem idealischen Traumbilde der sentimentalen Sehnsüchtigkeit schmeichelte; denn er erklärte in Pempelfort (S. 239): „Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen.“ Nach diesem Grundsatze läßt das Idyll, wie wir oben erkannt haben, die volle Befriedigung aus dem zu einem frohen Mitleben erweckenden Anblick solcher Menschen hervorgehen, die in harmonischer Uebereinstimmung mit sich und mit der Welt, an einem thätigen Walten in Natur und Haus ihre Freude haben und deren Geist sich ebenso an der Schätzung sittlicher Lebenszwecke zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt hat.

Demnach sind neben der alten Erzählung von den Salzburgern, aus welcher der rohe Stoff entnommen wurde, Goethe's innere und äußere Erlebnisse auf diesen Kriegsfahrten eine zweite Quelle des Gedichtes. Jeder einzelne Umstand, der an ein Moment des Idylls erinnert, könnte für sich nur einen zufälligen Anklang zu enthalten scheinen, doch ist es unmöglich ein Zufall, daß sich so vieles Aehnliche aus derselben Zeit und in demselben Buche beisammen findet. Eine genauere Uebereinstimmung muß man auch nicht erwarten; denn der Dichter greift, ohne sich an eine chronologische und örtliche Folge zu binden, in seine Erinnerungen zurück, stellt das Entlegene zusammen, verändert und veredelt das Einzelne, bis Alles zum poetischen Gebrauche geeignet ist. Bisher war ein Zusammenhang zwischen Hermann und Dorothea und den Erfahrungen Goethe's nur in so weit entdeckt worden, als man auf den Lindenbrunnen bei Frankfurt hinwies und in dem geschilderten Landstädtchen Ilmenau zu finden glaubte, wo er im Gasthause zum goldenen Löwen einzukehren pflegte und sich an der Harmonie erfreute, in der Gegend, Menschen,

Klima, Thun und Lassen zu einander standen, wo bei einem mäßigen ökonomischen Streben das Handwerk überall zum Maschinenwerk überging und die Abgeschnittenheit nicht einen größeren Verkehr mit der Welt ausschloß. Vielleicht haben ihm aber auch bestimmte Personen vorgeschwebt, die er aus verschiedenen Gegenden hier an einen Ort versetzte, oder bestimmte Vorfälle, die er in die Handlung einflocht. Doch das Alles ist nicht mehr zu ermitteln, und daher muß es uns willkommen sein, daß sich nun doch wenigstens in einigen Dingen solche Beziehungen zwischen dem Idyll und den Erlebnissen des Dichters auffinden lassen. Mehr Bedeutung hat es, daß diese Reminiscenzen, so unerheblich sie scheinen, ein hinreichendes Zeugniß dafür sind, daß Goethe wirklich das Gedicht im Bewußtsein jener Vergangenheit, in der unmittelbaren Erinnerung an seine Erlebnisse bei jenem „wilden Kriegs- und Fluchtwesen", das gleichsam die Kehrseite der idyllischen Zustände bildet, verfaßt hat. Der Eindruck, den damals jene Wahrnehmungen auf ihn machten, die sittlichen und künstlerischen Anschauungen, die im Zusammenhange mit ihnen hervortraten, bewirkten, daß er die Geschichte der Salzburgerin in die Gegenwart verlegte, sie bestimmten die Auffassung und Behandlung des Stoffes, den Geist und die Tendenz des Gedichtes, und darum können wir mit Recht von einer zweiten Quelle desselben sprechen. Ja diese Quelle hat eine höhere Natur als die andere; denn ihr verdankt das Idyll die Gestalt, die Seele und vielleicht den ersten Ursprung. Es ist wahrscheinlich, daß Goethe mit dem Entwurf der Handlung und mit der Ausbildung mancher Einzelnheiten gleich nach seiner Rückkehr beschäftigt war, und Schiller wußte, daß er sich, als die Ausführung 1796 mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich ging, bereits mehrere Jahre mit der Idee herumgetragen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Erläuterung.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Hermann und Dorothea (Widmung).

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch der Verweg'ne gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebte,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja, sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.

Goethe schrieb diese Elegie im December des Jahres 1796 zur Ankündigung seines Idylls, als dasselbe beinahe vollendet war. Er beklagt sich zunächst darüber, daß man seine im Geiste des Properz verfaßten Römischen Elegien und die Venetianischen Epigramme, zu denen ihn Martial angeregt, nicht zu würdigen verstanden. Er werde jedoch, um solche Urtheile unbekümmert, stets nur seinem dichterischen Triebe folgen. Für das neue Gedicht erbittet er sich die besondere Gunst der Muse. Er deutet Ursprung und Inhalt desselben an und widmet es hauptsächlich gleichgestimmten Freunden, die sich mit ihm an den Bildern des häuslichen und ländlichen

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Stilllebens erfreuen wollen. Dies neue Gedicht enthält nun, wenn man von einem gewagten Worte der Mutter Hermann's absieht, durchaus nichts von jener naiven Sinnlichkeit, die man an den Elegien und Epigrammen tadelte. Da aber Goethe das Idyll hier dennoch mit den letzteren zusammenstellt, so mag er wohl zugleich darauf hindeuten, daß man überhaupt, seit die Romantik sich zu regen begann, seinen treuen Verkehr mit dem Alterthum nicht gerne sah. Dies aber habe ihn nicht abgehalten, abermals für eine Dichtung den helleniſtiſchen Styl zu wählen.

3. Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?

Es ist wohl nicht ein Anschluß an die freiere Lebensweise der Alten gemeint, worauf die Vergleichung mit den römischen Elegikern führen könnte. Goethe fragt, ob man es ihm mit Billigkeit zum Vorwurf mache, daß er sein Studium der Alten nicht mit der Schulzeit beschlossen und daß er in Latium das Leben aufsuche, welches sie geschildert.

5. Daß ich Natur und Kunſt zu ſchauen mich treulich beſtrebte,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?

Viehoff (in der Erläuterung von Goethe's Gedichten, 1847, II, 270) bezieht dies auf des Dichters naturwissenschaftliche Studien und auf seine Auflehnung gegen Newton's Autorität. Damit ginge die Elegie jedoch auf etwas ganz Fremdartiges über, und wir müssen den Standpunkt des Künstlers im Auge behalten. Es ist bekannt, daß Goethe die Dichtungen der Alten erst in Italien recht zu verstehen glaubte, wo ihn eine gleichartige Natur umfing, und daß erst hier seine Begriffe im Anschauen der Kunstwerke und bei der Wahrnehmung der Wirklichkeit, aus der dieselben hervorgegangen, zur Klarheit gelangten. Er war ein Todfeind der bloßen Wortschälle, d. h. der Meinungen, die durch große Namen zu Glaubens-

sätzen geworden waren. Was er in Rom über die Schöpfungen der Maler des 16. und 17. Jahrhunderts bemerkt, läßt sich ohne Zwang auf sein Studium der Antike anwenden: „Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehn und wieder finden und lesen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist" (XXIX, 7).

9. Solcher Fehler, die du, o Muse, emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir.

Man verkenne das höhere geistige Leben, welches auch in jenen sinnlichen Dichtungen rege ist, weil man selbst eine gemeine Denkweise habe und schreibe dieselbe nun auch dem Dichter zu.

Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und Andre zu täuschen,
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin;
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze,
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Heerde zu kochen,
Werfe der Knabe das Reis spielend geschäftig dazu.
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch.

Die Poesie erhält dem Dichter, auch wenn das Alter naht, noch lange das idealische Gefühl der Jugend. Goethe verzichtet jedoch auf den Lorbeer, den sich Andere mit groß-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

artigen Schöpfungen erwerben mögen; das Idyll soll nur ihm selbst und den Freunden eine festliche Freude bereiten. Diese Wendung erinnert an Horazens (I, 6): Scriberis Vario fortis et hostium. Jetzt tritt eine Sitte des Alterthums vor seine Phantasie. Denn wie er gewohnt war, seine Gedanken in ein plastisches Bild umzuwandeln, so widmet er das Gedicht den Freunden nicht durch eine bloße Zuschrift, sondern er versammelt sie in seinem traulichen Hause zu einem geistigen Symposium, um es ihnen als Rhapsode vorzutragen. Die Umgebung selbst, der Heerd, auf dem die Gattin das Feuer der Hestia unterhält, der spielende Knabe, versetzen uns in das Familienleben, aus welchem auch der Stoff des Idylls genommen ist. Bei einem Becher Weins und nach griechischer Sitte mit Kränzen geschmückt, sitzen die Freunde im Kreise um ihn her und er liest ihnen das Gedicht vor, was Goethe auch in der Wirklichkeit oft und gern gethan hat.

10. Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.

Sogar Cäsar habe seine großen Thaten nur ausgeführt, um dem kahlen Haupte den Lorbeerkranz zum Ersatze für die jugendlichen Locken geben zu können. Sueton (v. Jul. 45) erzählt wirklich, daß ihm das jus laureae perpetuo gestandae eine sehr erwünschte Ehre gewesen. Mit der scherzhaften Anspielung auf diese Anekdote will der Dichter sagen, daß er das Bedürfniß gefühlt, sich durch die Beschäftigung mit dem lebensfrischen Gegenstande das Herz zu verjüngen.

20. — gieb einst es dem Würdigern hin.

Die falsche Lesart Würdigen, welche sich in mehren Ausgaben findet, macht den Gedanken undeutlich.

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?

Doch Homeride zu ſein, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber,
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.

Als Goethe 1798 mit dem Plane zur Achilleis beſchäftigt war, ſchrieb er an Schiller („Briefwechſel", 1828, IV. 557): Wenn nicht ein Einzelner jene großen Gedichte verfaßt, wenn ſie nicht urſprünglich ein Ganzes waren, ſondern ſich aus Rhapſodien zuſammengeſetzt, ſo dürfte ein muthiger Dichter ſich noch jetzt unter die Homeriden wagen und einen Theil jener Sagen behandeln. Die Prolegomena von Fr. A. Wolf (1797) hatten ihn von dem niederdrückenden Gefühle befreit, daß ein einziger Mann jene wunderbare Welt geſtaltet. Voßens Beiſpiel zeigte ihm, wie ſich die homeriſche Dichtungsweiſe erneuern laſſe, und mit mehr Ueberlegung als ſpäter erwählte er jetzt nicht eine griechiſche Heldenſage zur Nachbildung, ſondern einen idylliſchen Gegenſtand aus dem heimatlichen Volksleben. Das Gedicht ſoll dabei die traurigen Ereigniſſe der Revolution zur Staffage erhalten, jedoch in der Weiſe, daß uns ihre Betrachtung nicht erſchreckt, ſondern zum muthigen Widerſtand anregt.

28. — uns auch ruft in die vollere Bahn.

Nicht der eine, göttergleiche Homer ſteht in der Rennbahn, mit dem Niemand zu ſtreiten wagt, ſondern eine größere Zahl von Homeriden, und es iſt angenehm, mit ihnen den Wettlauf zu unternehmen, wenn man auch als letzter am Ziele anlangt.

32. Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.

Der Dichter macht keinen Anſpruch auf das Lob der Ken-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

ner; er wünscht, daß die Freunde mit Herzlichkeit anhören, was ihm selbst aus dem Herzen geflossen ist.

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Diese übereilte Trauung ist eben nicht die größte Schönheit des Voßischen Idylls, doch war es hier angemessen, dasselbe mit dem Schlußpunkt der Begebenheiten zu bezeichnen. Goethe erzählt (XXX, 248), daß er das Gedicht, wie es im Novemberheft des Mercur 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und gerne vorlas.

Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz.
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend uns dessen erfreun!

Diese letzten Verse sind kaum in einen Zusammenhang zu bringen. An den Vortrag der Gesänge, die das Herz rühren und doch mit frischer Lebenslust oder mit Kraft (dies haben mehre Ausgaben) erfüllen, sollen sich weise Gespräche knüpfen. Die schweren Schicksale, welche am Ende des Jahrhunderts die Welt erschüttert, haben Jeden Weisheit gelehrt. Welches ist diese Weisheit? Sie besteht eben darin, daß der Mensch Manches, was er verloren, als entbehrlich erkennt, daß er sich mit heiterer Resignation über die Störungen erhebt, welche die Unruhe der Zeiten in sein äußeres und inneres Leben gebracht. Nachdem die Weltereignisse so lange alle Gedanken auf sich gelenkt und den Menschen sich selbst entfremdet, sollen wir uns der Kenntniß des eigenen Herzens erfreuen, d. h. wohl, wir sollen in das eigene Herz einkehren, um uns an den

Vorstellungen und Empfindungen zu erquicken, die ihm die nächsten und liebsten sind. Ja eben diese Einkehr in uns selbst, zu der uns das Idyll einladet, ist es, was uns zu jener weisen und fröhlichen Resignation befähigt, denn

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Kalliope.

(Erster Gesang.)

Schicksal und Antheil.

Der Gesang besteht aus drei Haupttheilen. Der erste bewegt sich um das Schicksal der Vertriebenen, die Neugierde der Städter und den wohlthätigen Sinn des Wirthes und der Wirthin. Der zweite enthält nächst einer episodischen Reflexion über die Neugierde eine genauere Schilderung des Zuges der Flüchtigen. Der dritte zeigt uns das muthige Gottvertrauen des Wirthes, der an seine Hoffnung auf die Nähe des Friedensfestes den Wunsch knüpft, daß ihm die Hochzeitsfeier des Sohnes dasselbe verschönern möchte.

Kalliope. Schicksal und Antheil. Der Dichter widmet wie Herodot es mit den Büchern seiner Geschichte that, jeden Gesang des Idylls einer Muse. Die Reihenfolge der Namen scheint ganz willkürlich zu sein, und es läßt sich zwischen dem Inhalte der Gesänge und den Aemtern der Musen keine Verwandtschaft nachweisen. Homer und nach ihm unzählige Dichter rufen im Eingange die Muse des Epos an und bitten sie, da nur ihr alles Vergangene bekannt ist, ihnen das Ge-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

schehene mitzutheilen. Warum weicht Goethe von diesem Gebrauche ab? Nicht weil er ihn für veraltet hielt, denn der letzte Gesang beginnt mit einer Anrede an die Musen, sondern vermuthlich, weil er sich bereits in der einleitenden Elegie an die Göttin der Dichtkunst gewendet. — Die zweite Ueberschrift sollte wie in den Rhapsodien Homer's den ganzen Inhalt des Gesanges bezeichnen, giebt aber nur einige Punkte an, was sich in diesem Gedichte mehrmals wiederholt.

1—37.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen! —
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Deutsche Auswanderer, welche aus Furcht vor der Rache der Franzosen ihre überrheinische Heimat verlassen haben, kommen auf der großen Straße, die etwa eine halbe Meile abliegt, an dem Landstädtchen vorbei. Die Einwohner sind trotz der Entfernung und der Mittagshitze beinahe alle vor das Thor geeilt. Der Wirth und seine Frau theilen nicht diese Neugierde. Sie schicken nur ihren Sohn, der eben abfährt, mit milden Gaben hinaus. Außer Anderem hat die Mutter den Armen ein Bündel abgetragenen Leinenzeuges zusammengesucht und auch einen altmodischen Schlafrock ihres Mannes beigefügt.

1. Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!

Man kennt die Vorschrift des Horaz: der Epiker solle nicht vom Anfang der Ereignisse ausholen, sondern den Leser sogleich in medias res versetzen. Goethe selbst hat dazu einmal bemerkt, daß schon die Ilias hiervon eine Ausnahme mache. Nicht der Trojanische Krieg, nur der Zorn des Achilleus, dessen Zwist mit Agamemnon allerdings sogar noch den Tod des Hektor zur Folge hat, sei ihr Stoff, und so fange sie unstreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war (XXXIII, 16). Aehnlich ist es hier. Nur in Rücksicht der

ganzen Vorgeschichte und wenn man etwa den Aufbruch der Flüchtigen aus der Heimat oder die Heirat der Eltern als den Anfang der Handlung betrachtet, stellt uns das Idyll gleich in die Mitte der Begebenheiten. Ist aber die Verbindung des jungen Paares sein eigentlicher Gegenstand, so beginnt es sogar mit einer Einleitung, denn Hermann hat ja Dorotheen noch gar nicht gesehen.

Der epische Dialog ist meistens nur eine lebhaftere Form der Erzählung. Statt des Dichters machen uns die Personen selbst durch ihr Gespräch mit den Thatsachen bekannt und gemäß der Naivetät des epischen Styles muß dabei keine Absichtlichkeit hervortreten. So erfahren wir aus der Rede des Wirthes, obgleich er gar nicht zu erzählen scheint, da seine Frau das Alles weiß, sondern nur Bemerkungen macht, so viel, wie die Phantasie zum Anhalte braucht, von der Lage der Stadt und des Gasthofs, von dem Zeitpunkte, von der Heimat und dem Schicksale der Auswanderer; wir erfahren von ihm selbst und seiner Frau, daß sie wohlhabende Leute sind, sich nicht einigen Aufwand versagen, jedoch dabei menschenfreundlich der Armen gedenken. Auch ihr Hermann wird bereits hier eingeführt.

6. Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen.

Gewöhnlich nennt man eine kleine Entfernung ein Stündchen; diesmal soll das Wort im Hinblick auf die übergroße Schaulust der Städter eine tüchtige Strecke bezeichnen.

16. Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!

Auf solche verlorene Aeußerungen muß man achten, weil sie darthun, daß der Vater doch an dem Eifer und der Geschicklichkeit, die Hermann als Landwirth an den Tag legt, seine Freude hat, so wenig er nachher darauf zu geben scheint.

19. Diesmal fuhr er allein.

Nicht, ohne den Kutscher auf dem Bocke, sondern ohne die Eltern, mit denen er vielleicht manchmal eine Spazierfahrt

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

nach dem Lindenbrunnen macht. Den Kutscher braucht Hermann auch später nicht, als er (im 5. Gesange) die beiden Freunde des Hauses auf die Spur der Geliebten hinausführt.

20. — unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte.

An einer Seite oder in der Mitte des Gasthofes bleibt unten ein Raum zur Durchfahrt offen. Die Decke desselben ist hier ein Gewölbe (II, 143). In dem vorderen Theile stehen Bänke, auf welchen die Gäste oder die Hausleute gerne Platz nehmen, um zu plaudern oder auf Markt und Straße hinauszublicken. Das Thor war den Eltern Hermann's lieb, weil es, als das Haus vor Jahren abbrannte, allein dem Feuer widerstanden hatte und sie an den Tag ihrer Verlobung erinnerte.

21. — der Wirth zum goldenen Löwen.

Die Gasthöfe erhalten, wie Speicher und Apotheken, ein Abzeichen, weil es für die Fremden unbequemer ist, sich die Namen der Eigenthümer zu merken und weil das Bild dasselbe bleibt, wenn auch die Wirthe wechseln. Weshalb hat Goethe seinem Wirthe keinen Namen gegeben? Wie sich sogleich zeigen wird, gewiß nicht aus dem Grunde, weil er gleichsam den Gastwirth an sich vorstellen soll.

29. Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun —.

Der Zusammenhang ist entweder: ich brauche Verzeihung, besonders da ich auch deinen Schlafrock hingab, oder: ich gab ihn, weil er ein für die Armen besonders brauchbares Geschenk sein wird. — Kattun, franz. coton, engl. cotton, stammt von einem arabischen Worte, welches Baumwolle bedeutet. In Ostindien verfertigte man ehemals sehr feine, mit großen Blumen geschmückte Zeuge der Art. Sie hießen dort chits, woher unser Zits. In dem Lobe des Stoffes sollen wir die dem Wirthe eigene Freude an dem Echten und Würdigen erkennen.

35. — — — Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Die Pekesche ist ein eng anschließender, mit Schnüren besetzter polnischer Rock. Ihn trugen natürlich nur jüngere Leute, und der Wirth erlaubt sich eine scherzhafte Uebertreibung, indem er darüber spottet, daß die Mode jetzt selbst ältere Männer nöthigen möchte, die Thorheit der Jugend mitzumachen. Eine bequeme Kleidung in der geschäftsfreien Zeit gehört sonst zum Wohlbefinden des deutschen Hausvaters, und in den gewöhnlichen Gasthöfen kann man wohl den Wirth an Schlafrock, Pantoffeln und Mütze herausfinden. Denn das Gewerbe pflegt da mehr die Hausfrau zu beschäftigen, so daß der Mann sich leicht ans Herumschlendern gewöhnt und auch die Sitte annimmt, die Fremden mit Neugier und Geschwätzigkeit zu plagen. Ein treffliches Charakterbild der Art enthält „Minna von Barnhelm". Goethe wollte kein Seitenstück dazu geben. Sein Gastwirth lebt nicht allein für das Gewerbe; er wünscht, er wäre etwas Besseres geworden und eifert sogar gegen Neugierde und Schlendrian. In frischeren Jahren war er gewiß kein Feind der Mode. Er ist auch noch immer allem „schmutzigen Saumsal" abhold und von seiner Anhänglichkeit an Schlafrock, Pantoffeln und Hausmütze, obwohl sie offenbar ein Standesmerkmal sein soll, dürfen wir daher nicht auf einen unschicklichen Mißbrauch dieser Dinge schließen.

38 — 99.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder —
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Die Städter haben sich den Zug angesehen und kehren in Schaaren zurück, unter ihnen der reichste Kaufmann des Ortes nebst seinen Töchtern in einem stattlichen Kutschwagen. Aus einer anscheinend zufälligen Zwischenbemerkung des Wirthes erfahren wir, daß dieser auch ergiebige Ländereien besitzt und

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

daß wir uns den Beginn der Kornernte als den Zeitpunkt der Handlung zu denken haben. Nun macht uns der Dichter mit zwei Hausfreunden bekannt, die ebenfalls draußen gewesen; der Geistliche und der Apotheker treten unter den Thorweg und setzen sich zu dem Ehepaare. Ihre Reden geben uns einigen Aufschluß über ihre Denkweise. Der Apotheker ist darüber verdrüßlich, daß so viel Volk hinausgelaufen, um mit schadenfroher Neugier das Unglück des Nächsten anzusehen, wobei Niemand bedenke, wie bald es ihm ebenso ergehen könne. Er scheint ein strenger Moralist zu sein, jedoch von Andern eine zu schlimme und von sich selbst eine zu gute Meinung zu haben. Warum sollte gerade die Schadenfreude der Grund der Neugier sein, und hatte nicht die Schauluft daran Antheil, daß er selbst mitgelaufen war? Der Pfarrer offenbart einen milderen Sinn, da nach seiner Ansicht die Neugierde, der Leichtsinn und alle Triebe, welche die Natur in den Menschen gelegt, auch ihre bessere Seite haben. — Der wiederholte Tadel der Neugier, die schon dem Wirthe und seiner Frau mißfiel, wirft ein unfreundliches Licht auf die Situation. Man muß glauben, daß nicht viele Städter ihre Theilnahme an den Vertriebenen auf eine geziemende Weise bezeigt, und der Gesang könnte dann eher die Ueberschrift: Schicksal und Neugierde haben. Freilich tritt nun die Wohlthätigkeit des Ehepaares mehr hervor. Auch von dem Pfarrer erfahren wir später, daß er draußen sein Silbergeld verschenkte. Der Apotheker pflegte wohl in solchen Fällen dem Nächsten nur mit gutem Rathe zu dienen.

48. Und vom Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.

Dennoch ist die Hitze so groß?

56. Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).

Nach einer Anmerkung Duentzer's (S. 42) wurden solche Wagen, deren Verdeck sich in der Mitte theilen und zurückschlagen ließ, nicht in Landau verfertigt. Sie erhielten nur

den Namen, weil sie daselbst zuerst Aufsehen machten, als Kaiser Joseph I. 1702 während der Belagerung Landau's in einem pomphaften Aufzuge dahin kam.

73. — den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

Es ist nicht der peinliche Eindruck gemeint, welchen dieser Anblick auf mitleidige Zuschauer macht, sondern das Wort bezieht sich darauf, daß das Urtheil von dem peinlichen Gerichte, welches über Leben und Tod entscheidet, gefällt ist.

77. Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn, doch liegt er im Menschen.

Der Apotheker will mit diesem Zusatze keineswegs den Leichtsinn als einen Naturfehler entschuldigen. Er macht vielmehr, wie die Antwort des Pfarrers zeigt, der Natur selbst einen Vorwurf daraus, daß sie uns solche Fehler eingeimpft. Der Leichtsinn ist unverzeihlich und dennoch liegt er von Natur im Wesen des Menschen.

81. War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung.

Besteht der hohe Werth der Bibel hauptsächlich darin, daß sie uns über die Schicksale des Menschen unterrichtet und uns zur Menschenkenntniß verhilft? Wird damit eine Eigenthümlichkeit bezeichnet, durch die sie sich von weltlichen Schriften unterscheidet? Die Worte möchten eher auf eine Weltgeschichte oder auf ein Epos passen, wie sie wirklich an den Anfang der Odyssee erinnern. Goethe hat hier jedoch einen bestimmten Theil der heiligen Schriften im Auge gehabt. In seinen Knabenjahren beschäftigte er sich angelegentlich mit den ersten Büchern Mosis, und der in Dichtung und Wahrheit (XXIV, 204—225) enthaltene weitläufige Bericht über seine damalige Auffassung der ältesten geschichtlichen Urkunden zeigt, daß ihm dieselben von den ersten Schicksalen des Menschengeschlechtes und von der Denkweise der Patriarchen ein unvergeßliches Bild in die Seele geprägt. Daher wird hier vornehmlich auf

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

diese Seite der heiligen Schriften hingewiesen. Timm liest in seiner eigenen Ausgabe des Gedichtes Gesinnung und vertauscht dieses Wort bei der Erklärung (S. 29) mit Bestimmung, was ihn in der Stelle eine ganz andere Bedeutung finden läßt.

88. Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten?

Der uns angeborene Trieb, das Unbekannte zu erforschen, hat die Wissenschaften ausgebildet und diese belehren uns über die Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältniß der Dinge in Natur und Leben. Deshalb betrachtet der Pfarrer die Neugier als ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Sie ist jedoch nicht weniger als alle anderen Triebe der Cultur bedürftig, denn es wäre übel, wenn sich der Wissensdurst nur auf die Interessen der Klatschmäuler richten möchte. Ferner erweise sich die günstige Wirkung der Neugier in dem Fortschreiten vom Neuen zum Nützlichen und zum sittlich Guten.

93. In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn.

Aehnliches ließ der Dichter schon Tasso (II, 4) aussprechen:

Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.

Indessen wird der Segen der Sorglosigkeit von dem Pfarrer sogleich gebührend eingeschränkt, und Goethe selbst warnte vor ihr durch das furchtbare Schicksal seines Egmont.

100 — 150.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau —
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Die lebhafte Wirthin macht dem Philosophiren ein Ende; die Freunde sollen ihr erzählen, was sie draußen gesehen, und der Apotheker giebt nun von dem Zuge der Vertriebenen eine Schilderung, die ebenso ergreifend wie anschaulich ist. Einige

Hinweisungen auf die Oertlichkeit helfen der Phantasie, sich den Schauplatz des Elendes vorzustellen, und durch solche gelegentliche Angaben vervollständigt sich auch das Bild von der Stadt und ihrer Umgebung. — Zur Charakteristik des Apothekers gehört es, daß ihm der schlimme Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Habseligkeiten der Flüchtigen befinden, so zu Herzen geht. Als ein guter Wirth schätzt er auch das Geringste, denn Alles sei gelegentlich von Nutzen, und schon der Anblick der Unordnung macht ihm Schmerzen. Sonst hatten die Leute offenbar ganz gut gepackt. Warum sollten die Betten nicht in dem Backtrog liegen dürfen und der Spiegel nicht mit einem Laken bedeckt werden? Seine Rüge, man habe schlechte Dinge, alte Bretter und Fässer, mitgenommen, stimmt nicht recht zu dem eben von ihm ausgesprochenen Grundsatze, daß in der Wirthschaft Alles nöthig und nützlich sei. Ein Wagen stürzte in den Graben. Die Menschen wurden weit in das Feld geschleudert; Kranke und Alte, die nun beschädigt auf dem Boden lagen, ächzten und jammerten. Dies nennt der Apotheker oder der Dichter: glücklich fallen. Allerdings hätten die nachstürzenden Kasten sie ganz zerschmettern können, und wenn man ein Auge verliert, bleibt es ein Glück, daß nicht beide dahin sind.

117. — auf mancherlei Wagen und Karren.

Der Karren ist ein Packwagen, dessen oberer Theil aus einem Kasten besteht. Er hat meistens nur zwei Räder. Caesar erwähnt, daß solche carri bei den Galliern in Gebrauch waren und das Wort selbst ist gallisch.

129. Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.

Das Geringste, was kaum einen Werth hat oder überhaupt eine Sache, die noch übrig ist.

135. — — — — — die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.

Schon Campe im „Wörterbuch" (1807) bemerkt zu dieser Stelle, daß man wohl Sachen, die hoch über dem Wagen liegen,

nicht aber den Wagen selbst übergepackt nennen kann; es müßte wenigstens der überpackte Wagen heißen. Die Geschichte der Campagne in Frankreich bezeichnet dieselbe Sache mit einer ähnlichen falschen Form (XXX, 6): „Wie dem aber auch sei, das Fuhrwerk war so unmäßig oben aufgepackt ꝛc.“ Goethe ist in diesem Gedichte mit der Sprache etwas sorglos umgegangen. An ungebräuchliche Wortstellungen und Constructionen, wie

114. Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne,

oder

128. voll Sachen keines Gebrauches,

hatte schon Voß das Ohr gewöhnt, und solche Wendungen gehören jetzt zu unserem epischen Dialekte, weshalb ich nicht weiter auf sie aufmerksam machen will. Wir stoßen aber nicht selten auch auf unrichtige Ausdrücke, die gewiß Mancher Anstand nimmt für ein Erforderniß der grata negligentia zu erklären. Man darf wohl auf solche Unebenheiten achten, ohne daß man darum in Verdacht geräth, den Werth des Gedichtes herabsetzen zu wollen. An der obigen Stelle: die mannichfaltige Habe, die ein Haus nur verbirgt, sollte bergen gebraucht sein, denn verbergen hat stets den Nebenbegriff der Verheimlichung.

145. Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend, und hingerissen vom Strome.

Man möchte es für eine unschickliche Uebertreibung erklären, daß die Beschädigten von ihren Landsleuten keine Hülfe erhalten. Goethe hat indessen auch hier eine Erinnerung aus seinem französischen Feldzuge aufgenommen (XXX, 134). Er sagt: „die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr,“ und diese Worte stehen, obwohl das Einzelne abweicht, im Zusammenhange mit der Schilderung des Getümmels auf einem beschränkten Fahrwege, wobei auch von dem Umsturze eines schwerbepackten Wagens die Rede ist.

151 — 184.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth: —
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Der Wirth bat nun seine Freunde, mit ihm in ein kühles Hinterzimmer einzutreten und sich da beim Glase Wein die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Bald saßen sie um den runden Tisch, der Wirth und der Geistliche ließen heiter ihre Gläser erklingen, der Apotheker blieb jedoch in seiner sorgenvollen Stimmung, weshalb ihm der Wirth mit kräftigen Worten zuredete, ein besseres Vertrauen zu Gott und zu der unverkennbaren Gnade desselben zu fassen. — Wie ergiebig sind diese wenigen Verse wiederum für die Charakteristik des Wirthes! Seine Freude darüber, daß er den Hülfsbedürftigen ein Scherflein hinausgeschickt, bestätigt seinen menschenfreundlichen Sinn, der glänzend gebohnte Tisch mit den mächtigen Füßen das Gefallen an dem Soliden und Tüchtigen. Als neue Züge treten seine Geselligkeit und besonders der heitere Muth hinzu, der sich auf seine frische Natur und auf die fromme Ueberzeugung gründet, daß der gnädige Gott, nachdem er die Herzen durch ein ernstes Strafgericht geläutert, nicht wieder zerstören wird, was er sichtbar mit Gedeihen gesegnet hat.

155. Schickten wir eilend ein Scherflein.

Ein kleiner Metallscherben und in älterer Zeit eine Münze, die unter demselben Namen in Gebrauch war und $1^1/_2$ Preußische Pfennige galt. Seit Luther bedeutet das Wort ausschließlich ein kleines Almosen.

156. — und schienen uns selber beruhigt.

Es ist kaum möglich, den Sinn dieses Wortes zu errathen. Heißt es etwa: wir dachten nicht mehr mit solcher Unruhe an die Noth der Fremden, weil wir unserer Christenpflicht Ge-

nüge gethan? oder: indem wir die Bedrängniß Anderer linderten, schien die Zeit uns selbst nicht mehr so gefahrdrohend?

160. Tretet hinein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.

Der Wirth führt die Freunde in sein Wohnzimmer. Die Gaststuben pflegen nach der Straße hinaus zu liegen.

163. — damit wir die Grillen vertreiben.

Ueber den Ursprung dieser sprüchwörtlichen Phrase läßt sich nichts Sicheres angeben. Vermuthlich ist die Hausgrille gemeint, die in seltsamer Verborgenheit am Heerde wohnt, ihre Anwesenheit zwar durch ein Zirpen zu erkennen giebt, aber keinen Schaden thut. Es ist unnöthig und auch nicht möglich, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen und zu tödten. Danach wird die Grille selbst das Sinnbild wunderlicher, auf unnöthige Sorgen gerichteter Gedanken. Wer Grillen fängt, der setzt sich solche Gedanken in den Kopf und soll sie vertreiben. Bei den Alten hatten die phantastischen Arabesken den Namen grilli (Plin. Hist. nat. XXXV, 10, 37). Man könnte in ihnen die leeren Einbildungen der Sorge wiederfinden, doch ist auch eine solche Herleitung des Wortes bedenklich.

166. Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines.

Das Jahr 1783 zeichnete sich durch eine besonders gesegnete Weinernte aus. Man erinnert sich hier gerne der feinen Bemerkung Hegel's, daß der Kaffeetopf, welcher in Voßens Luise eine so große Rolle spielt, die reine Wirkung des Idylls stört, weil er auf eine fremdartige Welt und auf die moderne Industrie hinweist, daß dagegen das heimische Gewächs, welches uns die lieblichen Ufer des Rheinstroms vor die Vorstellung bringt und welches der Wirth selbst auf seinem Weinberge hinter dem Hause baut, dem in sich geschlossenen Kreise des ländlichen Naturstandes gemäß ist („Vorlesungen über die Aesthetik", 1835, I, 337). Goethe muß hier wohl mit Bewußtsein zu Werke gegangen sein, da er den Wein gerade

in der Kaffeezeit einschenken läßt. Wann aber mögen der Geistliche und der Apotheker sich mit dem Mittagessen abgefunden haben? Sie kamen in der Hitze des Mittags, also doch spätestens gegen 3 Uhr, in die Stadt zurück und der Wirth rechnete ein Stündchen bis zum Dammwege; haben sie nun bei dem traurigen Schauspiele auch ein Stündchen verweilt, so müssen sie bald nach dem Gottesdienste hinausgewandert sein.

167. In geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins.

Das Getränk wird auf eine zierliche Weise aufgetragen; man vergleiche damit Goethe's Verse:

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Becher;
Doch soll mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.

Man trinkt den Rheinwein aus gefärbten Gläsern, weil er gewöhnlich etwas trübe ist. Die Herkunft des Wortes Römer hat Niemand ermitteln können.

176. Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande —.

Für die kleinen Landstädtchen mag schon ein kirchliches oder politisches Denkfest, das Jubiläum eines verehrten Beamten, eine Theurung oder ein strenger Winter ein Epoche machendes Ereigniß sein, nach welchem man in den Familien die Jahre zählt. Jede Begebenheit der Art hätte, wenn es nur auf einen individuellen Zug ankam, der Phantasie einen bestimmten Anhalt dargeboten. Weshalb ist aber der schreckliche Brand bedeutsamer als alles Andere und die Erfindung dieses Motivs recht aus dem epischen Gefühle des Dichters hervorgegangen? Ein solches Unglück greift sehr tief in die äußeren Verhältnisse vieler Bewohner ein und hat, wie das Gedicht in mehr als einer Beziehung darthut, noch lange nachwirkende sittliche

Folgen. Während Ereigniſſe, wie die oben genannten, wenn man auch auf ſie zurückblickt, in ihrem Stillſtande gänzlich der Vergangenheit angehören, mahnen hier die neuen Häuſer, die der Stadt ein anderes Ausſehen gegeben, ſtets an die Urſache der Veränderung, und die erregte Bauluſt iſt noch nach zwanzig Jahren nicht mit allen wünſchenswerthen Verbeſſerungen fertig geworden, ſo daß der Ort ſelbſt, indem er in einer fortſchreitenden Bewegung begriffen iſt, an dem epiſchen Leben des Idylls Theil hat.

178. Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt.

Das Bild erinnert an die Worte der Salzburgerin, welche den Sohn des Bürgers wie ihr Auge im Kopfe halten wollte.

182. — die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut.

Wir würden ſagen: die er eben oder die er eben erſt gebaut; Goethe pflegt in dieſem Falle bloß das letzte Wort zu ſetzen, zB. (II, 33) die erſt entbundene Frau, (IX, 8) das Zimmer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen, und in den lyriſchen Gedichten:

Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt,
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

(Werke, 1828, I, 132.)

185 — 213.

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde —
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Dem Geiſtlichen waren die frommen und feſten Worte des Wirthes aus der Seele geſprochen. Dieſer fährt nun fort, ſeine Hoffnungen für die Zukunft zu begründen. Deutſchland

sei gegen Frankreich hin durch die Ufer und Fluthen des Rheins wie mit Wall und Graben geschützt, es habe wackere Streiter und man scheine auf beiden Seiten des Krieges müde zu sein. Er gesteht dann dem Pfarrer, daß er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe: das fröhliche Friedensfest könnte zugleich das Hochzeitsfest seines Sohnes sein, doch bei dem verkehrten Wesen des Jünglings sei freilich dazu keine Aussicht vorhanden. Hermann kommt eben zurück; ehe der Pfarrer antwortet, rollt der Wagen heran.

Der Gesang rundet sich dadurch ab, daß ihn die Abfahrt und die Heimkehr einschließen. Phantasie und Gemüth wurden nicht allein von dem, was wir im Hause wahrnahmen, lebhaft angezogen, sondern wir wissen, daß Hermann inzwischen die Auswanderer sieht. Wir sind auf seine Mittheilungen gespannt, wir wünschen auch, ihn selbst kennen zu lernen, denn das Gedicht kündigt ihn im Voraus als einen wunderlichen Menschen an. Wie kommt es, daß der Jüngling, welcher sich in der Wirthschaft so wacker zeigt, zugleich ein solcher Sonderling ist und sogar die geselligen Freuden der Jugend meidet? So verschlingen sich die Interessen, so reihet sich eins an das andere; in dieser Fülle und Bewegung erscheint die rechte Lebendigkeit des Epos.

186. Haltet am Glauben fest.

Der Ausdruck bedeutete ursprünglich: am christlichen Bekenntnisse festhalten. Der Glaube ist das Geloben, das Gelübde. Die bekehrten Heiden mußten bei der Taufe eine Formel hersagen, die mit den Worten: ich gelobe anfing. Zwar nennt man auch noch heute die Religion den Glauben, aber am Glauben festhalten beziehen wir gewöhnlich auf das unwandelbare Vertrauen zu Gottes Vatergüte. Die fromme Ueberzeugung des Wirthes ist von Wieland sehr schön in folgenden Versen des Oberon ausgesprochen (VII, 75):

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

191. — reisend nach meinem Geschäft.

Vermuthlich für: meinem Geschäfte nachreisend, und auch dieses wäre ein neues, aus nachgehend entstandenes Wort.

195. Und sein verbreitetes Bett.

Es widerstrebte zu sehr der Sprache, wenn hier verbreitet für das einfache breit stände, wie Niemand von einer verbreiteten Brücke oder Straße redet. Goethe hat vielleicht gemeint: der Rhein verbreitet sich von der Schweiz her in manchen Richtungen durch die deutschen Grenzländer und bildet im Westen eine lange Vertheidigungslinie. Als eine solche müssen wir ihn immer betrachten, wenn der Wirth auch, was manche Erklärer hier mit einer Rüge bemerken, zu seinen schützenden Ufern und Fluthen eine zu große Zuversicht hat. Eine schöne Wirkung macht es, daß der deutsche Mann den vaterländischen Strom mit so viel Natur- und Nationalgefühl würdigt. Oft hat er ihn auf seinen Reisen mit Staunen begrüßt,

Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe.

199. Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —

Das Te Deum, angeblich von dem Bischof Ambrosius zu Mailand († 397) gedichtet, aber 100 Jahre jünger, ist von Alters her in der christlichen Kirche der bei Dankfesten gebräuchliche Lobgesang. Für diejenigen, welche diesen mäch-

tigen Hymnus nur dem Namen nach kennen, will ich den Anfang herſetzen.

Te Deum laudamus,
Te dominum confitemur,
Te aeternum patrem
Omnis terra veneratur.

Tibi omnes angeli, tibi coeli
Et universae potestates,
Tibi cherubim et seraphim
Incessabili voce proclamant:

Sanctus, sanctus, sanctus
Dominus Deus Sabaoth!
Pleni sunt coeli et terra
Majestate gloriae tuae.

Luther's Herr Gott, dich loben wir! iſt eine ſehr getreue Ueberſetzung. — Von den Inſtrumenten, welche nebſt vollem Glockengeläute die Orgel bei dem Te Deum begleiten ſollen, wird allein die Trompete genannt. Die ältere Kirchenmuſik ließ gerne das helle, in die höchſten Tonlagen aufſteigende, feſtlich frohe Schmettern derſelben in den gewölbten Domen erklingen, ſo daß es mit überwältigender Kraft die Herzen durchdrang, worauf dann die Orgel mit mildem Ernſte beſänftigend einfiel und eine Weile allein die Harmonie fortführte. Man hat das Inſtrument jetzt in anderer Hinſicht vervollkommnet, doch kann es jene Wirkung gar nicht mehr erreichen und man läßt zB. in Händel's Oratorien ſogar die Clarinette für die dumpfer gewordene Trompete eintreten.

202. Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entſchloſſen vor Euch am Altare ſich ſtellen.

Der epiſche Styl verwandelt die Begriffe in Phantaſiebilder. Der Vater ſagt nicht bloß: möge Hermann an dieſem Tage ſeine Hochzeit feiern, ſondern wir ſehen ihn mit der

Braut vor dem Altare, und zwar vor demselben Altare, an welchem ihn vermuthlich derselbe Pfarrer einst eingesegnet hat.

209. Ja er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Der lebhafte Vater hatte in der Jugend dieses Vergnügen nicht gemieden und rühmt, daß er stets die Schönste zum Tanze geführt (IX, 80). Hermann's spröde Zurückhaltung muß um so mehr auffallen, da man in den Rheingegenden dem Tanze mit Leidenschaft ergeben ist. Goethe erzählt aus Straßburg (XXV, 275): „An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinem Lustorte vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt, und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privat-Bälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters."

211. Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Goethe will uns durch sein Idyll nicht in eine auflösende Ruhe einwiegen, er ist vielmehr bestrebt, uns durch das Bild eines vollkräftigen Lebens zu erfreuen. Man vernimmt von Weitem das Stampfen der raschen Pferde, das Tosen und Rollen; der Wirth lauscht wie auf ein fernes Gewitter, es ist Hermann's erzhufiges Gespann. Die Worte haben einen Nachdruck, als ob wir wirklich den Donnerwagen des Gewittergottes hörten.

Terpsichore.

(Zweiter Gesang.)

Hermann.

Dieser inhaltreiche Gesang stellt vier thatsächliche Momente dar. Aus ihnen entwickelt sich die eigentliche Handlung des Idylls und zwar in so rascher Folge, daß wir gleich beim Beginne durch eine, wie es scheint, jeder friedlichen Beseitigung widerstrebende Collision gefesselt werden. Hermann will sich zur Heirath entschließen; die besonderen Umstände, unter denen sich die Eltern verlobten, bestärken ihn darin; der Vater wünscht, Hermann möge sich um ein gebildetes und wohlhabendes Mädchen bewerben, erfährt jedoch, daß ein solches Unternehmen bereits gewagt und gescheitert ist; er erklärt jetzt mit Heftigkeit seinen Widerwillen gegen eine Schwiegertochter aus niederem Stande und droht damit das Lebensglück des Sohnes zu vernichten. Die Ansichten und Wünsche beider stellen sich in einen scharfen Gegensatz, zu welchem Ausgange wird die Sache sich hinwenden? Betrachten wir jetzt im Einzelnen das erste dieser Momente.

1—81.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat, —
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Hermann stattet den Eltern und den Freunden den Bericht ab. Er war spät hinausgekommen und holte erst auf der Chaussee einen Wagen ein, auf dem eine Wöchnerin mit dem neugeborenen Kinde dem schon fernen Zuge der Auswanderer nachfuhr. Ein Mädchen, welches den Wagen lenkte, sprach ihn um irgend etwas Entbehrliches von Leinwand an und da

war das Bündel, welches ihm die Mutter mitgegeben, den Frauen eine höchst willkommene Gabe. Nach einiger Ueberlegung bat er das Mädchen, welches ihm das größte Zutrauen einflößte, auch die Lebensmittel und alles Uebrige zur Vertheilung anzunehmen. Sie gelobte, die Gaben treulich zu verwenden und zog weiter, er aber fuhr eilig nach Hause.

Dies ist das erste Begegnen des Paares, welches für einander bestimmt war. Der Dichter hat sie mit gutem Bedachte isolirt. Nachdem die Auswanderer vorübergezogen und die Schaaren der Städter sich verlaufen, ist auf dem Felde die friedliche Stille zurückgekehrt. Der wohlgebildete Jüngling und das freundlich vertrauende Mädchen nehmen einander nicht in dem zerstreuenden Getümmel wahr und besprechen sich bei ihrem wohlthätigen Geschäft fast ohne Zeugen. Man sieht, warum Hermann erst so spät von Hause ausfahren durfte. Vergegenwärtigen wir uns nun die Erscheinung Dorotheens. Es ist von jeher rühmlich gefunden, daß Goethe den Eindruck, welchen die frische Kraft ihrer Gestalt machen soll, durch eine entsprechende Umgebung steigert. Der Wagen ist von tüchtigen Bäumen gefüget, ihn ziehen gewaltige Ochsen, sie geht mit starken Schritten nebenher und lenkt die Thiere klüglich mit dem langen Stabe. Hermann, der uns selbst zuerst als Bändiger der Rosse bekannt wird, mußte für dieses Bild aus der Landwirthschaft wohl ein aufmerksames Auge haben. Nun offenbart sich auf eine schöne Weise Dorotheens geistiges Wesen. Sie hat die schwangere Frau gerettet und begleitet jetzt die Mutter nebst dem neugebornen Kinde, welche ohne ihren Beistand ganz hülflos wären. Ihre Anrede, ihre Bitte, ihr Dank, Alles deutet auf eine dienstfertige Thätigkeit, auf einen verständigen Sinn und eine bescheidene Sicherheit des Betragens.

Das fremde Mädchen machte auf Hermann einen tiefen Eindruck und doch weiß man nicht recht, mit welchen Gedanken er heimkehrt. War er sich nämlich seiner Zuneigung bewußt

geworden, hatte sich in ihm der bestimmte Wunsch ausgebildet, Dorotheen zu besitzen und fühlte er schon jetzt, daß er ohne sie nicht leben könne, so hatte er alle Ursache, sich einem nachdenklichen Ernste hinzugeben; denn er mußte wissen, daß der Vater in dem Verlangen, eine Unbekannte zu heirathen, die Hermann selbst nur wenige Minuten gesprochen, die von niederem Stande und gänzlich verarmt schien, nur einen kindischen Einfall sehen konnte. Hermann verließ sich auf sein Gefühl, dem Vater war jedoch nicht zuzumuthen, daß er seine Meinung ohne starke Gründe änderte. Wie sollte man Dorotheen zurückhalten, damit derselbe sie genauer kennen lernte? Geschah es aber nicht, so war sie am folgenden Tage verschwunden. Alle Erklärer des Gedichtes rühmen hier ohne Ausnahme den scharfblickenden Pfarrer, der es dem Jünglinge, gleich als er ins Zimmer hereintrat, angesehen, daß ihm etwas Erfreuliches begegnet sein müsse; denn er erschien ihm munter und lebhaft, fröhlich und heiter. Niemand fragt, ob diese viermal ausgesprochene Munterkeit Hermann's natürliche Stimmung sein konnte und ob es ferner nicht ein Widerspruch ist, daß er nun doch die Anrede des Pfarrers nicht munter, sondern mit seiner gewöhnlichen Ruhe und mit ernstlichen Worten erwiedert? Die letzte Unebenheit läßt sich gar nicht wegschaffen. — Nach jener starken Betonung sollte uns Hermann wohl wirklich bei seiner Heimkunft von einer heiteren Empfindung angeregt erscheinen, das Auge des Forschers hatte seine Miene richtig enträthselt; aber wie war es möglich, daß der verständige Jüngling sich dann einer so eitelen Hoffnung hingab und alle Bedenken in den Wind schlug? Ueber diese Schwierigkeit kann ich mir nur durch jene Auffassung des Herganges weghelfen, die ich schon in der Einleitung angedeutet habe. Hermann hat in Dorotheen ein Mädchen kennen gelernt, welches ihm nach Seele, Gestalt und Betragen als das vollkommenste Weib erscheint. Er überläßt sich arglos seinen Empfindungen, in die sich nichts Trübes mischt, weil es ihm

noch gar nicht in den Sinn kommt, daß er dieses Mädchen besitzen könnte. Daher ist in seinem Gesicht nichts weiter zu lesen als die Freude über jene Begegnung. Erst die eigensüchtigen Bemerkungen des Apothekers, die mit seinem Mitgefühl für die Lage jener hülfsbedürftigen Frauen so stark contrastiren, bringen ihn auf den Gedanken, daß es jetzt seine eigene Pflicht wäre, einem guten Mädchen die schützende Hand zu bieten. In diesem Augenblicke beginnen ihm seine Gefühle klar zu werden, die Eltern loben seine Gesinnung, die Erzählung der Mutter von der traurigen Zeit, in welcher der Vater um sie angehalten, bringt ihn selbst mit Dorotheen in ein ähnliches Verhältniß und ermuntert ihn, eine kühne Hoffnung zu fassen. Jetzt erst empfindet er, daß ihn und jenes herrliche Mädchen bereits ein unauflösliches Band umschlungen hat. Hält man diese Auffassung für eine leere Hypothese und bleibt man dabei, daß Hermann schon bei seiner Heimkehr im Ernst an eine Bewerbung um Dorotheen gedacht, so ist es unerklärlich, wie er trotz der Sorge um die Zustimmung des Vaters gegen seine Gewohnheit mit einem fröhlichen Gesichte eintreten konnte.

13. Mutter, ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen.

Er ist böse darüber, daß ihn die Mutter so lange aufgehalten, denn möglicherweise hätte er Dorothea gar nicht mehr zu sehen bekommen. In seiner lieblichen Unschuld merkt er gar nicht, daß er damit seine stille Liebe verräth, deren er freilich sich selbst noch nicht bewußt ist. Dieselbe Bedeutung liegt in dem 79. Verse:

Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.

32. — — — — Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers.

Sie ist auf der Flucht entbunden, weshalb der Wagen trotz

der starken Bespannung zurückblieb. Goethe hat die Geschichte der Wöchnerin nicht mit wünschenswerther Vollständigkeit erzählt. Wo war ihr Mann hingekommen? wollte denn von ihrem Gesinde, das doch auch die Flucht ergriff, kein Knecht und keine Magd sie begleiten? Die Wöchnerin liegt auf dem Stroh. Hatte die umsichtige Dorothea nicht Zeit, ein Stück Bett mitzunehmen, während die Leidensgenossen doch sogar den Gänsestall aufpacken konnten? Muß sie einen fremden Jüngling um einiges Leinenzeug ansprechen, weil sie zweifelt, ob die vielen Frauen der Gemeinde im Stande sein werden, ein Wickelzeug zusammenzubringen? Freilich fürchtet sie, die Verwandten und Freunde nicht mehr einzuholen (39), aber sie weiß doch nachher (57), daß die Gemeinde in dem nahen Dorfe übernachtet, und die gewaltigen Ochsen haben bis zum Abende noch einige Stunden vor sich. Wir hören auch später, daß die Auswanderer (VI, 198)

Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen;

hatte die reiche Gutsbesitzerin nicht wenigstens ihr baares Geld zu sich gesteckt und konnte sie nicht in dem Dorfe, wenn ihr wirklich Niemand aushalf, das Nöthigste kaufen? Goethe hat hier den in der historischen Einleitung erwähnten Vorfall aus der Campagne eingereihet und nicht beachtet, daß die Veränderung der Umstände denselben unwahrscheinlich machte. Die Wöchnerin hat auch halb erwachsene Töchter und jüngere Kinder (VI, 131, 134); man könnte fragen, warum sie nicht bei der Mutter sind.

40. Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen.

Dorothea kann nicht wissen, daß der Jüngling in seinem eleganten Wagen ein Bündel alten Leinenzeuges hat; sie vermuthet jedoch, daß er in der Nähe wohnt, und bittet ihn,

ihr das Gewünschte zu holen oder nachzuschicken, was allerdings von einem großen Zutrauen zeugt.

44. Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu.

Die Mutter hat eine Ahnung von dem Bedürfnisse der Frauen gehabt. Die Worte entfließen einer Lieblingsmeinung Goethe's. Er war ein wenig Fatalist und setzte gerne auch in ernsten und tragischen Situationen die Handlungen und Erlebnisse des Menschen mit unbewußten mächtigen Trieben in Verbindung. Darum ließ er vorhin schon den Pfarrer dem Instincte das Wort reden (I, 86).

51. — — —; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger.

Hier ist von den beiden verwandten Wörtern keins überflüssig. Die Hand leitet bei Gefahren unsere Sachen zu einem guten Ausgange, der Finger weiset uns bei unseren Handlungen auf das Richtige hin.

53. — Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.

Zehn einsylbige Wörter hinter einander kann die unsichere Prosodie in dem deutschen Herameter kaum ertragen.

76. — — — Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens.

Ein guter Wirth könnte es wohl mißbilligen, daß Hermann gleich die Staatskarosse angespannt, um die schmutzigen Schinken, das Brot und die Getränke hinauszuschaffen. Man benutzt sonst zu solchen Reisen einen leichten Leiterwagen. Vielleicht sollen wir schon hier ahnen, daß die Freude an einem stattlichen Fuhrwerk Hermann's einzige jugendliche Leidenschaft war.

82 — 157.

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar —
Und es wagtest zu frei'n im Krieg und über den Trümmern.

Je tiefer wir in das Gedicht hineinkommen, desto bestimm-

ter treten die Charakterzüge der Personen hervor. So offenbart der Apotheker in seinen Bemerkungen zu Hermann's Erzählung die Gewohnheit, vor Allem seine eigene Wohlfahrt zu bedenken. Diese Neigung müßte den Lesern und den edeln Männern, die wir gleichwohl vertraulich mit ihm verkehren sehen, ganz abscheulich vorkommen. Ein Idyll darf aber durch kein widriges Bild entstellt werden und darum hat der Dichter jenen Eindruck auf mannichfache Weise abgeschwächt. Die Fehler des Apothekers wurzeln nicht sowohl in der Verdorbenheit des Herzens, als in einer Unklarheit der Gedanken; er ist sich derselben so wenig bewußt, daß er von ihnen mit einigem Selbstgefühl spricht, und diese Naivetät macht ihn unzurechnungsfähig; ferner mischt sich das Schlimme mit besseren Empfindungen und endlich tritt es nur in Aeußerungen, nicht in schädlichen Handlungen hervor, weshalb diese Verkehrtheit nicht beleidigt, sondern mitunter belustigt. Er verdachte oben den Städtern ihre schadenfrohe Neugierde (I, 15), nicht weil dieselbe überhaupt ein roher Zug ist, sondern weil sie sich selbst zu sicher fühlten. Er ist ein so warmer Menschenfreund, daß er (I, 103) versicherte, er werde, nachdem er so viel Elend gesehen, schwerlich so bald wieder froh sein, und wirklich wollte ihm der Wein nicht schmecken, aber mit seiner Theilnahme verband sich die Besorgniß vor einem ähnlichen Schicksale. Diese Zweiseitigkeit giebt sich hier von Neuem kund: der Egoismus verwandelt die Tugend in einen Fehler und der Fehler verbirgt sich ihm selbst durch den Anschein einer Tugend. Hermann erzählt, in welcher kläglichen Lage er die flüchtige Wöchnerin angetroffen. Da preiset der Apotheker sich glücklich, daß er unverheirathet geblieben. Der rechte Grund entschlüpft ihm zuletzt, wir merken den Zusammenhang seiner Gedanken:

der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.

Ihm selbst aber kleidete sich seine Engherzigkeit in ein edeles Gefühl: es wäre ihm schrecklich, Weib und Kinder in Gefahr

zu sehen. Weiter prahlt er mit seiner Furcht wie mit einer löblichen Vorsicht. Man hört noch nichts von einer Annäherung der Feinde, aber Geld und Kleinodien sind bereits gepackt. Seine Baarschaft und seine Person sind bald in Sicherheit gebracht. Zwar kann er die Kräuter und Wurzeln nicht mitnehmen, doch der Provisor wird mit ihnen das Geschäft fortsetzen. Dieser bleibt in der Apotheke zurück und ihm darf vor dem Feinde nicht grauen, denn wofür bekommt er sein Gehalt?

Hatte schon vorhin der lebhafte, muntere Blick darauf hingedeutet, daß mit Hermann eine Veränderung vor sich gehe, so werden wir jetzt noch mehr überrascht, als der schüchterne Jüngling mit bescheidener Festigkeit dem bejahrten Manne seine unschickliche Selbstliebe vorhält. Sah er doch dort ein Mädchen die Sorge für die bleiche Wöchnerin und den Säugling übernehmen. An diesem Beispiel reift seine eigene Gesinnung zu männlichem Ernst, und gerade die Gefahr der Zeiten legt ihm den Gedanken an eine Heirath nahe. Die Eltern sind darüber sehr erfreut; die Mutter erzählt, daß sie selbst sich einst verlobten, als eben ihre Häuser niedergebrannt waren. Wenn sie nun eine ausführliche Schilderung davon, wie der Brand das ganze Städtchen verzehrte, in die Geschichte ihrer Heirath einschaltet, so thut sie eigentlich etwas Ueberflüssiges. Sie wollte nur sagen, was Montag Morgens geschah, und nahm in einer Parenthese den Sonntag hinzu, bei dem sie dann aber verweilt. Diese Episode brauchte der Dichter für die Geschichte der Stadt, und durch das bewegliche Wesen der lebhaften Frau ist die kleine Abschweifung hinreichend motivirt.

89. — — — das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.

Unter dem alten Gelde sind wohl goldene und silberne Schaumünzen zu verstehen, die sonst häufiger geprägt und als

Andenken verschenkt wurden. Der Apotheker hebt mit einem nachdrücklichen spondeischen Verse hervor, daß er als guter Sohn und Wirth von dieser Habe nichts verkauft habe.

99. Ist wohl der ein würdiger Mann —.

Besaß der Geistliche Weib und Kind und es ist ihrer nur nicht gedacht? Man muß dies beinahe annehmen, denn im anderen Falle würde einerseits der Apotheker ihn vielleicht mit zu den Glücklichen gezählt haben, die jetzt nur für sich allein sorgen dürfen, und andererseits wäre der harte Tadel Hermann's auch gegen ihn gerichtet gewesen.

113. Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute —.

Es ist also auch ein Sonntag, an dem die Vertriebenen an der Stadt vorbeiziehen. Die Einwohner hatten demnach Zeit hinauszulaufen, und wir können es uns jetzt erklären, warum die Fremden ihre Tagreise so abkürzen, denn obgleich es erst Mittag ist, gedenkt man im nächsten Dorfe zu übernachten.

115. Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.

Die Mühlen gehören in manchen Gegenden zu den Lustörtern, besonders da sie in der Regel eine angenehme Lage haben. Wilhelm Meister fuhr mit den Schauspielern aufs Land hinaus. „Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ" (XVIII, 147). Sonst könnte man auch daran denken, daß Handwerker und Arbeitsleute, deren Thätigkeit beim Löschen am wirksamsten ist, gerade am Sonntage gern ihr Korn in die ringsum liegenden Mühlen zu bringen pflegen.

119. Und es brannten die Scheunen der reich gesammelten Ernte.

Eine Verbindung, wie die Scheunen der Ernte, wird sonst

nicht leicht Jemand gewagt haben. Gesammelt kann die Ernte heißen, weil das Getreide nach und nach eingefahren wird.

122. — — — — Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend.

Der Anger (von unbekanntem Stamme) ist mit Gras und Blumen bewachsen, wird aber nicht wie die Wiese gemäht. Oft läßt ein Dorf oder eine Stadt ein solches Stück Land zu gemeinsamem Gebrauche liegen. Wenn das junge Mädchen die Nacht hindurch auf dem Gemeinanger saß, so war sie wenigstens nicht allein, denn gewiß hatten sich viele Frauen mit ihren Kindern und der Habe hierher geflüchtet.

127. Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder Herrlicher auf als je und flößte mir Muth in die Seele.

Die Dichter haben uns daran gewöhnt, unsere Erlebnisse und Gemüthszustände mit Naturscenen in Zusammenhang zu bringen, wie die Natur selbst durch ein inniges Anklingen und Mitstimmen auf unsere Empfindungen wirkt (Goethe's Werke, XXVI, 150). Zu der Erzählung eines beglückenden Ereignisses macht gewöhnlich eine Schilderung des herrlichsten Frühlingstages die Einleitung; den Schwermüthigen läßt die Poesie den einsamen Wald aufsuchen oder die sanfte Stille der Mondnacht lieben; der Volksglaube prophezeit (mit Stüssi in Schiller's Wilhelm Tell) aus seltsamen Naturereignissen Unglück und schwere Unthat. Desto mehr pflegt es dem Leidenden in das Herz zu schneiden, wenn draußen die Schöpfung, unbekümmert um seine Schmerzen, nach wie vor ihren heitern Glanz entfaltet. Wie manche Männer und Frauen mögen, als die Sonne am Morgen nach dem Brande so herrlich aufstieg, mit bittern Empfindungen auf den ungestörten, theilnahmlosen Gang der Natur hingeblickt haben, und es ist ein Charakterzug, daß das goldene Tageslicht, welches sich über

die ausgebrannten Mauern und Essen ergoß, dem wackeren Mädchen Muth in die Seele flößte.

138. Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.

Der Bretterzaun, welcher zwischen beiden Höfen die Scheidewand gewesen, wurde vermuthlich nicht wieder aufgerichtet.

155. Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten
Und es wagtest zu frei'n im Kriege —.

Daß du dir ein Mädchen denkst, steht wohl für das Gewöhnliche: daß du an ein Mädchen denkst und dasselbe zu freien wagen möchtest.

158 — 196.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte: —
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen forttrug.

Die Erzählung der Mutter könnte Hermann zu einer unklugen Verwegenheit verleiten, daher fügt der Wirth geschwinde einige gute Lehren hinzu. Es sei wohlgethan, wenn der Jüngling sich ein begütertes Mädchen erwähle. Komme eine gute Mitgift in das ohnehin nicht arme Haus, wie angenehm sei es für den Mann, der Sorgen, welche der Anfang einer Wirthschaft immer mit sich bringe, enthoben zu sein, wie angenehm sei es für die junge Frau, wenn sie nicht Alles, was sie besitzt und bedarf, der Güte des Mannes zu verdanken habe, vielmehr ihn selbst mit dem Eingebrachten erfreuen könne. —

Dies ist an und für sich recht deutlich; es war aber vorhin gar nicht von Bräuten mit oder ohne Aussteuer, sondern nur davon die Rede, daß ein würdiger Mann sich gerade in Zeiten der Noth nach einer Lebensgefährtin umsieht. Was veranlaßt also den Wirth, seinen Sohn so nachdrücklich vor der Magd mit dem Bündel zu warnen? Ahnt er etwa Hermann's Zuneigung zu dem fremden Mädchen? Der Mutter scheinen allerdings jene unbewußten Aeußerungen desselben (II, 13

und 79) sehr viel gesagt zu haben. Oder ist es nur im Allgemeinen die Freude an dem Wohlstande, was seine Gedanken auf die Töchter des reichen Kaufmanns lenkt?

163. Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.

Der Wirth hat sich nur mit den vorübergehenden, durch den Neubau verursachten Verlegenheiten und Mühen quälen dürfen. Er holte sich aus dem Nachbarhause eine vermögende Erbtochter und sie selbst war es, an der er (180) die Erfahrung machte, wie behaglich sich eine junge Frau fühlt, die mit eignem Geräthe, mit eignem Bett- nnd Tischzeuge wirthschaftet. Wir müssen also wohl aufhören, „die Verlobung auf der rauchenden Brandstätte" als ein ganz außerordentliches Unternehmen anzustaunen, da das gewünschte Weibchen ihrem Manne außer einem Grundstücke noch manche andere nützliche Gabe zubrachte.

167. Mancherlei Dinge bedarf der Mensch und Alles wird täglich
Theurer —.

Im Gegensatze zu dieser Bemerkung äußert der Pfarrer nachher (V, 13):

Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig.

Wem soll man nun Recht geben?

171. Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen.

Auch hier ist nicht zu übersehen, daß Hermann's Werth von dem Vater keineswegs verkannt wird.

173. — in Körben und Kasten.

Der Sprachgebrauch stellt Kisten und Kasten zusammen. Die Körbe sind hier passender, und es traf sich glücklich, daß dieses Wort die Alliteration festhalten konnte.

184. Denn die Arme wird doch zuletzt nur vom Manne verachtet
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel
hereinkam.

Wie roh wäre diese Aeußerung, wenn der Brand die Nach-

barstochter zum armen Mädchen gemacht hätte! Seltsam genug erfaßt das Schicksal diese harten Worte des Wirthes und giebt ihm nachher eine Schwiegertochter, die wirklich scheinbar als Magd und alle ihre Habe in einem Bündelchen tragend ins Haus kommt. Ohne daß er es ahnte, sprach er eine Prophezeiung aus, die dann zum Theil in Erfüllung ging, doch nur um ihm in anderer Hinsicht seine Uebereilung fühlbar zu machen, da er hier, die irdischen Güter überschätzend, den edleren Reichthum des Geistes und Gemüthes, welchen auch ein armes Mädchen besitzen kann, nicht in Anschlag gebracht hatte. Die geheimnißvolle Macht, welche unsere Schicksale gestaltet, scheint bisweilen selbst die Gedanken und Reden der Menschen nach dem nur ihr bekannten Ausgange zu formen, und es ist ergreifend, wenn solche bewußtlos ausgesprochene Worte sich in einem ganz anderen Sinne erfüllen, als sie gemeint waren. Die Dichter erhöhen durch dieses Motiv die Bedeutsamkeit der Ereignisse.*) So sagt Wallenstein bei Schiller:

> Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
> Denn dieser letzten Tage Qual war groß,
> Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.

Er selbst prophezeite sich hiermit einen Schlaf, aus dem ihn Niemand mehr erweckte. Tell nimmt von Hedwig Abschied; diese warnt ihn vor Altdorf und dem Landvogt und erhält die Antwort: Er geht; noch heute. Geßler ging noch heute den Weg des Todes, wovon Tell selbst zur Zeit keine Ahnung hatte. Hedwig umarmt darauf ihren jüngeren Sohn mit den Worten: Du bleibst mir noch allein. Wie bald hätte dies eintreffen können, da der ältere, welcher den Vater begleitete, noch

*) Der Doppelsinn der Orakel legte den griechischen Tragikern eine Nachbildung nahe. W. E. Weber „Goethe's Iphigenia und Schiller's Tell" (1839), 145.

in derſelben Stunde vor dem mörderiſchen Geſchoſſe ſtehen ſollte.

186. Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen.

In der Mitte dieſes Verſes enthält ein Daktylus drei Kürzen. Man machte Goethe hierauf aufmerkſam, doch er ſcherzte über das Verſehen und wollte nichts ändern.

187. Ja, mein Hermann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen.

Es fehlt jede beſtimmtere Angabe über das Alter des Wirthes. Da ſich in ſeinem Weſen noch ſo viel Lebendigkeit kundgiebt, dürfen wir ihm wohl höchſtens funfzig Jahre zutheilen. Viel jünger kann er nach anderen Andeutungen aber auch nicht geweſen ſein. Er ſelbſt äußert (265): Lange hab' ich gelebt und Hermann ſagt wohl (IV, 184) nicht ohne Beziehung:

Denn der Vater wird alt und mit ihm altern die Söhne.

Ungewöhnliche Ausdrücke ſind in dem Abſchnitte: 160. So iſt alles begegnet, für geſchehen; 177. Der Vater ſondert das ſeltene Goldſtück, für er legt es in ein beſonderes Behältniß. Sehr oft fangen die Hexameter bei Goethe mit zwei Kürzen an, ſo daß der Vers eigentlich nur 5 Füße nebſt einem Vorſchlage enthält. In dieſer Rede des Wirthes hat faſt die Hälfte der Verſe eine ſo ſchwache Baſis und viermal muß Und mit einer Kürze den Spondeus vertreten: Und ſo, Und der, Und das, Und er.

197 — 244.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater: — Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.

Hermann erzählt nun, daß er wirklich die Abſicht gehegt, den Wünſchen des Vaters nachzukommen, aber vor einigen Monaten hätten ihn die Töchter des reichen Kaufmanns durch

ihren liebloſen Spott ſo tief gekränkt, daß er das Haus nicht mehr betreten könne. Der Dichter erreicht mit der Geſchichte dieſes Beſuches einen doppelten Zweck. Wir erkennen einmal Hermann's Willfährigkeit, auf die Wünſche des Vaters einzugehen, und wir erkennen ferner, daß es ihm an Neigung und natürlicher Gewandtheit fehlte, ſich in einem geſelligen Kreiſe zu bewegen, der über ſeinen Stand war. Beides rechtfertigt ihn, wenn er nun dem eigenen Herzen zu folgen gedenkt und mit den feinen Clavier ſpielenden Fräulein nichts mehr zu ſchaffen haben will. Sollte hier, wie in der Erzählung von der Salzburgerin, der Sohn des wohlhabenden Bürgers ein ſchlichtes Landmädchen heirathen, ſo mußte Hermann's Charakter danach angelegt werden. Ihm mußte die entſchiedene Vorliebe für ein häusliches Stillleben eigen ſein und mit der Luſt zum geſellſchaftlichen Verkehre auch diejenige Bildung, welche derſelbe erfordert, fremd bleiben. Goethe betont dieſen Charakterzug ſo ſehr, daß er ſeinen Helden wirklich eine lächerliche Figur machen läßt, und er konnte dies wagen, weil er ihn in anderen und wichtigeren Beziehungen ſo hoch geſtellt hat. Hermann's einmaliger Verſuch, ſich auch in einen feinen jungen Mann zu metamorphoſiren, mußte wohl fehlſchlagen, da ihn die ungewohnte Kleidung und Haartracht, zumal in Gegenwart der Handelsbübchen, die in den Künſten des Umgangs rechte Virtuoſen zu ſein pflegen, noch mehr der Unbefangenheit beraubten. Von Pamina und Tamino hätte er ebenſo gut etwas wiſſen können, wie die anderen jungen Leute. Er fragte nach den beiden Perſonen, und die Neugier, die der Pfarrer vorhin ſo gerühmt, war dem guten Jünglinge verderblich. Er wurde ausgelacht, und nun ließ er gar noch den Hut fallen.

Im Allgemeinen kann man nicht ſagen, daß Gewandtheit und geiſtige Regſamkeit im Verkehr mit Anderen nur ſcheinbare Vorzüge ſind. Freilich machen ſie nicht den Werth des Menſchen aus, und es erweckt einiges Mißtrauen, wenn ein Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachſen iſt, ſich

leicht und zierlich in modernem Anzuge bewegt, als angenehmer Gesellschafter sich munter und witzig an der Kritik des Theaters und der neuesten Romane betheiligt und nicht mehr durch die Anwesenheit der Frauen eingeschüchtert wird; denn er hat in der Regel nicht Zeit gehabt, an eine ernstere Bildung zu denken. Jean Paul schildert daher gerne solche Jünglinge, die bei ihrer stillen Beschäftigung mit würdigeren Dingen es versäumten, sich Weltklugheit und ein gewandtes Benehmen anzueignen, die sich daher durch ihre naive Unbeholfenheit manchen Spott zuziehen, aber dafür tausendfach entschädigt werden, weil man sehr bald ihre ehrliebende Gesinnung und ihr tüchtiges Wesen erkennt. So hat Goethe hier seinen Hermann unbedenklich dem Gelächter preisgegeben; denn wir kennen schon den regsamen Fleiß des Jünglings, wir hörten von seiner muthigen Bereitschaft, für Andere zu sorgen, wie er bereits als Knabe die kleinen Mädchen beschützte, wir hörten ihn seinen Unwillen darüber aussprechen, daß Mancher in Allem nur den eigenen Vortheil im Auge hat, und so werden andere Beweise dafür folgen, daß dieselbe schüchterne Zurückgezogenheit, die hier eine belustigende Ungeschicklichkeit veranlaßte, andererseits eine reine und kraftvolle Entwickelung der sittlichen Triebe begünstigte.

199. — — Wir sind zusammen erzogen.

Nämlich in der Stadtschule, die gewöhnlich von Knaben und Mädchen zugleich besucht wird.

200. Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten.

Der Brunnen pflegt sich nicht am Markte, sondern in der Mitte desselben zu befinden, und hier ist der übliche Spielplatz der Kinder, weil sie nicht von den Wagen gestört werden und den Eltern vor Augen bleiben. Außerdem mag für manche, einem dunklen Ahnen zugewendete Kinderseele der Ort auch deshalb etwas Anziehendes haben, weil der uralte Volks-

glaube an die Heiligkeit des aus der geheimen Tiefe hervorquellenden Wassers in so vielen Brunnensagen nachklingt. Uebrigens sind hier von dem Dichter eigene Erinnerungen aufgenommen, denn eine Zuschrift an Klinger, mit einem Bilde des elterlichen Hauses zu Frankfurt, beginnt:

An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt. (XLVII, 195.)

202. — — — — es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Hauf', und fliehn die wilderen Spiele.

Goethe folgte in dem Gedichte vielleicht zu sehr der Neigung, die Thatsachen in allgemeine Wahrheiten umzusetzen, und so werden die Worte Hermann's, der nur sagen will, daß die Mädchen, als sie älter wurden, von dem Spielplatze wegblieben, zu einer altklugen Moral.

210. Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.

Hermann hat nach Monaten seinen Aerger noch nicht überwinden können und spricht von den jungen Kaufleuten, die ihn durch ihr leichtes Benehmen ausstachen, und weiterhin von den lachlustigen Töchterchen noch jetzt mit spöttischer Bitterkeit. Die halbseidenen Läppchen sind vermuthlich leichte Sommerröcke, von denen vier zusammen nicht so viel kosteten wie der Sürtout, den sich Hermann zu der Staatsvisite angeschafft hatte.

222. — — und war entzückt und in Laune.

Dies ist vielleicht ein Euphemismus dafür, daß der reiche Mann mit dem wohlgepflegten Bauche sich bisweilen am Frühstückstisch in eine zu heitere Stimmung versetzte.

224. Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.

Die Zauberflöte, in welcher dieses Paar auftritt, wurde

von Mozart 1791 componirt und mochte damals als ein neues Werk alle Claviere in Bewegung setzen.

235. Mit den Fingern.

Die ungewöhnliche Wortstellung soll wohl darauf aufmerksam machen, daß Hermann in der Hitze nicht erst einen Kamm nahm, um die künstlichen Locken zu zerstören.

242. Da versetzte bedenklich der Sohn: Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein —.

Die Mutter redete Hermann nochmals zu, die Schulfreundin zu wählen, mit der er sonst offenbar in einem traulichen Vernehmen gestanden. Seltsam genug beginnt seine Antwort mit einer Wendung, die man zu gebrauchen pflegt, wenn man eine Sache nicht gänzlich ablehnt, sondern nur unentschieden ist. Sollte er noch immer nicht ernstlich an eine Verbindung mit Dorotheen denken und bestimmte ihn wirklich erst des Vaters heftiger Einspruch gegen eine bäurische Schwiegertochter zu dem Verlangen, jenes fremde Mädchen zu besitzen?

245 — 273.

Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte: —
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Der Wirth ist nun äußerst verdrießlich, daß sein Wunsch, sich mit der reichen Kaufmannsfamilie zu verschwägern, so zu Wasser wird, und Hermann muß die Sache ausbaden. Das Ehrgefühl hätte er dem Sohne nicht absprechen sollen, denn was anderes als ein sehr empfindliches Ehrgefühl hatte Hermann zum Bruche mit den Gespielinnen seiner Kindheit veranlaßt? Der Vater meint jedoch den Trieb, eine angesehene Stellung zu erlangen, und dieser war Hermann allerdings nicht eigen. Da er einmal im Zuge ist, genügt ihm auch des Sohnes treuer Fleiß nicht mehr, und er rückt ihm sogar die Schuljahre vor. Hermann entfernt sich, wie es scheint, auf die

bescheidenste Weise, ja er wartet noch an der Thüre, bis der Vater ausgeredet. Dieser ruft ihm dennoch nach:

So gehe nur hin, ich kenne den Trotzkopf!

Ob Hermann hierin wohl Unrecht geschah? Hat er nicht wieder durch sein ungeschicktes Benehmen in dem Kaufmannshause, wie vormals in der Schule, des Vaters liebste Wünsche zerstört? Zeugt es nicht von einer eigensinnigen Gemüthsart, daß er gleich schwur, jene Schwelle nicht wieder zu betreten, und zeugt es nicht ebenso von einer seltsamen Verschlossenheit, daß er den Eltern erst nach so langer Zeit den ärgerlichen Vorfall erzählt? Er nimmt die Vorwürfe schweigend hin; darin offenbart sich seine Bescheidenheit, und doch hätte mancher andere Sohn vielleicht mehr gethan. Er wäre nicht langsam nach der Thüre entwichen, sondern hätte unter dem Beistande der Mutter und der Freunde eine begütigende Entschuldigung versucht. Entfernt Hermann sich nicht so behutsam, als wollte er dem Vater die Ungerechtigkeit ersparen, daß ihn der knisternde Sand und das Klappen der Thürklinke noch mehr in Hitze bringt? An diesem Benehmen haben in der That Bescheidenheit und Trotz einen gleichen Theil, und es ist sonderbar, daß Goethe, nachdem er diese Zweiseitigkeit mit solcher psychologischen Feinheit gezeichnet, dennoch wo er selbst erzählt, nur auf Hermann's Bescheidenheit hinweist und den Vater allein, als ob derselbe in einem Vorurtheil befangen war, von dem Trotze sprechen läßt. Auch mit dieser Verirrung wird uns der treffliche Sohn aussöhnen, aber zur Zeit hat sich seine Willenskraft noch nicht völlig geläutert.

Nunmehr tritt auch der Charakter des Wirthes schon in ein helleres Licht. Er hatte mit den Vertriebenen Mitleid gefühlt, seine Kutsche, seine häusliche Einrichtung bekundeten das Gefallen an einem würdigen Wohlstande; wie ihn ein gegenwärtiges Unglück nicht niederschlug, sondern zur Thätigkeit anregte, so verscheuchte er die Sorge mit männlichen

klugen und frommen Gedanken; er liebt das Behagen, die Geselligkeit, ein heiteres Gespräch mit Nachbarn und Freunden: mehr war uns bis dahin nicht mitgetheilt. Jetzt treten bei der Verhandlung mit Hermann diejenigen Eigenschaften hervor, welche uns in Vater und Sohn ganz verschiedene Naturen erkennen lassen. Der eine meidet den Verkehr, der Andere bewegt sich mit Gewandtheit unter den Menschen und versteht Jeden nach seiner Weise zu behandeln. Das Gefühl des Sohnes ist stark und innig. Er verschließt die tief empfundene Bewegung in der Brust und schafft sich nur in der Einsamkeit Luft. Der lebhafte Vater geräth leicht in eine leidenschaftliche Aufregung. Er würde sich im Hause des Kaufmanns unter gleichen Umständen nicht mit einem stillen Grimme begnügt, sondern die Unbill mit einem derben Worte zurückgewiesen haben. Dem Sohne gewährt die Thätigkeit in dem schönen ländlichen Besitzthume eine ausreichende Freude, der ehrgeizige Vater strebt nach Beifall und Ansehen. Der Dichter ist berechtigt, solche Gegensätze von verschiedenen Naturanlagen herzuleiten, aber die Darstellung gewinnt an innerer Wahrheit, wenn sie zugleich als das Ergebniß verschiedener Verhältnisse erscheinen, und man muß nicht übersehen, daß Goethe hier die Umstände auf diese Weise mitwirken läßt. Hermann wächst unter den Augen eines Vaters heran, der nicht die Zügel aus den Händen giebt und bei seiner Tüchtigkeit sowohl selbst überall thätig eingreift, als auch von Anderen etwas fordert. Der Sohn hatte nie das Haus verlassen und konnte unter der steten Bevormundung kaum zu einiger Selbständigkeit gelangen, während die häufigen Zurechtweisungen des ungeduldigen Mannes ihn noch mehr einschüchterten, seine Verschlossenheit und seinen stillen Eigensinn steigerten, wenn nicht gar verursachten. Der Vater hatte seine Jugend unter ganz anderen Umständen verlebt. Er führte seiner verwitweten Mutter die Wirthschaft und war mit zwanzig Jahren vielleicht schon selbständig und Herr im Hause. So ist

auch Dorotheens reifes Wesen mit einer frühen Verwaisung in Verbindung gebracht.

Nun verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Wunsche des Vaters, daß er gern etwas Besseres geworden wäre, als Wirth zum goldenen Löwen. Der Dichter läßt ihn sich an seiner Stellung als Bürger und als Landbesitzer erfreuen, aber von der Gastwirthschaft zeigt er uns wenig mehr als das Aushängeschild, wie er dem Wirthe selbst als solchem keine charakteristische Eigenschaften beilegt. Dies geschieht gewiß nicht ohne Ursachen. Einer so aufstrebenden Natur konnte nämlich im Grunde das Gewerbe nicht zusagen. Man gewöhnt sich da leicht an ein unmännliches Dienen und Schmeicheln, an eine Unterwürfigkeit gegen Personen von geringem oder unbekanntem Werthe, die Jeden gerne für ihr Geld als einen Miethling behandeln. In dieser Lage kamen nun unserm Wirthe der Ehrgeiz und die Tüchtigkeit zu Hülfe. Er wußte aus der Noth eine Tugend zu machen und sah einen Ruhm darin, die reisenden Herren und Damen aufs Beste unterhalten und bewirthen zu können. Dennoch empfindet er es als ein Uebel, daß ihm sein Stand diese Selbstverleugnung auferlegt. Daher will er wenigstens eine Entschädigung. Auch ihm soll Respect bewiesen und geschmeichelt werden. Mit dem Sohne ist nichts anzufangen, und daher möchte er wenigstens ein zierliches, gebildetes und freundliches Schwiegertöchterchen um sich haben, das ihn eine kindliche Zärtlichkeit kennen lehrte und sich ihm zur Ehre vor den Leuten zeigte. Er möchte wenigstens am Sonntage zu den Herrschaften gehören, bei denen musicirt wird und sich eine erlesene Gesellschaft mit Vergnügen versammelt. Dies alles war nun gar nicht nach Hermann's Sinn, und man sieht, welchen Herzenswunsch ihm der Vater zum Opfer brachte, als er in die Verbindung mit dem einfachen Landmädchen willigte.

257. Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten. Das Letzte wird sich auf einen umfassenden Privatunter-

richt beziehen, der den langsamen Knaben fördern sollte und der dem Vater nicht zu theuer war.

262. Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte.

Bedeutet dieser Zusatz: thue deine Schuldigkeit, damit ich nicht schelte? So hat Duentzer (S. 74) die Worte aufgefaßt; eine solche Mahnung war aber nicht nöthig. Es ist gemeint: führe wie bisher die Wirthschaft auf die Weise, daß nichts zu tadeln ist, doch denke nicht, daß es dir deshalb freistehen wird, ein bäurisches Mädchen zu heirathen.

264. — als Schwiegertochter, die Trulle!

Das Wort ist mit trollen verwandt, welches von einem schwerfälligen, humpelnden Traben gebraucht wird.

271. Besten Leute der Stadt sich (bei mir) mit Vergnügen versammeln.

Die Parenthese fehlt im Texte, doch machen Sinn und Versmaß diese Einschaltung beinahe nothwendig.

272. — — — — Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Es kann befremden, daß die Saalthüre in dem wohlversehenen Hause noch einen so einfachen und altmodischen Verschluß hat. Man drückt übrigens, wenn man die Thüre öffnen will, nicht auf die Klinke, sondern auf den Drücker, welcher die Klinke aus dem Haken hebt.

Thalia.

(Dritter Gesang.)

Die Bürger.

Nach der heftigen Scene, welcher wir beigewohnt, läßt der Dichter in die Handlung eine Pause eintreten. Das Gewitter ist vorüber, wir sehen die Wolken abziehen. Der Vater rechtfertigt seine Unzufriedenheit mit Hermann, die Mutter sucht diesen zu entschuldigen und geht ihm nach, um ihn durch ein freundliches Wort aufzurichten. Wir vergessen den persönlichen Streit, indem unser Blick auf einen allgemeineren Gegenstand gelenkt wird. Goethe benutzt den Ruhepunkt auf eine sehr geschickte Weise, indem er eine Schilderung des Städtchens einschaltet und zugleich auf eine vollere Charakteristik der Personen bedacht ist. Der Wirth und der Apotheker sollen, wie die Ueberschrift sagt, sich uns als Bürger darstellen. Nicht daß hier im Vergleiche mit dem Gange der französischen Revolution ein politisches Moment des deutschen Bürgerlebens entfaltet wäre, denn wenn auch die fortschreitende Zeit und das Beispiel des Auslandes den Wirth zu seinen Verbesserungen angeregt haben, so beschränken sich die letzteren lediglich auf das Bauwesen, gleichsam auf die häusliche Einrichtung der Stadt, und der Apotheker spricht wieder nur von seinem eigenen Hause und Garten, die ein bürgerliches Interesse nur insofern berühren, als sie an ihrem Theile das Aussehen des Städtchens verschönern oder entstellen.

1 — 43.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede; —
Und das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer mir bleiben.

Der Dichter beruhigt die Leser, indem er den Wirth selbst

ruhiger werden läßt. So sehr dieser erzürnt ist, bereitet sich doch eine Milderung seines Unwillens über Hermann darin vor, daß ihm die Lässigkeit desselben nicht mehr als eine vereinzelte, persönliche Untugend, sondern als ein Fehler der Zeit erscheint, da manche Obrigkeit und Bürgerschaft ihre Stadt verfallen lasse und die Jugend überhaupt so wenig verspreche, denn die Einen, wie jene Handelsbübchen, denken nur auf eiteln Tand und die Anderen lieben es, wie Hermann selbst, hinter dem Ofen zu hocken. Ein unermüdlich fortstrebendes Schaffen rechnet er zum wahren Wesen des Menschen. Nun konnte er von dem thätigen Jünglinge eigentlich nicht voraussetzen, daß derselbe jemals sein Haus und seine Wirthschaft vernachlässigen würde; worauf richten sich also seine Vorwürfe und weshalb waren sie dennoch nicht so unbillig? Es verdrießt ihn, daß Hermann sich in einen engen Lebenskreis einspinnt und weder Geschick noch Neigung zeigt, sich jemals unter den Bürgern der Stadt hervorzuthun. Was er selbst als sexies Bauherr ausgeführt, gereicht ihm in der That zur Ehre. Die Geschäfte waren zeitraubend, wurden nicht immer mit Dank vergolten, und er kam oft aus der Sitzung des Rathes mit Verdruß und Aerger nach Hause. Wo Jemand sich freiwillig einem beschwerlichen Amte unterzieht und über die häuslichen Interessen hinaus eine gemeinnützige Angelegenheit ins Auge faßt, da kann von keiner Eitelkeit, nur von einem ehrliebenden, strebsamen Sinn die Rede sein. Bisher hat der Vater an nichts merken können, daß Hermann einst denselben Weg einschlagen werde, und sein ungeduldiges Aufbrausen hat eine wahrhaft edele Seite, da sich in ihm gleichsam der Inbegriff der Vaterliebe ausspricht. Denn wie bedeutsam ist seine Klage, ihn werde schwerlich jemals die Erfüllung des herzlichsten Wunsches erfreuen,

Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beff'rer.

Wem fällt hier nicht die herrliche Stelle aus der Ilias bei,

wo Hektor beim Abschiede von Andromache den kleinen Astyanax in die Arme nimmt und ihm seinen Vatersegen in dem Gebete giebt, daß Zeus und die andern Götter dem Sohne Ruhm und Kraft verleihen möchten, damit man einst sage, er sei viel besser als der Vater. Goethe hat diese Scene (VI, 476) sicher im Sinne gehabt. Eine so vollkommene, neidlose Liebe ist selbst unter Freunden und Brüdern selten zu finden, aber die Väter alle sind ihrer fähig.

3. Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm.

Man glaubt, die Worte bedeuten, daß die Erziehung nicht in den Menschen hineinbringen könne, was er nicht von Natur besitzt. Mit dieser Ansicht tritt aber die Mutter nachher ihrem Manne entgegen und derselbe kann also hier nur sagen wollen: Hermann besitzt einmal kein Ehrgefühl und es ist demnach auch auf kein ehrliebendes Streben zu hoffen.

5. Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Bess'rer.

Die Freude der Väter an solchen Söhnen ist ein uraltes poetisches Motiv. So liegt schon im Hildebrandsliede dem Kampfe des Vaters mit dem Sohn der schöne menschliche Reiz zu Grunde, daß der alte Waffenmeister nach 30 Jahre langer Abwesenheit sein Knäblein zu einem so stattlichen Helden erwachsen findet. Der macedonische König hieß Alexandern, mit herzlicher Freude an dem jungen Titanen, sich ein anderes, größeres Reich suchen. Doch mehr als andere Beispiele gehört die Aeußerung hieher, die Goethe selbst von seinem Vater berichtet: Wenn du nicht mein Sohn wärest, könnte ich dich beneiden (XLVIII, 47; XLIX, 72).

9. Soll doch nicht als Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat.
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung.

Das Sprüchwort weiß nicht davon, daß die Pilze so rasch und ruhmlos verfaulen. Es bezeichnet mit ihnen, in der An-

wendung auf manche Glückskinder, zwar untaugliche Gewächse, die über Nacht aus dem Boden schießen, aber zu hohen Ehren emporsteigen. Sonst erinnert die Stelle an den bekannten Ausspruch des Sallust: Omnes homines, qui sese student praestare ceteris animalibus, summa ope niti decet, ne vitam silentio transeant.

14. Denn wo die Thürme verfallen und Mauern —.

Wenn Befestigungen gemeint sind, so ließ man diese um 1790 wohl schon überall verfallen oder abtragen, weil die kleineren Städte keine Ursache mehr hatten, sich in einem wehrhaften Zustande zu erhalten. Nur die Thore wurden noch eine Zeitlang von den Steuereinnehmern benutzt. Später ist auch noch an einigen Stellen von den Mauern und Thürmen des Städtchens die Rede (IV, 20 und 41; V, 145).

17. Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.

Nach dem Zusammenhang bezeichnet das Haus hier die öffentlichen Gebäude der Stadt.

22. Darum hab' ich gewünscht, es soll sich Hermann auf Reisen
Bald begeben, und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.

Wenn Hermann sich zu dieser Lustreise noch zureden ließ, so überschritt seine Anhänglichkeit an das Haus in der That jedes erlaubte Maß. Goethe nennt jene drei Städte, welche ihm selbst und zum Theil wegen ihres Einflusses auf seine eigene Bildung sehr lieb waren. Ferner sind sie wohl von Hermann's Heimat aus als die nächsten bedeutenderen Ziele eines Ausfluges zu betrachten. Mannheim verdankt seine heitere Regelmäßigkeit dem Umstande, daß es 1699, eilf Jahre nach der Zerstörung durch die Franzosen, neu aufgebaut wurde.

„Diese ganz regelmäßig und schön gebaute Stadt bildet einen länglichen Zirkel, der von 11 längs und 10 quer laufenden, schnurgeraden, gut gepflasterten, sehr reinlichen, des Nachts erleuchteten und mit schönen Häusern besetzten Straßen in 112 Quadrate zerschnitten wird. Die nach der Stadt führenden Landstraßen sind mit Obstbäumen bepflanzt, und in einen üppigen Gartenkranz gehüllt, zeigt sich die Stadt mit ihrem kolossalen Schlosse, der schönen Kuppel der Jesuitenkirche und den übrigen Kirchthürmen" (J. G. Fr. Cannabich „Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie" 1835, I, 801).

28. Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?

Ist dies der Kirchthurm? oder der Thurm eines Rathhauses?

38. Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.

Die Phantasie darf nicht bei den bereits ins Werk gesetzten Verbesserungen still stehen, und dieser neue Beschluß läßt ihr den Blick in eine ebenso thätige Zukunft frei. Uebrigens handelt es sich, da die Entfernung ein Stündchen beträgt, um einen bedeutenden Aufwand.

42. Andere hocken zu Hauf' und brüten hinter dem Ofen.

Die Landleute nehmen die Bruthenne in ihre Wohnstube und überlassen ihr den stillen Winkel zwischen Ofen und Wand. Die Volkssprache macht hievon eine vortreffliche Anwendung auf die Stubensitzer, welche ihr Plätzchen am warmen Ofen nicht gerne verlassen und daselbst über träumerischen Gedanken brüten. — Der Wirth ist nicht jener Greis, den Horaz schildert, aber bei seinem Vorurtheile gegen die Jugend erscheint er doch als ein bereits alternder Mann, als

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, censor castigatorque minorum.

44 — 66.

Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter: —
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Die Mutter, welche sich nun Hermann's annimmt, bezeigt durch ihre Einrede, daß sie die schönen Beinamen, die ihr der Dichter hier gegeben, mit vollem Rechte verdient. Ihr Grundsatz: man müsse die Kinder aufs Beste erziehen und Jeglichen gewähren lassen, empfiehlt es natürlich nicht als die beste Erziehung, jedem Kinde seinen Willen zu lassen, sondern sie geht davon aus, daß die Menschen nach Anlagen, Trieben und Neigungen verschieden geartet seien, daß die Erziehung wirklichen Fehlern entgegentreten, aber sich vor dem vergeblichen und unnöthigen Geschäfte hüten werde, die Natur des Kindes völlig umzubilden. Alle Geistesrichtungen, so verschieden sie sein mögen, haben ihren Werth, und wenn die Erziehung nicht von dem Kinde fordert, was seiner Natur widerspricht, sondern im Gegentheil die Gaben, in deren Besitz es ist, zu entwickeln strebt, so kann es zum brauchbaren, würdigen und eben deshalb zu einem glücklichen Menschen gedeihen. Dem Vater wird also mit einigem Rechte vorgehalten, daß das, was er an Hermann tadelt, höchstens eine mangelhafte Naturanlage sei, und daß die Vorzüge des Sohnes auch ein Gewicht haben. Hiermit eilte sie dem Sohne nach. Der gutmüthige Wirth hat seinen Aerger bereits so weit überwunden, daß er lächeln kann. Den Sieg aber muß er als Hausherr behalten und darum schließt er mit einer leichten Stichelei auf die Mutter und mit einem nachdrücklichen Sprüchlein der Alten. Der Dichter wollte die Personen sich in voller Freiheit aussprechen lassen; es mußte sich also Niemand in des Vaters Verhandlungen mit Hermann und mit der Mutter einmischen, doch scheint es an sich nicht ganz natürlich, daß der gesprächige Nach-

bar und der wohlmeinende Geistliche die ganze Zeit über schweigend dasaßen.

47. Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.

Die Manlische Familie in Rom, die durch entsetzlich große Vorfälle so berühmt geworden ist, giebt uns zu diesem Ausspruche einen denkwürdigen Beleg. Manlius Torquatus wurde in seiner Jugend auf das Land und unter die Sklaven verstoßen, weil er nicht Lust und Anlage zu dem hatte, was der Vater aus ihm zu machen wünschte. Gleichwohl erwarb er sich später als Feldherr die größte Auszeichnung. Es ist derselbe Manlius, welcher im Kriege mit den Latinern (340 v. Chr.) seinen ungehorsamen Sohn hinrichten ließ. Zu dieser furchtbaren Strenge mochte es beitragen, daß er selbst sich gegen seinen Vater ganz anders benommen; denn er hatte diesem Böses mit Gutem vergolten und ihn damals trotz der Mißhandlungen in einem gefährlichen Processe mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit vertheidigt (Cicero de off. III, 31).

49. Sie erziehen aufs Beste und Jeglichen lassen gewähren.

Goethe scheint diesem Satze bisweilen eine ungebührliche Ausdehnung zu geben. So sagt er z. B. (XXV, 12): „Man darf die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los." Indessen enthält der pädagogische Theil des Wilhelm Meister (XXI, 193) wieder auch folgende Anmerkung: „Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten sind gerade die bedenklichsten": eine Wahrheit, mit welcher der Erziehung, die in den jungen Gemüthern Ordnung schaffen soll, gewiß die allerwichtigste Aufgabe zuertheilt wird.

50. Denn der Eine hat die, die Andern andere Gaben.

Man muß nicht von Jedem Alles fordern und nicht sich selbst

Alles zutrauen. Dies läßt schon Homer (Il. XIII, 730) dem Hektor vorhalten:

Denn dem Einen beschied die Gottheit Thaten des Krieges,
Aber dem Andern den Tanz, dem dritten Gesang und die Cither.
Andern gab in die Brust Verstand der donnernde Herrscher,
Trefflichen, welchen Gewinn dann theilen viele der Menschen.

62. Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber, so wie die Kinder!

Nicht: die Weiber sind wunderlich und betragen sich so wie die Kinder, sondern Beide, die Weiber sowohl wie die Kinder sind ein wunderlich Volk.

66. Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke!

Der Wirth nennt dies ein Sprüchlein der Alten, nämlich unserer eigenen Vorfahren. Die Sentenz findet sich bei keinem griechischen oder römischen Schriftsteller.

67 — 110.

Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig: —
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist, mich schreckte die Forderung.

Ohne es zu wollen, hatte der Wirth vorhin mit seiner Strafrede den Apotheker angegriffen. Dieser entschließt sich jetzt zur Gegenwehr, denn wenn er sich schon aus dem Tadel nicht viel macht, so ist ihm doch die rege Bauluſt des Rathes, welche eine Erhöhung der Abgaben herbeiführt, eine sehr bedenkliche Sache. Schicklicher Weise setzt er jedoch nur auseinander, warum er selbst für Haus und Garten nichts thun kann, und er überläßt es dem Bauherrn des Rathes, hiervon auf seine für den Bürger so kostspielige Amtsführung die geeignete Anwendung zu machen. Auch ihm gefiele das Schöne und Neue sehr wohl, wenn es nur nicht so theuer wäre. Es ist ihm nicht recht, daß seine Apotheke durch das verschwenderisch geschmückte Haus des reichen Kaufmanns verdunkelt wird,

er kann aber unmöglich für einen neuen Anstrich Geld ausgeben. Man sehe nur, wie viele Gründe ihm seine wohlüberlegte Sparsamkeit zur Verfügung stellt. Erstens könnte ja der Krieg wieder alles verwüsten, zweitens besitzt er nicht so viel wie der vermögende Kaufmann, drittens kenne dieser auch noch die Wege, auf welchen die Materialien am Besten, nämlich am Billigsten zu beschaffen seien, viertens forderten die Handwerker jetzt einen unbezahlbaren Arbeitslohn und endlich gereicht es ihm zur Beruhigung, daß seine Apotheke nebst dem goldenen Löwen einmal die stattlichsten Häuser am Markte gewesen.

Der Apotheker soll uns wohl, der Ueberschrift des Gesanges gemäß, die Classe der Bürger vergegenwärtigen, welche aus Befangenheit und Sparsamkeit alle Verbesserungen scheuen; andere Eigenschaften, die er durch die Beschreibung seines einst so berühmten Gartens verräth, sind mehr persönlicher Natur. Ob wir uns diesen Garten als eine französische oder englische Anlage zu denken haben, läßt sich nicht bestimmen und wir betrachten daher nur die Einzelnheiten. Die Apotheker theilen mit den Chinesen die Vorliebe für das Verschnörkelte und Curiose. Muscheln, Schnecken, Korallen nebst seltsam gebildeten Pflanzen und Thieren waren bei uns im vorigen Jahrhundert beliebte Ornamente und man hatte ihren Gebrauch von den Chinesen entlehnt. Seit dem siebenjährigen Kriege entsagte man diesem Zierrath. Der Apotheker ist aber noch stolz auf seine Muscheln und Korallen, nicht minder auf die steinernen Bettler, die nach Haltung und Kleidung ein sonderbares Aussehen haben, und auf die mit grellen Farben angestrichenen Zwerge, welche monstrose Figuren an die Stelle der antiken Statuen getreten waren. Die Wandgemälde in seinem Gartensaale sind vielleicht nicht chinesisch, aber jedenfalls geschmacklos, da Herren und Damen in einer phantasielosen Situation und wie es scheint, in einer steifen Haltung dargestellt sind, indem sie mit spitzen, vorgestreckten Fingern eine Blume halten oder anbieten. Ihm gefällt es nicht, daß

Schnitzwerk und Vergoldung außer Gebrauch kommen, daß Alles einfach und glatt sein soll, nur aus fremdem Holze.*)

Hat nun aber der Dichter nichts weiter beabsichtigt als uns einen interessanten Sonderling vorzuführen? Wie das Epos der Phantasie eine Aussicht in die Zukunft eröffnet, so greift es auch gerne in die Vergangenheit zurück, und dem Apotheker ist daher das Geschäft übertragen, uns bisweilen die Sitten der älteren Zeit zu schildern, wie wir ihn später in diesem Sinne über die Heirathen sprechen hören. Ferner führt uns das Gedicht, nachdem wir die Beschreibung dieses Gartens gehört, sogleich in die Gärten und Felder des Wirthes. Offenbar soll die reine Freude an der Natur mit jenem Gefallen an Curiositäten in einen Gegensatz treten, und es handelt sich hier wieder nicht bloß um die Verschiedenheit der Personen, sondern um eine veränderte Zeitrichtung, da etwa seit 1770 die Poesie, die Malerei und die Musik zur Einfachheit der Natur zurückkehrten. Endlich hat die Herzensergießung des Apothekers noch einen besondern Zweck für die Handlung des Idylls. Homer benutzt bisweilen ein komisches Motiv, um nach einem heftigen Streite die Spannung zu beseitigen und die Gemüther zur Versöhnung zu stimmen. Gegen den Scherz kann sich kein Affect behaupten, am wenigsten der Zorn. Als Agamemnon und Achill an einander gerathen sind und die Fürsten alle nebst dem Volke in sorgenvoller Stimmung die Folgen bedenken, muß Therſites eine heitere Scene zum Besten geben. Kurz vorher war auch aus der Versammlung der Olympier alle Freude entwichen, weil Zeus und Here grollend dasaßen. Jetzt ergreift Hephaestus die Schale süßen

*) Ueber die theils großartige, theils lächerliche Gartenkunst der Chinesen vergl. G. Klemm „Allgemeine Cultur-Geschichte" (1847) VI, 35; über ihre Ornamente VI, 486; über die Verpflanzung des chinesischen Geschmackes nach Westeuropa IX, 136 und 557. Muscheln, Korallen und Metallstufen hat Goethe auch. XXIV, 83.

Nektars. Wie sonst die schöne Hebe den Trank herumreicht, geht er hinkend von Einem zum Andern. Die Mutter und alle Götter lachten über einen solchen Mundschenken und sie schmausten darauf den ganzen Tag, bis die Sonne sank. Die Rede des Apothekers thut eine ähnliche Wirkung. Die beiden Freunde werden über das Lob, welches er den alten Kunstwerken in seinem berühmten Garten spendet, gelächelt haben, mehr noch darüber, daß es ihm seine Mittel nicht erlaubten, den verbräunten Erzengel neu vergolden zu lassen. Der Wirth hat seinen Aerger vergessen und mag nun behaglich das Gespräch mit den Freunden fortsetzen. Wir verlassen das Zimmer, um mit der Mutter Hermann aufzusuchen.

81. Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt.

Stucca heißt im Italienischen die Gypsmasse, aus welcher die Arabesken geformt werden. Hoffentlich hat nicht die ganze Wand, sondern nur die Leiste zwischen den Etagen solche Felder mit Schnörkeln gehabt.

83. Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben.

Die Fenster haben keine Tafeln, denn dies Wort braucht man nicht von dem eingesetzten Glase, eigentlich auch keine Scheiben. Die ältere Sprache unterschied genauer zwischen den rechtwinkelig zugeschnittenen Rauten und den kreisrunden Scheiben. Jetzt hat man in den Fenstern nur Rauten und spricht dennoch meistens von Scheiben.

89. — und nach den farbigen Zwergen.

Wieland erwähnt in „Don Sylvio von Rosalva" grüne und andere, so häßlich gestaltete Zwerge, daß sich „eine chinesische Einbildungskraft nichts Abenteuerlicheres erfinden könnte" (Werke, 1839, II, 129).

94. Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.

Die Naturalien in der herrlichen Muschelgrotte scheinen nicht echt, sondern nur nachgemacht gewesen zu sein, da sie den Kenner über ihre eigentliche Beschaffenheit täuschten.

99. — denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen.

Dem Apotheker ist der Geschmack ein neues, nicht recht verständliches Modewort, doch war der Ausdruck auch im technischen Sinne schon längst verbreitet und er ist dem Wirthe geläufig (IX, 79).

102. — und es kostet das fremde Holz nun am meisten.

„Seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts wurde das Mahagoniholz der Lieblingsstoff für Tische, Stühle und Schränke, bis die neuere Zeit noch andere Hölzer auf den Markt und in die Salons brachte" (Klemm, IX, 129).

107. Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet.

Der Drache oder die alte Schlange bezeichnet den Fürsten der Finsterniß, durch welchen Abgötterei, Sünde und Tod, alle Uebel und folglich auch die Krankheiten in die Welt kamen; der Erzengel, welcher (nach Offenb. Joh. XII, 7) wider ihn streitet, ist daher für die Apotheken ein ganz schickliches Sinnbild.

Von ungewöhnlichen Ausdrücken wären in diesem Gesange folgende bemerkenswerth: 35. Die Anstalt vollführen, die Andere unvollendet verließen. Nicht eine Vorbereitung, was Anstalt bedeutet, sondern ein angefangenes Werk wird zum völligen Ende geführt. 47. Wie uns Gott die Kinder gab, so muß man sie haben und lieben; heißt dies: behalten und lieben? oder bloß liebhaben?

Euterpe.

(Vierter Gesang.)

Mutter und Sohn.

Die Handlung wird jetzt wieder aufgenommen und schreitet in diesem Gesange um drei Momente vor. Sie sind Hermann's Kummer und Verzweifelung über die kränkenden Vorwürfe des Vaters und über die Unmöglichkeit, eines Glückes theilhaft zu werden, ohne welches das Leben für ihn keinen Werth hat; ferner die liebreichen Vorstellungen der Mutter, die ihn bewegen, das Geheimniß seines Herzens zu bekennen, und endlich der vertrauensvolle Entschluß, den von ihm verkannten Vater um die Einwilligung zu der Heirath anzugehen.

1 — 59.

Also sprachen die Männer, sich unterhaltend. Die Mutter — Bänke fanden sich da von rohen Steinen und Rasen.

Die Mutter hat einen weiten Weg zu machen, bis sie Hermann findet, denn er ist in das Feld und bis an die Grenze ihres Besitzes hinausgegangen, wo ein Birnbaum stand, unter dem er manchmal zu sitzen pflegte. Dies konnte mit wenigen Worten erzählt werden, der Dichter verweilt aber dabei, und zwar aus zwei Gründen. Er will zunächst das Bild des Schauplatzes vervollständigen, auf dem wir uns die Handlung vorzustellen haben. Nachdem wir mit dem Aussehen der Stadt, des Marktes, einzelner Häuser und mit dem Garten des Apothekers bekannt geworden, führt er uns auch in Höfe, Gärten und in das weitere Besitzthum des Gastwirthes. Wir denken uns jetzt die an den Ringmauern liegenden Theile der Stadt

und ihre Umgebung von einer ähnlichen Beschaffenheit. Er will uns ferner, nach dem Zwecke des Idylls, Natur und Leben von einer wahrhaft herzerfreuenden Seite zeigen, und wen erquickte nicht der Anblick des kräftigen Schaffens der Erde, des üppigen, fruchtbringenden Wachsthums und des gesegneten Wohlstandes fleißiger Menschen. Dies alles ist uns nun nicht durch eine bloße Beschreibung mitgetheilt, obgleich es sich doch um ruhende und räumliche Gegenstände handelt, wie sie der Maler liebt, sondern die Darstellung folgt durchweg dem Gesetze, daß das Epos auch solche Gegenstände nur an Thatsachen schildert und wo es das Allgemeine durch besondere, anziehende Umstände individualisirt, auch diesen Umständen durch die Beziehung auf Thatsachen den Charakter seiner Gattung giebt. Das Descriptive beschränkt sich auf die Veranschaulichung mancher Dinge durch ein einziges malendes Beiwort. Dahin gehören die wohlgezimmerten Scheunen, der kräftig strotzende Kohl, der wohlumzäunete Weinberg, das herrlich nickende Korn und Aehnliches. Wie Homer, wenn er die Waffen Agamemnons beschreiben will, dennoch nicht beschreibt, sondern erzählt, indem er den König sich vor unsern Augen mit den einzelnen merkwürdigen Waffenstücken ausrüsten läßt, so knüpft sich hier die Beschreibung der Höfe, wobei Hermann's stattliche Rosse nicht vergessen werden, ferner des Obst- und Gemüsegartens, des Weinbergs, der Aecker und ihrer Erzeugnisse daran, daß wir, durch das Aufsuchen des Jünglings zur Beobachtung angeregt, die Mutter auf dem Gange durch ihr ganzes schönes Besitzthum begleiten, und die chronologische Folge der Wahrnehmung führt von selbst zu einer geordneten Anschauung des Räumlichen. Ferner hat Homer die Gewohnheit, von einem Scepter oder Schwerte anzugeben, welcher berühmte Künstler es verfertigt, bei welchem Anlaß es als Ehrengabe in den Besitz einer Familie kam; er macht uns diesen Bogen merkwürdig, indem er von der Erlegung des Steinbockes erzählt, aus dessen Hörnern er ge-

schnitzt wurde, und jenes Gespann, indem er der berühmten Rosse gedenkt, von denen es abstammt. Auf dieselbe Weise hat Goethe hier das Allgemeine individualisirt und das Individuelle durch eine Thatsache belebt. Er erwähnt nicht bloß die beladenen Obstbäume und das kräftige Gemüse, sondern die Mutter hat im Vorübergehen etwas an ihnen zu thun. Im Stalle stehen die muthigen Hengste; Hermann hat sie als Fohlen gekauft und vertraut Niemand ihre Pflege. Das Pförtchen, durch welches man bequem aus dem Garten in den Weinberg gelangt, hat ein Ahnherr angelegt, ein würdiger Bürgermeister, welchem man aus besonderer Gunst die vielleicht ominöse Durchbrechung der Stadtmauer erlaubte. Unter den Weinstöcken prangen Gutedel und Muskateller; ihre großen Trauben sind für den Nachtisch der Gäste. Mit welcher Bestimmtheit stellt sich endlich der Birnbaum unseren Augen dar! Wem sind nicht, zumal in jüngeren Jahren, solche Bäume, die mitten in Getraidefeldern ihr grünes Haupt erheben und auf ihrer einsamen Anhöhe von Weitem nach dem geselligen, fröhlichen Treiben der Menschen hinüberschauen, merkwürdig erschienen? Auch der Birnbaum erhält seine kleine Geschichte. Er ist so alt, daß Niemand sagen kann, wer ihn gepflanzt. Bei der Sommerhitze gewährt sein breites Zeltdach den Schnittern und Hirten eine erquickende Kühle. Bis hierher erstreckt sich die Besitzung des Wirthes; man kann aus den Giebelfenstern des Gasthofs den Baum und vom Baum aus den Giebel des Hauses erblicken. Endlich läßt Goethe zur Ergänzung des reichen Naturbildes die Mutter durch ihre Gedanken dasjenige hinzufügen, was er uns nicht mehr zeigen kann. Das Heu ist herein, das Korn wird morgen angehauen, die Bäume sind so beladen, daß die Aeste gestützt werden mußten, nun erfreut sich die Wirthin schon im Voraus an dem festlichen Jubel, mit welchem man im Herbste die Weinlese, die schönste der Ernten, ehren wird.

8. Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe.

Was denken wir uns bei den doppelten Höfen? Bisweilen findet man einen Hof in der Mitte von einem Zaune oder von Gebäuden quer durchschnitten; der vordere Theil ist dann für die Wagen der Gäste und der untere mit Scheunen und Ställen für die Landwirthschaft bestimmt. Das gäbe aber auch erst einen einzigen doppelten Hof. Offenbar sollten wir schon aus der obigen Andeutung (II, 138) entnehmen können, daß nach der Heirath der Nachbarskinder die beiden Grundstücke der Eltern nebst ihren Höfen in Eins verschmolzen. Auch Goethe's elterliches Haus bestand aus zwei durchgebrochenen Häusern (XXIV, 12) und „aus dem oberen Stock hatte man eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah unübersehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten" (Das. 15).

17. Bis zur Laube, mit Geisblatt bedeckt.

Diese Laube ist die einzige künstliche Anlage in dem Garten des Wirthes, während der Apotheker mit einem gemalten Gartensaale und einer herrlichen Muschelgrotte prahlen konnte.

19. Aber nur angelehnt war das Pförtchen.

Es macht sich sonderbar, daß Hermann von hier ab sämmtliche Thüren hinter sich offen gelassen, was der Mutter, wie ein Leitfaden, behülflich ist, ihn zu finden. Konnte man dieselben nicht von der andern Seite verschließen oder war es nicht nöthig?

34. Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend mit Jubel —.

Sehr ansprechend ist die Art und Weise, auf welche in Chr. Neuffer's „Herbstfeier" (1802) eine kräftige und gesittete Jugend das frohe Lesefest begeht. Mit diesem Idyll müßte jeder Jüngling bekannt werden.

39. Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen.

Die Mutter hat nicht nur angesehen, welche Kränkung Hermann erlitt, sondern sie scheint auch bereits zu ahnen, daß ihm das fremde Mädchen im Sinne liegt. Wenn sie nun dennoch sich Zeit nimmt, die Stützen der Obstbäume zurecht zu stellen und einige Raupen vom Kohle zu lesen und wenn sie sich ferner die Freuden der Weinlese ausmalen kann, so zeugt dies von einem bewundernswürdigen Gleichmuthe. Sie mußte bereits die Gewißheit haben, daß es ihr möglich sein werde, Alles zu einem glücklichen Ausgange hinzuführen. Erst jetzt wird sie unruhiger, da sie Hermann nirgends entdecken kann.

42. — — — — er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter, und ihre Furcht vor dem Unfall.

Diese Gewohnheit hat sich zwischen Mutter und Sohn aus der Zeit her erhalten, als Hermann noch ein kleiner Knabe war. Welcher Unfall sollte denn dem neunzehnjährigen Jünglinge begegnen? Das innige Zusammenleben Beider kann nicht nachdrücklicher bezeichnet werden. Wenn Hermann nicht zu Hause ist, muß die Mutter wenigstens wissen, wo er sich befindet; dies ist ihr und ihm ein Bedürfniß. Dieselbe naive Kindlichkeit beweist Telemach, der sich mit zwanzig Jahren noch immer von seiner alten Wärterin zu Bette bringen läßt (Odyss. I, 435):

Diese mit brennenden Fackeln begleitet' ihn; immer zumeist auch
Pflegte sie sein vor den Mägden, und nähret' ihn, als er ein Kind war.
Auf nun schloß er die Pforte der schöngezimmerten Kammer,
Setzte sich dort aufs Lager, und zog das weiche Gewand aus,
Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten.
Sie dann fügt' und schmiegte den Rock in Falten, und hängt' ihn
Auf an den Pflock, zur Seite des schöngebildeten Bettes,

Ging dann hervor aus der Kammer, und fest mit silbernem Ring' an
Zog sie die Pfort', und schob den Riegel davor mit dem Riemen.
(Voß.)

53. Hatte den Birnbaum im Auge.

Bei der Schilderung des Gartens scheint Goethe der Schluß der Odyssee vorgeschwebt zu haben, da sich in dem epischen Verfahren und in den Materialien einige Aehnlichkeit findet. Odysseus sucht seinen Vater auf dem Lande auf und hieran knüpft auch Homer sogleich eine Beschreibung des Wirthschaftshofes, des Gartens und seiner Gewächse. Dieser erwähnt dann ebenfalls einen mächtigen Birnbaum, unter welchem Odysseus, mit seiner Empfindung kämpfend, stille Thränen der Rührung vergießt (XXIV, 234). Goethe liebte diese Scene, die ihn an seinen Großvater und dessen idyllisches Gartenleben erinnerte.

60 — 145.

Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte —
Der sich hingiebt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben.

Hermann sitzt unter dem Birnbaum und blickt mit Thränen in die Ferne. Die Mutter findet ihn hier. Sie ist über seine tiefe Bewegung betroffen; auf ihre besorgten Fragen erhält sie die Antwort, daß ihm das Elend der Auswanderer, die Gefahren, die das Vaterland und ihr eigenes Besitzthum bedrohen, vor Augen gestellt, daß er es als eine Pflicht der Ehre erkannt, mit den anderen deutschen Jünglingen der Raubsucht des Feindes entgegenzutreten, weshalb er sich sofort zu den Fahnen begeben wolle. Die Mutter sieht in dieser Erklärung nur eine leere Ausrede; sie hält ihm vor, daß diese hohe Begeisterung nicht in seiner Natur liege und daß ihn daher ganz andere Gedanken aufregen müßten, worauf er, seine stürmischen Gefühle zurückdrängend und dennoch der Theilnahme des Mutterherzens bedürftig, eingesteht, daß er vergebliche Wünsche im Busen hege, daß ihm das Leben gleich-

gültig sei und daß ihn die Verzweifelung, wenn nicht der Patriotismus, in den Krieg treibe.

Jetzt ist er sich dessen, was in seinem Herzen vorgegangen, bewußt und der Eindruck, den Dorothea auf ihn gemacht, entfaltet sich in voller Kraft. Der Entschiedenheit seines Willens, der Stärke des neuen Gefühles entspricht es, daß Liebe und Leben sich ihm in Eins verschlingen, daß beide mit einander in frischer Schönheit aufblühen oder, wie denn bereits jede Hoffnung dahin ist, in jähem Falle untergehen.

Sonst enthalten hier die Reden Hermann's Widersprüche, welche sich kaum entwirren lassen. Er äußert sich so schön über den begeisterten Streit für das Vaterland, daß man gerne glaubt, er sei wirklich von den würdigsten Gedanken und Empfindungen durchdrungen. Die Mutter bezweifelt es zwar, sie soll jedoch im Irrthume sein und er behauptet nochmals kühnlich: Alles, fühl' ich, ist wahr. Gleich darauf nennt er nun aber selbst diese Worte halbwahr, ja er erklärt sie sogar gänzlich für bloße Worte, die er nur gesprochen, um andere Gefühle zu verstecken. Eben schalt er Jeden, der sich nicht um das eigene und um des Vaterlandes Wohl bekümmere, einen Menschen ohne Herz und Sinn; er versicherte, ihn trieben Muth und Begier, dem Vaterland zu leben und zu sterben, und jetzt wieder sagt er ausdrücklich, daß ihn keineswegs der hohe Gedanke, dem Vaterland hülfreich und den Feinden schrecklich zu sein, aus dem Hause rufe. Diese Widersprüche sind bald beseitigt, wenn man, wie es schon Humboldt gemacht, von der einen Hälfte der Reden keine Notiz nimmt. Wir wollen wenigstens eine Auslegung versuchen, so gewagt dieselbe scheinen mag. Hermann hat, wie stille er ist und war, nicht heute zum ersten Male auf die Zeitereignisse und auf die Gefahren des Vaterlands hingeblickt. Die Noth der Vertriebenen und sein Antheil an Dorotheen lassen es ihn mit größerem Ernste fühlen, daß jeder deutsche Jüngling zu den Waffen greifen sollte. In dieser Hinsicht darf er also kühnlich

behaupten, er rede die Wahrheit und die Mutter irre, wenn sie annehme, daß solche Gedanken und Empfindungen ihm völlig fremd seien. Trotz dieser patriotischen Regungen überwiegt jedoch der Schmerz über den Verlust Dorotheens bei Weitem seine Sorge um das Vaterland und er hat im gegenwärtigen Augenblicke für nichts Anderes Sinn als für seine persönliche Angelegenheit. Die Verzweifelung ist der einzige Grund seiner Kriegslust und daher gesteht er offen, daß er die hohe Begeisterung nur zum Vorwande nehme. Heroische Charaktere fassen wohl den Entschluß, die Schmerzen, welche ihnen die Zertrümmerung ihres Lebensglückes bereitet, durch das Interesse für eine erhabene Idee zu überwinden, wie Posa in Don Carlos drang, seine Leidenschaft von der Königin auf die Niederlande zu übertragen. Hermann sollte nach seiner ganzen Natur eines solchen Aufschwunges nicht fähig sein. Wenn er nun aber wirklich zu Felde ziehen will und dabei dennoch der Hinblick auf das Vaterland nicht einmal ein mitwirkender Beweggrund ist, wenn von seinen feurigen Reden nichts übrig bleibt als die nackte Verzweifelung über das, was ihn allein angeht, so darf man wohl behaupten, daß sein Patriotismus auf einen sehr mäßigen Grad herabsinkt und daß die Mutter dennoch vielleicht berechtigt war, ihm keine besonders nachhaltige Empfindung der Art zuzutrauen, indem sie meinte:

> Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
> Wohl zu verwahren das Haus, und stille das Feld zu besorgen.

Humboldt urtheilt hier freilich ganz anders als die Mutter. „Hermann ist auf einmal aus allen gewohnten Gleisen seines Lebens herausgeworfen; das Erste, nach welchem er faßt, als er den engen Kreis seines bisherigen Lebens verläßt, ist auch das Höchste: das Schicksal seines Vaterlandes, seiner Nation, der Welt; es ist ihm zuwider, noch ferner unthätig zu sein,

er will wirken; er fühlt, daß es vergeblich sein wird, aber sein Leben soll auch vergebens dahingehn" (S. 87). Diese glanzvolle Schilderung läßt sich mit Hermann's eigenem Bekenntnisse in keine Uebereinstimmung bringen und enthält außerdem die unrichtige Annahme, daß erst Dorotheens Erscheinung ihn mit der Außenwelt in Beziehung gebracht. Wie unmündig müßte der Jüngling bis dahin gewesen sein, wenn er sich gar nicht um die bedrohlichen Zeitereignisse gekümmert hätte, wenn er, als man in seiner Vaterstadt die Streitenden auslas und ihn als den einzigen Sohn zurückließ, keine Regung empfunden, gleich den anderen Bürgersöhnen dem Vaterlande mit Herz und Arm zu dienen. Aber er darf ja selbst rühmen, daß er im Stillen zum Manne gereift sei, daß er ungerechte Thaten hassen gelernt, daß er über das, was in der Welt vorgeht, zu urtheilen verstehe, wie ihm die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket. Er war also vorher nicht gänzlich in einer knabenhaften Beschränktheit zurückgeblieben, und wenn wir gerne einräumen, daß das näher rückende Verderben seinen männlichen Muth und sein vaterländisches Gefühl belebt, so kann doch wohl von einem Enthusiasmus, zu dem ihn Dorotheens Gestalt, so wie er sie nur gesehen, entflammt habe (S. 215), nicht die Rede sein.

60. Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg'.

Bei seinem innigen Zusammenleben mit der Natur ist Hermann gewohnt, in ihrer Mitempfindung Trost zu suchen. Er geht auf die Anhöhe hinaus, wo der einsame Birnbaum an sich das Gefühl der Verlassenheit erweckt. Da sitzt er gedankenvoll und blickt nach dem Gebirge. Vielleicht war Dorothea auf jener Seite verschwunden, doch richtet sich das Auge, wenn Kummer und Sehnsucht den Menschen durchdringen, auch unwillkürlich auf einen fernen, aus dem Unfrieden der

Umgebung gerückten Gegenstand, an dessen Ruhe das bewegte Herz selbst ausruhen möchte. Die blauen Berge, das unbegrenzte Meer, der einsame Stern verharren in ihrer ewigen, unveränderlichen Selbständigkeit; ihr Anblick soll den heftigen Schmerz beschwichtigen und doch kann man nicht vergessen, daß die Menschenwelt, wo das fühlende Herz tausend Angriffen bloßgestellt ist, des seligen Friedens, der dort waltet, entbehren muß, woher eine tiefe Wehmuth das Gemüth erweicht und das Auge mit Thränen füllt. Als Odysseus so lange auf der Insel der Kalypso verweilen mußte, ging er täglich zu den Uferfelsen und blickte in das Meer hinaus, um diesen schmerzlich süßen Trost zu genießen.

67. Wie? du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen,
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!

Eine so auffallende Thatsache soll offenbar für Hermann charakteristisch sein. Er hatte viel vom Vater zu dulden gehabt und die Mutter bedauerte ihn oft; wenn nicht der Schmerz, so pflegt doch wenigstens ein theilnehmendes Trostwort selbst Knaben von härterem Gemüthe zu Thränen zu bewegen, und die Mutter sollte das an Hermann nie erlebt haben? Es ist dies ein Zeichen der Willensstärke, die ihm von Natur eigen war, und des Triebes zur Selbständigkeit, welcher sich in der Beherrschung des Gefühles über Gebühr geltend machte. So scheint er von dem ärgerlichen Begegniß im Hause des Kaufmanns sogar der liebenden und verständigen Mutter nichts gesagt zu haben. Goethe charakterisirt in einem kleinen Gedichte den Menschen nach den Altersstufen und bezeichnet da den rechten Knaben als verschlossen und trutzig (II, 305). Er erzählt ferner, daß er selbst in der Kindheit aus dem Leidenstrotze eine förmliche Uebung gemacht (XXIV, 102), und auch Schiller's Worte in Don Carlos (II, 13):

Denn Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen

lassen hier eine Anwendung zu. Das kraftvolle, wiewohl noch der Läuterung bedürftige Wesen Hermann's soll sich also vornehmlich auch in dem Eigensinn kundgeben, daß er eine Theilnahme mehr meidet als sucht und sich sogar die lindernde Thräne versagt.

72. Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen.

Goethe liebt es, sein Idyll auch durch die Sprache mit der homerischen Welt in Verbindung zu bringen, und diese Worte enthalten eine deutliche Beziehung auf Ilias II, 490. Homer nennt hier jedoch eine unermüdliche, nicht eine gefühllose Brust χάλκεον ἦτορ. Der Hartherzige hat bei ihm kein ehernes, sondern ein eisernes Gemüth, σιδήρεος θυμός; so Achilleus (Ilias XXII, 357).

86. — es bringt gleich nach der Menge die Menge.

Nach ist hier der erste Theil des losen Compositums nachdringen, nicht die selbständige Präposition.

95. Ja, mir hat es der Geist gesagt.

Ist dieser Ausdruck aus Homer entlehnt oder biblisch? Bei jenem beziehen sich die Worte: der Geist räth oder gebietet mir, nur auf den Geist des Menschen selbst, in der Bibel dagegen gehen die ähnlichen Wendungen auf den Geist des Herrn, auf eine göttliche Eingebung. An unserer Stelle hat die Redeform ein stärkeres Gewicht als bei Homer, wiewohl sie sich nicht die volle Bedeutsamkeit des biblischen Gebrauches aneignet. Hermann fühlt in dem, was ihm sein Geist sagt, die Macht eines höhern Antriebes; man wird ihn aber darum noch nicht neben die gottbegeisterte Johanna von Orleans stellen, wenn sie spricht:

So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

103. Sehet, Mutter, was ich im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig.

Der letzte Relativſatz iſt nicht das Object zu thun, ſondern dem vorangehenden: was ich beſchloſſen, beigeordnet und gehört ebenfalls zu Sehet. Die Undeutlichkeit der Conſtruction veranlaßte eine Correctur und man findet in einigen Ausgaben die Lesart:

Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig.

105. Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.

Ein ſehr wahres Wort. Gewöhnlich regt ſich im erſten Augenblicke die beſſere Natur des Menſchen mit ihrem Gefühle für das Rechte und Geziemende, während bei längerem Bedenken manche unreine Intereſſen mitzuſprechen pflegen und nicht ſelten den Sieg behalten. Aehnlich iſt Leſſing's Ausſpruch: die erſten Entſchließungen ſeien nicht immer die klügſten, wohl aber die redlichſten.

106. Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren.

Dieſer Zug bekundet die feine pſychologiſche Durchbildung des Charakters und der Situation. Die echte, mit Ueberzeugung und feſtem Muthe verbundene Begeiſterung dringt mit ruhiger Kraft zum Ziele vor; dagegen nimmt jener aus äußeren Motiven entſprungene Eifer, der ebenſo raſch verraucht, wie er aufflammte, einen ſtürmiſchen Anlauf. Die Leidenſchaft flieht, die Liebe bleibet. Hermann will gar nicht in das Vaterhaus zurück, um ſich erſt mit einigem Bedarf zu dem Unternehmen auszurüſten. Wie er geht und ſteht, begiebt er ſich gleich von dem Birnbaume weg in die Stadt und unter die Krieger. Die Mutter ſchickt ihm ſein Gepäck nach und der Vater, dem er ſeine Ungerechtigkeit durch dieſen patriotiſchen Eifer fühlbar macht (109 und 110), wird ihn in ſeinem Quartiere aufſuchen, um ihn doch mit einem Lebewohl zu entlaſſen!

Man sieht, daß dem Dichter keineswegs jenes glänzende Ideal vorschwebte, zu welchem die Erklärer Hermann erheben wollen. Es war ihm genug, einen trefflichen Jüngling aus der wirklichen Welt zu schildern, und er scheute sich nicht, denselben, wie es auch Homer sogar mit Achilleus gethan, ab und zu bei einer Aufregung in die Unarten des natürlichen Menschen verfallen zu lassen. Auch diese Stelle nöthigt uns, dem Satze, daß wahre Neigung den Jüngling sogleich wie mit einem Zauberschlage zum Manne vollendet, nicht mehr ein ungebührliches Gewicht beizulegen.

114. Daß Du zu Deiner Mutter nicht redest wie gestern und immer.

Wohl nach der Sprache der Bibel, welche auf diese Weise gestern und heute zusammenstellt.

118. — und Deine bedeutenden Reden.

Hier und 240: sein Zorn ist nach Tische nie bedeutend, heißt das Wort bedeutsam, gewichtig, oben 111: Da versetzte bedeutend — die Mutter, steht es für zurechtweisend.

127. — — — Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.

Diese schönen Verse widersprechen nicht dem ebenso gehaltvollen und beliebt gewordenen Satze aus „Torquato Tasso" (I, 2):

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Der Charakter bewährt sich freilich in einem nach bestimmten Grundsätzen geregelten, entschiedenen, kraftvollen Handeln, und wie die Tugend keine Kenntniß, sondern eine durch Uebung gewonnene Festigkeit im Guten ist, scheint es, kann der Mensch auch nur im Leben selbst, wo ihn manche Collisionen auf die

Probe ſtellen, ſich jene Feſtigkeit und Willensſtärke aneignen. Es iſt aber zu bedenken, daß die Richtung des Willens aus Anſichten, Grundſätzen und Neigungen hervorgeht und daß dieſe am Sicherſten unter dem Schirme des Hauſes zu einer geſunden und reifen Entwickelung gelangen. Vorzüglich iſt das ſtille Studierzimmer ein geeigneter Ort für die Aufklärung der Gedanken, für die Läuterung der Grundſätze und die Gewöhnung an edele Intereſſen. Wer ſich dieſer Cultur des Geiſtes und Gemüthes mit eingehendem Nachdenken und empfänglicher Seele befleißigt, der reifet wirklich im Stillen zur That und beſſer als im Geräuſche wilden, ſchwankenden Lebens. Denn dieſes muß jeden Jüngling verderben, welcher vielleicht in dem Wahne, dadurch ſeinen Charakter zu bilden, ſich Gefahren bloßſtellt, denen er in keiner Weiſe gewachſen iſt.

141. — Die mir das Herz zerreißen.

Ein Herameter mit nachdrucksvollem ſpondeiſchen Ausgange, wie I, 89: wovon noch nichts verkauft iſt, IV, 21: der würdige Burgemeiſter, IV, 214: im traurigen Hin- und Herziehn.

146—227.

Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter, —
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Vor der theilnehmenden Mutterliebe mag Hermann nicht mehr ſeine ſpröde Zurückhaltung behaupten und die lange bewältigte Empfindung bricht unter lautem Weinen hervor. Mit beredten Worten, wie es zu ſein pflegt, wenn das gepreßte Herz ſich endlich Luft ſchafft, offenbart er die Urſachen ſeiner ſchmerzlichen Aufregung: die kränkenden Vorwürfe des Vaters, den er doch von Kindheit an geehrt, wie es die Eltern nach ihrer treuen Fürſorge verdienen, und das auflöſende Gefühl ſeiner Vereinſamung, denn das ganze herrliche Beſitzthum, welches ihm der Fleiß des Vaters bereitet, habe für ihn

keinen Werth mehr, da er der Gattin entbehre. Dies Letztere war nun nicht der Wille des Vaters, Hermann mag nur nicht deutlicher reden. Die Mutter kommt ihm zu Hülfe. Sie hat in seiner Seele gelesen und spricht nun selbst sein Geheimniß aus. Jetzt erklärt er mit kurzen lebhaften Worten, wie es der endlichen Befreiung der Brust und der Dringlichkeit der Sache gemäß ist, daß er wirklich das vertriebene Mädchen gewählt und sie entweder noch heute gewinnen müsse oder, da selbst die Liebe der Mutter ihn über ihren Verlust nicht trösten würde, bei dem Vorsatze bleiben wolle, den ihm die Verzweifelung eingegeben.

Scheinbar haben wir es hier nur mit der fortschreitenden Handlung zu thun; wie überall, weiß der Dichter jedoch in ihr Motive zur volleren Darstellung der Personen und der Zustände zu finden. So hören wir hier von dem sonntägigen Kirchenbesuche des Wirthes, wir werden darauf aufmerksam, wie ihn sein lebhaftes Temperament mit der feierlichen Bürger- und Rathsherrnwürde in einen heitern Widerspruch verwickelte, es bestätigt sich seine Liebe zu einer gemächlichen Hauskleidung, die Erwähnung der Streitigkeiten mit den Collegen und ihrer Ränke giebt einen kleinen Nachtrag zur Geschichte seiner Amtsverwaltung, die früher so friedlich und durchaus erfreulich erschien, wir erfahren endlich, wie er rastlos für seinen Sohn die Güter zu mehren bedacht ist. Dabei wird das Bild des schönen Besitzthums aufgefrischt und abgeschlossen. Wir blicken von dem Birnbaum bis zu dem Wohnhause und dem Wirthschaftshofe zurück und vergegenwärtigen uns, was wir auf dem weiten Wege wahrgenommen, jetzt liegt auch die endlose Reihe der fruchtbaren Aecker vor unseren Augen. Die Mutter wiederum zeigt sich nicht nur liebevoll und verständig wie immer, sondern der Dichter giebt uns einen überraschenden Beweis von ihrer feinen Beobachtungsgabe. Was hatte ihr das Geheimniß des Sohnes enthüllt? Ihr war wohl gleich anfangs nicht der wärmere Antheil entgangen, mit welchem Her-

mann ſein Zuſammentreffen mit dem merkwürdigen fremden Mädchen erzählt hatte. Sein Schmollen über das langſame Einpacken und der argloſe Zuſatz:

Gern hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten,

waren ihr vielſagende Winke. Dazu kam die plötzlich erwachte Luſt zu heirathen, die bittere Stimmung gegen die auf ihre vornehmere Bildung eitele Kaufmannsfamilie, die dauernde Abneigung gegen die jüngſte Schulfreundin: dies Alles brachte ſie mit Hermann's Denkweiſe und mit dem, was im Hauſe vorgefallen, in Zuſammenhang und errieth die vergeblichen Wünſche, die ihn zur Verzweiflung trieben. Außerdem lernen wir die des Erfolges ſichere Entſchloſſenheit kennen, die ihr eigen iſt, obgleich ihr die Thränen leichtlich ins Auge kommen. Wahrhaft bewundernswürdig iſt endlich die Geſchicklichkeit, mit welcher Goethe hier eine epiſodiſche Schilderung aus Hermann's Vergangenheit, die zugleich zur Beſtimmung ſeines Charakters dient, in die Handlung verwebt. Schon in dem Knaben war der Jüngling vorgebildet. Wir erkennen dieſen in jener Gutmüthigkeit, mit der er ſich die Tücke Anderer gefallen läßt, in der blinden Wuth, wenn ihm endlich doch die Geduld reißt, in dem herrlichen Gefühle, daß eine Mißachtung des Vaters ſeine eigene Sache iſt; denn die Eltern zu ehren war ſein Erſtes und Liebſtes, und ſolchen Kindern wird es zuletzt wohlgehn. Wie ſchön iſt es endlich, daß nun auch Hermann's letzte Vergangenheit für die Phantaſie kein leerer Raum bleibt. Viele Jahre hindurch hat er in ſeinem einſamen Giebelzimmer an ſich ſelbſt genug gehabt. Ohne Wunſch, mit ſtiller, harmloſer Freude blickte er auf die Gärten nieder, in die Gefilde und in die Welt hinaus. Doch ein Tag iſt nicht wie der andere. Endlich erfaßt ihn das Gefühl der Verlaſſenheit, bei ſeiner innigen Natur ſteigert ſich der leiſe Schmerz zur quälenden Sehnſucht. So lange die Arbeiten des Tages den Einſamen zerſtreuen, fühlt er nicht, daß die Geſelligkeit einer

der mächtigsten Triebe ist, aber er wird sich ganz verarmt scheinen, wenn er aus dem Fenster seiner Dachkammer in den Morgen hinausschaut, der die Welt der Pflanzen und Thiere mit einem frischen, fröhlichen Lebensgefühle erfüllt, und mehr noch, wenn sich die Außenwelt vor ihm mit den Schatten der Nacht verschleiert und das sanfte Mondenlicht, das alle weichen Empfindungen rege macht, in ihm das Verlangen nach einem Herzen erweckt, welches ihm bleibt, wenn Alles schwindet. So redete die Natur endlich zu Hermann in einer anderen Sprache und er erwartet von Dorotheens Liebe eine Entschädigung für seine ganze freudenlose Jugend.

148. Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege.

Etwa die Männer denken nur an das Ziel, nicht an die Mittel? oder sie schreiten, wenn etwas fehlschlägt, gleich zum Aeußersten, wie hier Hermann in den Krieg will? Ein seltsamer Ausdruck ist auch: die Hinderniß treibt sie vom Wege; nach dem Sprachgebrauch würde dies wohl bedeuten: es bringt sie von dem rechten Wege ab, gemeint ist aber, daß sie es ganz aufgeben, den Weg, der zum Ziele führt, weiter zu verfolgen.

150. Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

Bei Euripides werden die Weiber oft gerühmt und gescholten, weil sie geschickt sind, Listen zu ersinnen, welche Kunst ihnen die Natur zum Ersatz für die Stärke des Mannes gegeben. Den Umweg wandeln hat hier mit den krummen Wegen des Truges nichts gemein und bezeichnet nur die Beharrlichkeit und Klugheit, mit welcher die Frauen mancherlei, nach den Umständen berechnete Mittel versuchen, während die Männer nichts verstehen, als gerade auf die Sache loszugehen und wenn sie auf ein Hinderniß stoßen, rathlos sind und umkehren. Goethe erzählt (XXVI, 327) von seiner eigenen Mutter, daß es ihr niemals an Hülfsmitteln fehlte, das Vorgesetzte oder

Gewünſchte zu bewerkſtelligen und ſo auch eine Einwilligung des Vaters zu erlangen.

161. Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.

Hermann nennt dieſe Zeit dunkel, weil das Kind noch verworrene Begriffe hat und nicht ſelbſt das Rechte erkennt.

167. Lachten ſie über das Band der Mütze —.

Es war durch den Rand der baumwollenen oder batiſtenen Nachtmütze ein Band gezogen, theils um dieſelbe enger und anſchließender zu machen, theils zur Zierde, weshalb man hauptſächlich die rothe Farbe gewählt zu haben ſcheint. Dieſer an die Weibertracht erinnernde Kopfſchmuck muß damals ſchon altmodiſch geweſen ſein. Voſſens Pfarrfrau macht ſich den Scherz, ihren Schwiegerſohn mit demſelben zu verſehen (III, 617):

Bracht' die Mütze ſodann, die batiſtene, welche mit rothem,
Flammig gekräuſeltem Band' und dem Quaſt von Kanten gezieret,
Urgroßväterlich ſtrotzt'; und das Mütterchen lachte behaglich.

In „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren" wird ebenfalls eine ſolche Mütze erwähnt: „Sie ließ ihn ſeinen Rock ausziehen und in den ſeidenen Schlafrock des Grafen hineinſchlüpfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf" ꝛc. (XVIII, 305).

184. Denn der Vater wird alt und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.

Abermals eine Stelle, die ſich leicht wegließt und doch vollkommen unverſtändlich iſt. Hermann mag Folgendes im Sinne haben: Wie der Vater, ſo werde ich ſelbſt älter; ich theile ſeine Arbeiten und Sorgen, habe aber nicht dieſelbe Freude an dem Segen unſeres Tagewerkes, weil ich nicht ſelbſtändig wirthſchafte und nicht meine eigenen Aecker beſtelle. Die Worte laſſen noch manche andere Deutung zu, ich habe

mich jedoch für diese Auffassung entschieden, weil die Mutter entgegnet, daß ihm, wenn er heirathete, die Arbeit des Tages freier und eigener werden möchte, und weil er sich später bei der Verlobung mit Dorotheen erst im rechten Besitze seines Eigenthumes fühlt (IX, 311):

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.

186. Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen, Reichen Gebreite nicht da.

Die Gebreite sind nebeneinander fortlaufende breite Aecker. Aus dem Beiworte entstand ein Substantiv mit der Sammelform und das Hauptwort wurde weggelassen. Außer dem verwandten, ebenfalls ein Feld bezeichnenden Gelänge mag es kein anderes Beispiel von einer so freien Wortbildung geben.

189. Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache.

Telemach's Schlafkammer hat eine ähnliche Lage (Odyss. I, 426):

Doch Telemachos selbst, wo im prangenden Hofe die Kammer
Hoch erbauet ihm war, in weitumschauender Gegend,
Dorthin ging er zur Ruhe.

(Voß.)

194. Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt.

Man vergleiche hiermit die schöne Schilderung Goethe's aus seiner eigenen Jugend (XXIV, 15,) wie sein liebster Aufenthalt, als er heranwuchs, ein Zimmer im oberen Stock war, von wo man über die Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle in eine schöne, fruchtbare Ebene hinaussah und wie hier frühzeitig in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und der Sehnsucht erwachte. Außerdem wohnte er im Giebel (XXV, 202).

208. Denn dein Herz ist getroffen.

Dies ist nicht etwa eine Anspielung auf die abgenutzte Mythe

von Amor's Pfeilen, sondern die Mutter bemerkt, daß Hermann's Herz von einem besondern Ereigniſſe ergriffen ſein muß, da ſeine Empfindungen ſich mit ungewöhnlicher Regſamkeit und in beredter Sprache äußern.

210. Liebe Mutter, Ihr ſagt's,

eine Bejahung nach der Sprache der Bibel.

223. Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einzig geliebte, davon ziehn.

Voſſens Pfarrer erinnert die eigene Frau daran, wie ſie einſt an ſeiner Hand Vater und Mutter verlaſſen habe (II, 63) und ſagt dann auch zu der Tochter (III, 360):

Geh denn, Tochter, in Frieden; vergiß Dein Geſchlecht und des Vaters
Wohnungen; geh' an der Hand des Jünglinges, welcher von nun an Vater und Mutter Dir iſt!

Hermann geſtattet ſich bei der Berufung auf die Worte der Bibel eine den Umſtänden gemäße Abänderung. Auf den Vorderſatz: Auch der Jüngling weiß nichts mehr von Mutter und Vater, ſollte eigentlich folgen: wenn er mit dem geliebten Mädchen davon zieht, nicht: wenn er ſie davon ziehen ſieht. Er betrachtet ſein Verhältniß zu Dorotheen als einen im Geiſte geſchloſſenen Bund, der dieſelbe Wirkung hat, auch wenn er ſie niemals wieder erblicken ſollte.

228—252.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter: —
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Aus der Entgegnung der Mutter erfahren wir, daß der Wirth in etwas den Leuten gleicht, die in unſerer ältern Komödie unter dem Namen der gutherzigen Polterer aufzutreten pflegten. Alles ſoll nach ſeinem Willen gehn, nur ſeine Mei-

nung soll gelten. Wie jedoch ein freundlicher Abend hereinbricht, nachdem sich der schwüle Tag des Gewitters entladen, so folgt auf jene, durch ein Räuschchen erhöhte Leidenschaftlichkeit eine milde, fast weiche Stimmung. Unter den goldenen Sprüchen Goethe's findet sich folgender (II, 250):

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben,
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Zu diesen edelen Naturen gehört der Vater Hermann's. Bei seinem rechtlichen, wohlwollenden Sinne wird er, wenn Anderen in der Aufregung zu viel geschah, das Unrecht vergüten und aus Begierde, seine Schuld zu tilgen, hierin weiter gehen, als man erwarten konnte. Hermann mag dieses auch selbst erfahren haben. Die Mutter weiset, wie das bereits in der Einleitung auseinandergesetzt wurde, auf eine wahrhaft verständige Art seine übertriebenen Klagen zurück, sie hält ihm seinen eigenen Starrsinn vor und als sie ihn daran mahnt, daß der Vater doch ein gutes Wort verlangen könne, macht er weiter keine Einrede. Sein schöner kindlicher Sinn gewinnt die Oberhand und vertrauensvoll kehrt er mit der Mutter in das Haus zurück, um den Vater zu bitten, daß er seine liebsten Pläne einem, wie es scheinen mußte, grillenhaften und höchst bedenklichen Verlangen des Sohnes opferte.

243. Aber es kommt der Abend heran und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist.

Die Mutter wünscht zwar den Beistand der Freunde zu benutzen, es ist aber doch ein Beweis von der großen Herzensgüte ihres Mannes, daß sie im Widerspruche mit jenen Worten den Versuch sogleich wagen darf; denn es ist noch nicht Abend, die Disputationen mit den Freunden sind eben im besten

Gange und den Wein, der jegliche Kraft seines heftigen Wollens aufregt, hat sie selbst den Herren auf den Tisch gesetzt.

250. Also sprach sie behende und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden.

Wie viele Male dringt uns die Naturwahrheit der Darstellung den Gedanken auf, daß Goethe hier wirkliche Personen schildere und daß ihm vielleicht sein eigenes Vaterhaus die Grundzüge zu dem Leben dieser Familie geliefert. Er selbst und seine Mutter gestatten eine zwanglose Vergleichung, sein Vater ist zwar dem Wirthe nicht so ähnlich, hat aber mit demselben doch einige wesentliche Eigenschaften gemein und was die Hauptsache ist, die Eltern und der Sohn stehen zu einander in dem entsprechenden Verhältnisse, nur daß das Gedicht manchen grellen Mißklang gedämpft hat. Man achte nur auf folgende Mittheilungen aus Goethe's Leben. „Ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Consequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtsein heranwuchs. — Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter hielten" (XXV, 20). Die Schwester hat Goethe nicht in das Idyll hinübernehmen wollen, außer daß Hermann der seinigen als einer frühe verlorenen gedenkt (VII, 66) und hiezu stimmt aus der Biographie (XXV, 22): „Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor" ꝛc. Bei aller Abweichung im Einzelnen scheint das Verhältniß des Wirthes zu Hermann von einer Eigenheit hergeleitet zu sein, die Goethe's Vater ebenfalls an sich hatte. „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst

abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte" (XXIV, 44). Demnach hatte auch hier eine gute, verständige Mutter für den Frieden des Hauses zu sorgen. „Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde" (XXVI, 92). Hermann's Mutter heißt, wie Goethe's eigene Mutter, Elisabeth.

Gegen den Sprachgebrauch wäre etwa Folgendes: 84. Sie rufen die Jugend aus allen Enden zusammen, für von allen Enden, 235. Gar manches ausreden für herausreden, 246. Er erzeigt Andern lebhaft ein Unrecht, für bei seiner Lebhaftigkeit, 250. Sich vom Steine heben, für erheben; so auch in einem Epigramm (I, 408): wie man sich über Besiegte hebt.

Polyhymnia.

(Fünfter Gesang.)

Der Weltbürger.

Die Rhapsodie zerfällt in fünf Haupttheile. Der Wirth und seine Freunde unterhielten sich noch in dem Saale und wir vernehmen das Ende ihres Gespräches. — Dann tritt die Mutter mit Hermann ein und der Vater erfährt ihr seltsames Anliegen. — Sie haben nicht vergeblich auf den Beistand des Geistlichen gerechnet, und noch mehr Erfolg hat der vermittelnde Vorschlag des Apothekers, daß man über das fremde Mädchen Erkundigungen einziehen möge. — Hermann fährt

die Hausfreunde zum Lindenbrunnen hinaus; hier bleibt er selbst zurück und sie gehen in das Dorf, wo die Auswanderer rasten. — Den Beschluß macht die Unterhaltung des Geistlichen mit dem Richter der Gemeinde.

Der Weltbürger. Diese seltsame Ueberschrift führt so wenig in den Inhalt des Gesanges ein, daß man sogar gezweifelt hat, ob der Geistliche oder der Dorfrichter gemeint ist. In den Reden des ersteren kann ich gar nichts entdecken, was den Beinamen rechtfertigte, und so bliebe nur der zweite übrig, obgleich davon abgesehen, daß von ihm nur das letzte Fünftel des Gesanges handelt, auch seine Haltung nur in den allgemeinsten Beziehungen den Begriff des Wortes wiedererkennen läßt. Im 18. Jh., namentlich gegen das Ende desselben, huldigten unsere Dichter und Denker dem Kosmopolitismus, der als die schönste Blüthe der Sokratischen Philosophie betrachtet wurde. Das Wort bezeichnete zunächst nur den Gegensatz zur nationalen Engherzigkeit. Man wollte in dem Bürger jeder Nation allein den Menschen sehen; man wollte, indem der Begriff des Kosmopolitismus in den des Humanismus überging, in sich selbst und in Anderen den reinen Menschensinn ausbilden und eifrigst die Wohlfahrt der Menschen fördern, gleichviel, welcher Nation, welcher Kirche, welchem Stande sie angehörten. Dieser Kosmopolitismus oder Humanismus bewirkte, daß die französische Revolution am Anfange solche hochherzige Grundsätze aufstellte. Nun erhielt das Wort eine politische Farbe und wurde auf die Vertretung der Menschenrechte, auf den Kampf für die Freiheit des Bürgerstandes und unterdrückter Völker bezogen. In diesem Sinne nennt sich der Marquis Posa einen Weltbürger. Wenn nun der Dorfrichter ebenfalls zu den Weltbürgern gehören soll, so kann nicht mehr jener allgemeine ideale Humanismus, sondern nur sein Interesse für die politischen Ideen des Kosmopolitismus gemeint sein, wozu der Uebelstand kommt, daß sich dieses republikanische Weltbürgerthum ihm selbst in einen schönen Traum

aufgelöst hat und daß er sich gewiß nicht zu den neuen Weltbürgern zählen möchte, die er uns nachher schildert.

1 — 38.

Aber es saßen die drei noch immer sprechend zusammen, —
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Damit keine Lücke in der Erzählung entsteht, sollen wir uns denken, daß die Männer inzwischen ihr Gespräch eifrig fortgesetzt. Dies wird nicht bloß angegeben, sondern wir hören das Ende ihrer Unterredung und dieselbe muß auf keinen anderen Gegenstand übergegangen sein. Vorhin hatte sich der Wirth für ein strebsames Fortschreiten erklärt, der Apotheker dagegen seine Scheu vor allen Neuerungen und Verbesserungen bekannt, der Pfarrer, von dem wir nach langer Pause wieder eine Aeußerung vernehmen, sucht die Gegensätze zu vermitteln und da er sich gegen den Wirth wendet, sollen wir glauben, daß dieser zuletzt gesprochen, und es ist sogar der Inhalt seiner Rede angedeutet. Ob Goethe hier Symbole der politischen Zustände aufgestellt, so daß an dem Wirthe der etwas exaltirte Fortschritt, an dem Apotheker die Reaction*) und an dem Geistlichen ein liberaler Conservativismus ihre Vertretung fänden, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls war es wohlgethan, solche Anspielungen im Dunkeln zu lassen, denn ein politisches Gespräch würde, da man in dem kleinen Städtchen keine Revolution macht, leicht nach einer leeren Kannegießerei ausgesehen haben, und wie dort die entgegengesetzten Richtungen der menschlichen Natur, das Fortstreben und der Stillstand, durch ganz nahe liegende Dinge, durch die Baulust der Bürger und andererseits sogar durch die unterlassene Vergoldung des Engels mit dem Drachen, veranschaulicht wurden, so beschränkt sich zuletzt die Auseinandersetzung

*) Nach Becker (S. 13) steht auch der Apotheker „auf der Seite des rastlosen Fortschritts".

des Pfarrers auf die Vergleichung einiger Gewerbe, wobei allerdings wieder das geistige Wesen des Menschen, aber mit gleichem Antheile seine äußere Wohlfahrt in Betracht kommt.

Vielleicht war der Wirth, auf Hermann's Hader mit den Töchtern des Kaufmanns und auf eine so erwünschte Verbindung zurückblickend, der Lobredner des Handels gewesen und hatte diesen, der alle Länder und Meere in sein Bereich zieht, von Unternehmung zu Unternehmung treibt und emsig Schätze sammelt, für den würdigsten und angenehmsten Beruf erklärt, worin sich wohl auch das Bessere kundgiebt, was geworden zu sein er früher wünschte. Dem tritt nun der Pfarrer mit der Bemerkung entgegen, daß die stille Freude an dem Gewohnten, der ruhige, genügsame Sinn, wie sie von der Stetigkeit der Natur und von dem Gewerbe selbst in dem Landwirthe ausgebildet werden, ebenfalls ihren Werth haben; hauptsächlich aber scheinen ihm die Lebensverhältnisse derjenigen glücklich, welche mit dem Ackerbau ein bürgerliches Gewerbe verbinden; denn sie fühlen nichts von dem Drucke, der den Landmann beschränkt, und lassen sich nicht durch einen Wetteifer mit reicheren und höher gestellten Leuten verwirren. Man pflegt hier Goethe das Lob zu ertheilen, daß er seinen Gastwirth aus einem für das Idyll ganz besonders geeigneten Stande genommen, da derselbe als Städter nicht in der geistigen Beschränktheit der Landleute stecken bleibe und wiederum durch den Ackerbau, der ihn in die Natur zurückführt, vor dem Unfrieden und den Verirrungen der Cultur geschützt werde. Dagegen regt sich das Bedenken, daß hier der Landmann, eben derselbe, welcher vorhin (V. 19) der ruhige Bürger heißt, vermuthlich gar nicht ein Mann vom Lande ist und eben deshalb auch nicht dem geistig mehr entwickelten Städter entgegengestellt sein kann. Denn Goethe scheint mit dem Pfarrer die Stadtbewohner selbst in drei Classen einzutheilen, in die kleineren Ackerbürger, welche allein von der Landwirthschaft leben, dann in diejenigen, welche neben dem Ackerbau ein bürgerliches

Gewerbe betreiben, Handwerker oder Gastwirthe sind, und endlich in die vornehmeren und reicheren Bürger, etwa die höheren Beamten und besonders die bedeutenderen Kaufleute, welche sich gar nicht mit dem Landbau befassen. Ferner steht fest, daß wenigstens der Pfarrer selbst hievon keine weitere Anwendung auf die Cultur macht, sondern mehr den gesicherten Wohlstand der zweiten Classe, die allerdings auch einfachere Sitten liebt, zwischen die beengende Dürftigkeit der ersten und den zum Luxus verleitenden Reichthum der dritten in die Mitte stellt. Daher bezeichnet er es dem Vater als ein Glück, daß Hermann sich in diesem genügsamen, mit einem mäßigen, aber ausreichenden Besitze ausgestatteten Mittelstande wohl fühle und auch kein vornehmeres Mädchen heirathen möge, das vielleicht nur einem eitelen Aufwande ergeben wäre. Somit fand die Mutter, als sie jetzt mit Hermann eintrat, ihr Gesuch bereits durch eine passende Vorrede eingeleitet.

6. — — — Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.

Der Pfarrer braucht hier fast dieselben Worte, mit denen er früher (I, 90) den Trieb zum Fortstreben, welchen er jetzt durch einen Gegensatz auf seinen rechten Werth beschränkt, gerühmt hatte.

13. Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Es lohne nicht, Schätze auf Schätze zu häufen, da man wenig braucht, wenn man sich mit dem Nothwendigen begnügt, und nach kurzer Zeit von der Erde scheidet, um Alles zurückzulassen. Der Wirth war vorhin (II, 167) anderer Meinung gewesen. Sehr oft treten zwei Sittensprüche einander entgegen, weil jeder nur in einer Hinsicht wahr ist und das Correctiv seines Gegentheils sein soll. In den Sagen von Alexander dem Großen geben uns die Philosophen, welche an seiner Leiche

ſtehen, zu bedenken, daß der König von ſeinem unermeßlichen, mit ſo viel Unruhe und Gefahr erworbenen Reiche nicht mehr behalte als 7 Fuß Erde, wie der gemeine Mann. Andererſeits hatte Alexander ſelbſt mit Recht den Gymnoſophiſten vorgehalten, daß die Welt in Fäulniß gerathen würde, wenn ſich alle Menſchen einer reſignirenden Geringſchätzung des Irdiſchen hingäben, und ſo ruft auch König Lear (II, 4):

Gieb der Natur nicht mehr als die Natur bedarf,
Was hat der Menſch dann vor dem Vieh voraus?

Daher iſt jeder Gemüthszuſtand gut, ſowohl die Genügſamkeit wie die Luſt zu ſchaffen und zu erwerben, wenn ſie nur nicht die natürlichen Grenzen der Vernunft überſchreiten.

19. Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.

Eine vortreffliche, höchſt maleriſche Umſchreibung des Begriffes Ackerwirth. Welches ſchöne Bild gewährt es, wenn der Kleinbürger am Sommerabende einſam auf ſeinem Felde umherwandelt und mit ſtiller Freude das Gedeihen der Saaten betrachtet. Er bewirthſchaftet außerdem ſein väterlich Erbe, die paterna rura; es iſt daſſelbe Feld, auf welches er ſchon als Knabe den Vater begleitete, um ſich mit allerlei kleinen Dienſten zu ſchaffen zu machen. So vererbte ſich auf ihn der idylliſch-patriarchaliſche Sinn, der einer der lieblichſten und wichtigſten Züge in dem Charakter unſeres Volkes iſt.

25. Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes;
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde ꝛc.

Stellt man den Einfluß des geſetzmäßigen Schaffens der Natur und der ruhigen, einförmigen Gewerbthätigkeit auf die Denkweiſe des ſchlichten Landmannes unter den politiſchen Geſichts-

punkt, so bietet Schiller's Wilhelm Tell (II, 2) eine Ergänzung zu dieser Stelle dar:

Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment:
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.

34. — der vielbegehrenden Städter.

Goethe ist hier mit den Worten etwas sorglos umgegangen. Der Kleinbürger ist vorhin ein Landmann genannt (V. 19 u. 33), weil er Ackerbau treibt, und wird nun hier, obgleich er doch auch ein Stadtbewohner ist, den Städtern entgegengestellt. Diese letzteren gehören zu der vornehmeren Classe, welche gar nichts mit dem Landbau zu thun hat.

39 — 107.

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein, — Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Nunmehr war der Augenblick zu einem ernsten und schweren Unternehmen gekommen. Der Vater sollte bewogen werden, seine Zustimmung zu einer Sache zu geben, gegen die er sich ahnend, daß so etwas kommen würde, schon im Voraus mit heftigen und bittern Worten erklärt hatte. Auch diese Scene ist mit großer Lebens- und Seelenkenntniß behandelt. Auf eine einfache Fürbitte der Mutter würde der leidenschaftliche Mann dennoch vielleicht mit einem consequenten Nein geantwortet und sich dadurch wider Willen die Hände gebunden

haben. Nun richtet es der Dichter so ein, daß der Wirth gar nicht zum Worte kommt, daß vorher eine Person nach der andern sich für Hermann erklärt und daß endlich ein vermittelnder Vorschlag die Entscheidung hinausschiebt. Zuerst stellt sich die Mutter mit dem Sohne vor ihn hin, aber nicht mit kleinlauter Bangigkeit, sondern sie scheint voll Freude und Dankes zu sein, daß ihnen ein großes Glück widerfahre, da Hermann jetzt die geheimen und angelegensten Wünsche der Eltern zu erfüllen bereit sei. Ehe der Wirth Zeit hat, sich recht darauf zu besinnen, ob er das, was die Mutter ihm in den Mund legt, wirklich einmal im vertrauten Gespräche geäußert, bestürmt ihn der Geistliche mit bedeutungsvollen Maximen und Sentenzen, die zu bezweifeln Jeder Scheu trägt: Der Augenblick entscheide über das Geschick des Menschen, die Gaben kommen in ihren eigenen Gestalten von oben herab, glücklich sei der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reiche, und wahre Neigung verwandele sofort den Jüngling in einen Mann. Rasch fällt der Apotheker ein, dem ein kluger Rath in den Sinn gekommen, und endlich erfährt der Wirth, daß auch dem Sohne die Zunge gelöst ist, die ihm lange Jahre im Munde gestockt. Und wie nun Hermann, in der Gewißheit des Ausganges, den Vorschlag des Nachbars annimmt, mag er selbst nicht widerstehen und spricht:

Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.

Nicht minder bemerkenswerth, wie das kluge oder schlaue Verfahren der Mutter und der schöne Ernst, mit welchem der Geistliche in die Sache eingreift, sind die Reden des Apothekers und Hermann's. Nicht oft wird es in einem Gedichte vorkommen, daß Jemand mit jedem Satze, den er ausspricht, einen besondern Zug seines Charakters enthüllt. In den wenigen Worten des Apothekers erkennen wir aber seine Vorliebe für die Mittelstraße, die Achtung vor den Lebensregeln des

Sprüchwortes, seine Dienstfertigkeit, an welcher die Eitelkeit Antheil haben mag, den Stolz auf seine Klugheit, der sich gleichwohl in die bescheidenste Form kleidet. Jene Verwegenheit des Pfarrers, den Augenblick und die Eingebung des Instinctes über einen für das ganze Lebensglück des Menschen so wichtigen Schritt entscheiden zu lassen, mußte ihm äußerst bedenklich erscheinen. Denn seiner Gesinnung hätte nur die Mahnung Schiller's: Prüfe, wer sich ewig bindet, entsprochen, wie er selbst vielleicht deshalb ein Junggeselle geblieben war, weil er niemals mit dem Prüfen fertig werden konnte. Auch an dieser Stelle ist ersichtlich, daß der Dichter den wunderlichen Mann zwar mit heiterer Ironie behandelt hat, aber keineswegs lächerlich machen wollte. Bei einer unbefangenen Erwägung der Umstände wird uns sein Vorschlag vielleicht mehr gefallen als die übertriebene Zuversicht des Geistlichen,*) und wenn Hermann auch die Sache nicht dem Apotheker allein überlassen mag, so ist doch das Lob, welches er ihm trotz des Stiches auf die Unmündigkeit der Jugend ertheilt, offenbar ehrlich gemeint. — Hermann erhält von dem Pfarrer das schöne Zeugniß, daß er von Kindheit an, nur was seinem reinen Sinne gemäß war, erstrebt und festgehalten. Man beachte nun auch seine Rede, als er sich gedrungen fühlt, selbst zu sprechen. Das Herz quillt ihm über. Nur dasselbe Schicksal, welches jetzt sogar die Könige nicht verschone, werfe einen Schatten auf Dorotheens Erscheinung; selbst ohne Hülfe, sei sie Anderen hülfreich. Warum sollte nicht aus der trüben Zeit auch für ihn ein Glück hervorgehen können, wie jener Brand den Eltern zum Segen gereichte? Die Wärme macht ihn beredt und dennoch bleibt er seinem Charakter gemäß einsylbig, da jeder kurze Satz einen neuen Gedanken enthält.

---

*) Nach Duentzer (S. 83) hätte freilich der Apotheker die Angelegenheit von der nüchternsten Seite aufgefaßt.

41. Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir, unter einander
Schwatzend, des fröhlichen Tags.

Dieser zufällige Rückblick auf das Vergangene belebt die Vorstellung von dem traulichen und heiteren Zusammenleben des Paares. Gleich im Eingange der Erzählung fanden wir sie unter dem schattigen Thore im Gespräche.

48. Sagten wir damals nicht immer, er solle selber sich wählen?

Die Mutter mag hier leicht etwas zu viel behaupten; sie selbst bemerkt ja eben, daß sie ihrem Hermann bald dieses, bald jenes Mädchen zudachten, und es steht wenigstens fest, daß der Vater in diesem Punkte sehr bestimmte Wünsche hegte. Auch von Hermann's Schwur, im ledigen Stande zu bleiben (V. 53) haben wir eigentlich nichts gehört!

57. — — — Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke.

Dem Augenblicke ist diese Macht zunächst deshalb beigelegt, weil er die Umstände gestaltet und ein unerwartetes Ereigniß herbeiführt. So hatte schon die Mutter geäußert (IV, 204):

Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten.

In demselben Sinne sagt Schiller (II, 23):

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Ferner ist der Augenblick so mächtig, weil auch jeder Entschluß nur das Werk eines Momentes sein soll, wie denn bereits Hermann (IV, 105) in Uebereinstimmung mit dem Geistlichen, der vielleicht sein Lehrer gewesen war, behauptet hatte, daß ein langes Bedenken nicht immer zu der besten Wahl führe. Das sei das Rechte, wofür sich unser Gefühl im ersten Augen-

blicke instinctartig entscheidet. Es ist schon bemerkt, daß dieser an sich sehr gefährliche Grundsatz unter gewissen Einschränkungen seine Wahrheit behält, und von besonderem Gewichte ist das hinzugefügte Wort:

es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

Denn es ist klar, daß der Mensch, dessen Herz und Sinn verworren ist, auch nach langer Ueberlegung kaum eine gute Wahl treffen wird; dagegen mag der, welcher gewohnt war, seinen Verstand zu gebrauchen und dem das Gute und Schöne gleichsam zur Natur geworden, so daß er es unmittelbar als mit seinem Wesen zusammenstimmend empfindet, sich wohl auf seinen Instinct verlassen und dem Augenblicke folgen dürfen. In den meisten Fällen ist aber diese Sicherheit des Gefühles in den Menschen nicht von Natur vorhanden, sondern er kann erst durch die Cultur des Geistes und Gemüthes zu derselben gelangen.

63. Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf.

Der Geistliche scheint Hermann schon als Knaben gekannt zu haben. Er ist jetzt nach ungefährer Schätzung 30 Jahre alt. War er so frühe ins Amt gekommen, daß er Hermann noch unterrichtet und eingesegnet hatte? oder war das Städtchen sein eigener Geburtsort?

69. Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.

Der Mensch pflegt sich ein Glück, auf welches er hofft, mit allen Nebenumständen vorzustellen, und wenn diese nicht zutreffen, verkennt er oft, daß ihm der Hauptsache nach vielleicht mehr zu Theil wird, als er gewünscht hat. So könne auch der Wirth an der Fremden leicht mehr Freude haben als an einer begüterten und vornehmen Schwiegertochter.

76. Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Hermann war nach seiner eigenen Meinung (IV, 127) in der Stille des Hauses allmählich zum Manne gereift. Der Richter hat eine solche plötzliche Umwandelung und Erhöhung des Wesens in der Schreckenszeit gesehen (VI, 100).

82. Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus Devise.

Wir pflegen heute ein sinnbildliches Abzeichen mit einem darunter gesetzten Sinnspruche, vielleicht auch das Bild allein, aber nicht einen bloßen Wahlspruch ohne das Bild eine Devise zu nennen. Das Wort hängt mit dividere, theilen, absondern zusammen und bedeutet Unterscheidungszeichen; so waren die Ritter an den Devisen auf ihren Schilden zu erkennen. Schon die Griechen hatten den Wahlspruch Σπεῦδε βραδέως, und dem Augustus legt Sueton (C. 25) das Festina lente bei. Unter Goethe's eigenen Lebensregeln findet sich (III, 259) das ähnliche Wort:

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

86. Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen das Mädchen.

Dieser Vorschlag war nicht allein für die betheiligten Personen, sondern für das Gedicht selbst sehr wichtig, denn nun tritt ein neues Motiv ein, an welchem sich die Handlung fortsetzt. Vater und Mutter denken gar nicht daran, die Fahrt mitzumachen, obgleich ihnen die Sache so sehr am Herzen liegt. Sie wollen Alles dem ruhigen Urtheil der Freunde überlassen.

88. Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Nach ihrem Werthe zu beurtheilen und bloße Worte von dem, was wahr ist, zu unterscheiden.

97. Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben.

Die Fluth oder der Sturm hebt ein Gebäude aus dem Grunde. Gewöhnlich vergleicht man nur die ganze Staatsordnung mit einem Gebäude. Der Gebrauch des Wortes ist hier auf Einrichtungen, Gesetze und Zustände der Gesellschaft und dann auch auf das Haus des Einzelnen ausgedehnt, welchen die gewaltsame Umwälzung des Staatswesens und der Bürgerkrieg um Besitz und Stellung gebracht haben.

99. Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?

Wie in der ältesten Sprache bedeutet hier Elend, aus eli-lenti entstanden, ein anderes Land, das Ausland. Goethe hat eine allgemeinere Kenntniß des Sinnes, der ursprünglich in dem Worte lag, vorausgesetzt.

105. Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn?

Hermann hätte den Satz besser auf Dorotheen angewendet, da er selbst bisher von Jammer und Noth unberührt geblieben.

108—182.

Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf: —
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

So vielfach ermahnt, giebt der Vater nach. In dem Bescheide offenbart sich seine ganze Herzensgüte, wobei es einen heitern Eindruck macht, daß er gleichwohl ein wenig schelten muß, um die Würde des Hausherrn und des Mannes von Charakter zu wahren. Zuerst wundert er sich, daß sein schweigsamer Sohn plötzlich ein solcher Redner geworden. Dann wird den beiden Freunden die Unart vorgehalten, daß sich die Nachbarn immer mit Frau und Kind gegen den Hausvater verschwören. Endlich bekommt auch die Mutter ihr Theil: sie nehme Hermann's Eigensinn in Schutz und er müsse es sich

schon ersparen, von ihren Thränen und seinem Trotze belästigt zu werden. Nachdem er so sein Ansehn gegen alle gesichert, hat er gegen den klugen Einfall des Apothekers nichts weiter einzuwenden, und Hermann eilt mit fröhlichem Herzen hinaus, um zu dieser Brautschau den Wagen zu rüsten.

Die folgenden Abschnitte gehören nach der Fülle des sinnlichen Details und der plastischen Anschaulichkeit zu den lieblichsten Nachklängen der homerischen Dichtung. Zunächst erblicken wir ein Seitenstück zu der in Lessing's Laokoon (1825, II, 271) hervorgehobenen Stelle der Ilias (V, 722), wo Hera, die mit Athene zu Zeus und dann in die Schlacht fahren will, ihre Pferde anschirrt, während Hebe den Wagen zusammensetzt. Ja die Darstellung Goethe's gewann dadurch, daß er uns nur den ländlichen Wohlstand zu schildern hatte, während dort die Pracht des olympischen Haushaltes das Auge weniger erfreut als blendet. Hermann's Angelegenheit hat eine günstige Wendung genommen. Mit froher Eile spannt er seine muthigen Hengste an den Wagen, auf welchem vielleicht noch heute das geliebte Mädchen einzieht. Auch der Leser zweifelt nicht an einem glücklichen Ausgange und hat Ruhe genug, seinem einfachen Geschäfte zuzusehen und sich an dieser Scene aus dem idyllischen Naturstande des Menschen zu erquicken. Hermann fährt nun mit den Freunden ab und hält an einem Lindenbrunnen, nahe bei dem Dorfe, wo die Auswanderer übernachten wollten. Auch diesen Platz hat das reine Schönheitsgefühl des Dichters mit einer wunderbaren Lieblichkeit geschmückt. Die Freunde sollten nun ohne Hermann in das Dorf gehen, und damit sie Dorotheen erkennen, beschreibt er ihnen ihre Kleidung. Es ist bekannt, wie sehr Lessing die Dichter tadelt, wenn sie in der Schilderung der körperlichen Schönheit mit den Malern wetteifern. Als einen Weg, auf welchem die Poesie hierin die Kunst des Malers wiederum einhole, bezeichnet er den, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Es kann nichts genauer übereinstimmen, als das, was Lessing

r Erläuterung dieſes Satzes (II, 323) hinzufügt und was r Dichter hier geleiſtet hat. Es werden nämlich Geſtalt und leidung Dorotheens zugleich zum Ausdrucke ihres inneren Beſens, und dies iſt es, was der körperlichen Schönheit einen iſtigen Reiz verleiht. Nicht nur Farbe und Schnitt der leider, ſondern auch die Sauberkeit und die Anmuth der= lben machen Dorotheen kenntlich, das zierliche Eirund ihres opfes iſt von einer freien und heitern Seele belebt, die arken Zöpfe und der volle Wuchs verſprechen eine feſte und üſtige Willenskraft. Außerdem läßt der Dichter ſeine Be= hreibung auf epiſche Weiſe in die Handlung eingreifen, und ährend ſie ſonſt ermüden würde, fühlen wir uns jetzt zur eobachtung angeregt; denn wir merken uns Alles genau, eil wir Dorotheen mit den Abgeſandten aufſuchen und an hrem Ausſehen erkennen ſollen. Zu bedauern iſt nur, daß icht ſchon hier des ſchwarzen Auges gedacht iſt, welches von ellem Verſtande leuchtete.

08. Da verſetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf.

Wohl zurechtweiſend, wie IV, 111, doch vielleicht auch wirklich edeutend weit, obgleich dieſe Geberde der Verwunderung an as Platte ſtreift. Unten (209) ſteht das Wort wieder für edeutſam, gewichtig.

23. Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch.

Woher mag Hermann wiſſen, daß Dorothea eine Waiſe iſt?

129. Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.

Hat Hermann auch Wort gehalten?

130. Und ſo ging er hinaus, indeſſen Manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Dieſelbe Wendung, wie in der letzten Zeile des vierten Ge= ſanges. Wenn der Schauplatz wechſelt, müſſen wir uns die Perſonen, die wir hier verlaſſen, beſchäftigt denken.

136. Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel.

Der Gegensatz zeigt, daß nicht die Kehlriemen gemeint sind, welche allerdings angeschnallt werden, sondern die Zügel der Zäume, welche man oben auf den Sielen an einem Ringe oder Haken, freilich nicht mit einer Schnalle befestigt. Die langen, breiteren Zügel sind die Leine.

138. — — — — wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.

Die Dienstfertigkeit des Knechtes ist nicht ohne Bedeutung, doch entspricht es dem höheren Style, in welchem unser Idyll angelegt ist, daß sich nicht ein gemüthlich derber Hans und eine treue Susanne unter den Personen befinden.

140. Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.

In manchen Gegenden ist Wage in diesem Sinne ganz unbekannt und man sagt dafür die Bracke. Daher hat sich hier die unrichtige Lesart: an den Wagen eingeschlichen. — Es ist auffallend, daß Homer, der doch sonst stets der concreten Bezeichnung den Vorzug giebt, zu den Personennamen das abstracte ἴς, μένος, σθένος und βίη hinzufügt und ohne den Ton erhöhen zu wollen erzählt, wie die Kraft des Idomeneus sprach oder die Kraft des Alkinoos sich aus dem Bette erhob. Von den deutschen Dichtern hat vorzüglich Schiller diesen Gebrauch in freier Weise nachgebildet. Wir lesen bei ihm: des Bogens Kraft spannen, mit des Schweifes Kraft zur Erde raffen, die ungeheure Kraft des Halses unter das Joch beugen, des raschen Boten jugendliche Kraft entsenden und Aehnliches.

142. Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den
Thorweg.

Die Herren steigen nicht vor dem Hause, sondern in dem Thorwege auf, in welchen eine Seitenthüre aus dem Saale führt.

145. Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.

Vielleicht waren mehre Thürme geweißt, vgl. III, 28.

151. Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet —.

Die ausführliche Beschreibung des Lindenbrunnens wäre ein überflüssiger Zierrath, wenn hier nichts weiter geschähe, als daß Hermann wartete. Es wird jedoch bereits die Darstellung seiner Zusammenkunft mit Dorotheen vorbereitet. Die schöne Umgebung soll nachher den Reiz ihres Gespräches erhöhen. Da aber alsdann unser Gemüth von einem tieferen geistigen Interesse erfaßt ist, würde eine Beschreibung stören, und deshalb werden wir im Voraus mit dem Orte bekannt gemacht.

155. Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.

Hatte man zur Sammlung des Quellwassers ein flaches Bette ausgegraben? oder war der Abhang abgegraben, so daß um die Quelle herum eine kleine Fläche entstand? Die Erwähnung der Treppe macht das Letzte wahrscheinlicher.

178. Redet nicht mit dem Mädchen und laßt nicht merken die Absicht.

Keineswegs fordert dies Hermann, weil Dorothea, wenn sie den Grund der Nachforschung merkte, sich etwa aus Befangenheit in einem ungünstigeren Lichte zeigen könnte, sondern sein Zartsinn sagt ihm, daß diese Prüfung für sie etwas Verletzendes hat, und für ihn selbst wäre es eine Entweihung des innigen Gefühles, welches ihn mit Dorotheen verbindet, wenn dieselbe zuerst durch Fremde von seiner Zuneigung Kenntniß erhalten sollte.

183 — 244.

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu, —
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Goethe bringt nun sein Idyll in einen näheren Zusammenhang mit der großen Weltbegebenheit, er verfährt jedoch dabei

mit weiser Mäßigung. Die beiden Abgesendeten kommen in das Dorf und mischen sich, um das ihnen bezeichnete Mädchen aufzufinden, in das Gedränge der fremden Männer und Weiber, aber diese bleiben alle im Hintergrunde und nur ihr Führer begegnet dem Pfarrer, um die Ereignisse, die sich im Nachbarlande zugetragen, und den Geist, der sie hervorrief, zu schildern. Die Theilnahme des Apothekers an dieser Unterredung würde nur gestört haben, weshalb sich der kluge Mann entfernt, um Dorotheen auszuspähen. Der Fremde wird sogleich auf epische Weise durch eine Handlung charakterisirt. Die Auswanderer sind in Streit gerathen und er stellt durch sein Ansehn und einige verständige Worte den Frieden her. Nicht ganz natürlich scheint die Anrede des Pfarrers, die sich in Sentenzen ergeht und die Gedanken weitschweifig ausspinnt, während er doch nur dem Fremden mit Artigkeit sagen will, daß man in ihm gleich das Oberhaupt der Flüchtigen erkenne.

184. Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen —.

Mit wie wenigen Worten giebt der Dichter ein malerisches Bild von dem Getümmel, welches auf einmal das ganze Dorf erfüllt. Die Straße ist mit Wagen bedeckt, die Häuser haben den Schwarm der Menschen nicht fassen können, und wie herrlich ist der unscheinbare Zusatz, daß die Kinder der Auswanderer sich plätschernd in Bache ergetzen. Es bestätigen sich hier die Worte des Geistlichen (I, 93):

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.

201. Unverträglich fürwahr ist der Glückliche.

Manche Ausgaben haben die falsche Lesart: unerträglich. Der Zusammenhang ist: Leider pflegen sich die Menschen ihre guten Tage mit Zanken zu verderben; im Unglücke sollte man doch wenigstens Frieden halten und einander Liebe beweisen, wie

man selbst auf Güte rechnet. Der Richter deutet hierbei auf den Vers der Bergpredigt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

211. Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert.

Die Erde schließt (nach dem Liede Gellert's) ihren Schoß auf, um uns mit Vorrath zu segnen. Nicht daß sie einige Gaben mit jedem Jahre, andere sogar mit jedem Monate erneuert, sondern Jahr und Mond zusammen bezeichnen den geordneten Kreislauf, in welchem sie Alles zu seiner Zeit aufs Neue hervorbringt. „Du machst den Mond, das Jahr darnach zu theilen; die Sonne weiß ihren Niedergang" (Psalm 104, 19).

215. Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten.

Man bedarf dann nicht seiner höheren Einsicht und er bleibt in der Menge gewöhnlicher Menschen verborgen.

218. Reißt das Gebäude nieder;

dasselbe Bild wie V. 97 oder hier auch wörtlich zu verstehen.

225. Ja, Ihr erscheinet mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Die Irren sind Gegenden, in denen man leicht verirrt. Die Wörterbücher belegen diesen Gebrauch mit Beispielen aus Luther's Bibel, aus Klopstock und aus Voß. — Der Richter soll uns als ein Mann von hervorragender Würde erscheinen, und dennoch konnte ihm das Idyll keine Gelegenheit bieten, sich durch eine bedeutsame Handlung auszuzeichnen. Goethe hilft sich daher auf eine kühne Weise. Indem er die Situationen vergleicht, stellt er den uns unbekannten Mann auf die Höhe der Völkergeschichte und läßt ihn unmittelbar an der Größe eines Josua und Moses theilhaben. Durch dasselbe Mittel verherrlicht er vorhin (93) Dorotheens Erscheinung; er reihet sie nach ihrem Schicksale an die herrlichen Männer von hoher Geburt, an Fürsten und Könige.

235. O, wir Andern dürfen uns wohl mit Jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Aus dem brennenden Busche redete Gott zu Moses auf dem Horeb, als er ihm befahl, die Kinder Israel aus Aegypten zu führen. Die Anderen sind also wohl nebst dem Richter die übrigen Väter der Gemeinde, welche den Auszug anriethen und leiteten. „Und der Herr zog (in der Wüste am Schilfmeer) vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht" (Exod. XIII, 21). Der Richter deutet darauf hin, daß auch die Gemeinde bei ihrer Flucht aus dem Lande des Schreckens auf wunderbare Weise den rechten Weg fand, ihren Verfolgern zu entkommen.

244. Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Mitunter behende kletternd und springend, wie die Sache selbst und der hüpfende Hexameter vermuthen lassen. Oben (190) wurden der Geistliche und der Apotheker zusammen die Späher genannt, hier soll das Wort wohl dennoch für den letzteren eine charakteristische Bezeichnung sein.

Von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche weichen in diesem Gesange folgende Ausdrücke ab: 99. im Elend streifen für umherstreifen; 104. sich über die Erde breiten für ausbreiten; 125. die Pferde schirren für anschirren; 142. Hermann rollte in den Thorweg; zwei Zeilen weiter thut es sein Wagen; 192. Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau, für: keine von allen, die erschienen, war die herrliche Jungfrau; 290. Die seltensten Zeiten, die die Geschichte bemerkt, für: als merkwürdig bezeichnet. Besonders auffallend ist 140. Abgemessen knüpften sie die Kraft der Pferde mit

saubern Stricken an die Wage, für: nachdem sie die Stränge abgemessen hatten, das Participium eines deutschen Deponens.

Klio.

(Sechster Gesang.)

Das Zeitalter.

Der Richter schildert in allgemeinen Umrissen die revolutionäre Bewegung, ihren idealen Anfang und die furchtbare Enttäuschung, woran sich ein Schluß auf die Natur des Menschen knüpft. — Dorothea wird aufgefunden; wir erfahren, daß sie in einer Gefahr und bei einem schweren Verluste eine herrliche Kraft im Handeln und Leiden bewiesen; außerdem ist ihre ganze Erscheinung der Art, daß sie auf die abgesendeten Männer den günstigsten Eindruck macht. — Hermann's Bedenken, ob Dorothea ihm auch die Hand reichen werde, nebst einer Episode über die in älteren Zeiten übliche regelrechte Brautbewerbung. — Der Entschluß des Jünglings, nun selbst Dorotheen aufzusuchen, um aus ihrem Munde sein Schicksal zu erfahren, und die Heimkehr der beiden Freunde.

Das Zeitalter. Auch diesmal müssen wir es mit der Ueberschrift nicht so genau nehmen. Eine Darstellung des Zeitalters enthält nur der dritte Theil des Gesanges und derselbe behandelt außerdem nicht dies eine, sondern vier Momente. Für die epische Entfaltung des Idylls hat Hermann's Bedenken die größte Wichtigkeit. Die Handlung bewegt sich nämlich um zwei Collisionen, in jedem Falle wird dann die Lösung durch ein retardirendes Motiv hinausgeschoben. Die erste Collision geht aus der entgegengesetzten Denkweise des Vaters und Hermann's hervor; der Vater giebt nach und die Sache wäre zu Ende, hätte er es ohne Vorbehalt

gethan. Jetzt war noch die Nachfrage in dem Dorfe nöthig. Wenn nun aber die Freunde genug erfahren, um die Eltern zu beruhigen und somit der Bedingung entsprochen ist, scheinen wir wirklich am Ziele zu stehen. Unerwartet stellt sich aber eine zweite Collision ein. Hermann's Hoffnungen gerathen mit seinem schüchternen Zartgefühl in Widerstreit; dieses veranlaßt ihn, Dorotheen als eine Magd und nicht als seine Braut in das Vaterhaus zu führen. Abermals ist endlich die Lösung nahe, der Geistliche kann das Wort aussprechen, welches Alle glücklich macht. Doch wiederum tritt ein retardirendes Motiv ein, indem sein absichtliches Zögern und der rasche Scherz des Wirthes die Entwickelung hemmen. Auf diese kunstvolle Weise hat der Dichter die Handlung angelegt, um für die Darstellung der Charaktere und der Zustände den nöthigen Raum zu gewinnen.

1—80.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte, —
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Die Erzählung des Richters von dem, was sich in seiner Gemeinde begeben, ist insofern ein charakteristisches Bild des ganzen Zeitalters, als die revolutionäre Erhebung in Paris selbst und an vielen Orten in Frankreich und auswärts denselben Gang nahm. Eine ausführlichere Beleuchtung der Ideen oder die Darstellung bestimmter historischer Thatsachen würde den eigentlichen Gegenstand des Gedichtes zu sehr verdeckt haben. Jetzt bleibt Alles in einer angemessenen Ferne. Nicht einmal Hermann selbst, sondern der Geistliche, nur der Hausfreund der Familie, vernimmt jenen Bericht. Außerdem macht das politische Interesse sogleich dem menschlichen Platz. Das eingewurzelte Vorurtheil, daß die Weltbegebenheit nicht zur Staffage, sondern als ein dem idyllischen Momente gleich stehender oder übergeordneter Theil zu dem Inhalte des Gedichtes gehöre, wodurch sich seine Handlung zur epischen Größe

steigere, nöthigt mich, in jedem einzelnen Falle auf diesen Punkt zurückzukommen, und so mag auch hier darauf hingewiesen werden, daß der Richter selbst von seinen Erlebnissen keine Anwendung auf den Staat, sondern auf die menschliche Natur macht, an deren edelen Kern er nicht mehr glauben mag, seitdem er die empörenden Gewaltthaten der Befreier und die tückische Rachsucht der Unterdrückten gesehen, daß andrerseits auch der Geistliche, wenn er dieses Gemälde zu düster findet, ganz in demselben Sinne gar nicht auf die glücklichen Folgen hinweist, welche dieser wilde demokratische Sturm wider die alte Ordnung der Dinge dennoch mit der Zeit für die Entwickelung des Staatswesens haben könnte, sondern sich darauf beschränkt, die moralische Würde des Menschen zu vertheidigen. Nur nach ihrer allgemeinen menschlichen Seite konnte die Revolution mit dem Idyll in Beziehung treten und von ihrer politischen und welthistorischen Bedeutung ist keine Einwirkung wahrzunehmen, außer daß sie den Entschluß befestigt, das friedliche Glück der Heimat gegen Feinde zu schützen, von deren Falschheit und roher Grausamkeit das Schicksal der Gemeinde Zeugniß giebt.

2. Was die Gemeinde gelitten, wie lang' sie von Hause vertrieben.

Auf die letzte Frage bleibt der Richter dem Geistlichen leider die Antwort schuldig. Wir würden, wenn wir die Weite des Weges erführen, die eigentliche Heimat der Auswanderer mit mehr Sicherheit bestimmen können. Duentzer (S. 54) bemerkt, daß das Gedicht sich hierin sogar widerspricht, da die Auswanderer nach den ersten Gesängen eben von Hause aufgebrochen, nach den letzten dagegen schon mehre Tage unterwegs sind.

4. Denn wir haben das Bitt're der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.

Schrecklicher ist wahrscheinlich nicht das Adverbium, sondern ein nachgestelltes Beiwort zu Jahre.

11. Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

Man lebt sich selbst, wenn man nicht von Anderen unterdrückt wird und ihnen den besten Theil seines Erwerbes abgeben muß. Das Band, welches viele Länder oder vielmehr die Bürger in vielen Ländern umstrickte, bezieht sich auf die Vorrechte der geistlichen und der weltlichen Herren, denen die Demokratie vorwarf, daß sie dem Fleiße des Bürgers müssig zusähen und auf seine Kosten schwelgten.

14. Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen —.

Es sind noch nicht Tage der Bedrängniß, sondern des Dranges, als ein kräftiges Streben und Schaffen hervorbrach.

24. — sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und Jedem die eigne Regierung.

Sie sicherten dem Lande, welches sich an Frankreich anschloß, die Selbständigkeit zu. Die alten Franken nahmen einen Baum zur Malstätte, wenn sie sich auf freiem Platze zu Berathungen, zur Gerichtssitzung oder auch zu Lustbarkeiten versammelten, und die Könige waren gehalten, an den jährlichen Maitagen das Volk oder seine Vertreter in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Nach dieser Sitte wurden jetzt wieder Bäume oder Stangen mit der rothen Mütze als Symbol der Volkssouveränität aufgerichtet und muntere Feste der Freiheit gefeiert. Standarten sind eigentlich die kleineren Fahnen der Reiterei.

40. Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen.

Diejenigen, welche die Freiheit gründen wollten, suchten bald einander zu unterdrücken und jede Partei strebte nach der obersten Gewalt. Die Anarchie gebar den räuberischen und

blutgierigen Despotismus der Jacobiner. Wie hier der Richter, wurden manche deutsche Männer, welche die erste Botschaft von der Wiedergeburt des Völkerlebens mit Begeisterung aufgenommen, an der Menschheit irre. So betrauerte Klopstock mit Abscheu und Schwermuth den Untergang seiner Hoffnungen. Selbst der kühne Schiller, welcher gewohnt war, an den Sieg der Vernunft zu glauben und große Zeiträume der geschichtlichen Entwickelung zu überblicken, bekannte sich einmal unverholen zu der Ansicht, daß dem ewig blinden Volke nicht mit des Lichtes Himmelsfackel gedient sei. Goethe hatte von Anfang an kein Vertrauen zu der Revolution und bemerkte schon in der Beschreibung des Römischen Carnevals (1788): „daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können" (XXIX, 276).

50. Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.

Nach Duentzer (S. 45) bezeichnet doppelt das Hinausgehen (des Betruges oder der Hoffnung?) über das gewöhnliche Maß. Der dunkele Ausdruck hat doch wohl einen anderen Sinn. Die Gemeinde hatte schon vorher vergeblich gehofft, daß sich die Zustände bessern würden; nun erschienen die Befreier, doch bald sah man sich wieder getäuscht, denn es folgte nur eine noch ärgere Knechtschaft. Man war also wirklich zweimal um das gehoffte Glück betrogen worden.

55. Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's.

Er nimmt den Schein an, als ob er es wirklich mit dem Besiegten gut meine, und behandelt ihn mit Schonung.

70. Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke.

Das Beiwort bezieht sich nicht bloß auf das stürmische, ungestüme Läuten. Die Glocke stürmt, indem sie das Volk zum Sturme aufbietet und hinreißt.

72. Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung.

Natürlicher wäre das Rüstzeug, weil jenes Wort nur von Waffenstücken und nicht von dem Ackergeräthe gebraucht wird.

77. — Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.

Die entsprechende Stelle in Schiller's Lied von der Glocke (1799) enthält, nur in anderer Ordnung, dieselben Gedanken, worauf schon Viehoff aufmerksam macht. Auch hier wird der verwilderte Mensch für schrecklicher erklärt als Löwe und Tiger. Des Richters Worte:

Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren,

werden dem Sinne nach mit der ewigen Blindheit des Volkes wiedergegeben. Der vorangehende Satz (V. 60): Nichts ist heilig ihm mehr, und der Schluß (V. 79):

Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb,

wiederholen sich mit noch bestimmterem Nachklange:

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.

81 — 122.

Trefflicher Mann! versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck: — Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde?

Der Pfarrer sucht die menschenfeindliche Stimmung des Richters damit zu mildern, daß eine Zeit der Schrecken doch auch die sittlichen Kräfte steigere und zu mancher edelen Handlung fähig mache. Der Andere läßt sich diesen Trost mit gutmüthigem Lächeln gefallen; er hat wirklich auch Dinge dieser Art erlebt und erzählt nun die hochherzige That Dorotheens,

womit das Idyll zu seinem eigentlichen Gegenstande zurückkehrt. Schon Humboldt hielt es nicht für passend, daß Dorothea durch diesen Kampf mit dem rohen Gesindel ausgezeichnet wird. Andere haben die Erfindung vertheidigt und wichtiger ist es, daß Goethe selbst keinen Fehlgriff anerkennen wollte. Die Entscheidung muß also dem Gefühle eines Jeden überlassen bleiben, doch steht es fest, daß die gewaltigen Schwertstiebe und das unter allen Umständen quälende Bewußtsein, einen Menschen getödtet zu haben, mit unseren vielleicht zu empfindsam gewordenen Begriffen von der Zartheit und Reinheit der weiblichen Natur einmal nicht verträglich sind. Außerdem bleibt es, selbst wenn sich Aehnliches zugetragen, eine Unwahrscheinlichkeit, daß vier oder noch mehr von der Rachsucht entflammte Soldaten vor einem Mädchen die Flucht ergriffen haben sollten, und man muß sich zusammennehmen, um nicht an eine Gasconade zu denken. Jene in der historischen Einleitung aus Goethe's Bericht über die Mainzer Belagerung angeführte Heldenthat der Frauen, nämlich die rasche Erstickung der in das Haus gefallenen Bomben, mochte nicht so glänzend sein, stimmte aber mehr zu dem Charakter des Geschlechtes.

103. Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.

Das Letztere ist der rechte Inbegriff des Muthes, was Goethe auch in einem Sinnspruch (II, 245) hervorhebt:

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!

106. Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb.

Die Männer waren alle gegen den Feind ausgerückt, wo aber war die Mutter der Mädchen, die bei der Erzählung dieses bedrohlichen Vorfalls gar nicht einmal nebenbei erwähnt wird? Sollten wir hier nicht ein Beispiel von jener, in der Einleitung besprochenen, nachträglichen Verzahnung vor uns

haben? Vielleicht beabsichtigte der Dichter anfangs nur, Dorotheens liebevolle Fürsorge für die Wöchnerin geltend zu machen, und er schaltete nachher die Kampfscene ein, die er dann, ohne den Widerspruch in den Nebenumständen auszugleichen, auf das Gut der Wöchnerin verlegte. So bleibt es immer befremdend, daß die Töchter auf der Reise nicht bei der Mutter sind (II, 32), und wir erfahren erst spät durch eine beiläufige Bemerkung (VII, 131), daß die Wöchnerin halberwachsene Töchter hat, die eben jene geretteten Mädchen sein sollen.

123 — 216.

Aber da trat herbei der Apotheker behende, —
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Der Späher hat mit Erfolg herumgeforscht. Er bringt dem Pfarrer die Nachricht, daß er Dorotheen aufgefunden, indem er sie an Aussehen und Kleidung wiedererkannt. Diese Stelle enthält einen auffallenden Homerismus. Goethe hat sich sonst das alte Epos nicht in den kleinen Eigenthümlichkeiten der Form zum Muster genommen. Homer liebt es, ganze Stellen zu wiederholen. Fragt z. B. Hektor (Ilias VI, 377): wo ging die weißarmige Andromache hin? Ist sie vielleicht zu einem Schwager oder zu den schöngekleideten Schwägerinnen oder in den Tempel der Athene gegangen, wo auch andere Troerinnen die schöngelockte furchtbare Göttin versöhnen? so wird die Frage nicht auf einmal verneint, sondern die Dienerin antwortet: Sie ist nicht zu einem Schwager, nicht zu den schöngekleideten Schwägerinnen u. s. w. gegangen. Solche und ähnliche Wiederholungen erwecken als Reste von der kindlichen Naivetät des Alterthums an ihrer Stelle eine angenehme Vorstellung, sind jedoch in neueren Gedichten nur eine erkünstelte Einfalt. Nun läßt hier Goethe den Apotheker dennoch Dorotheens Gestalt noch einmal und zwar ganz mit den Worten Hermann's beschreiben. Natürlich geschieht es,

amit wir uns ihr Bild recht bestimmt vergegenwärtigen önnen, es fragt sich aber gleichwohl, wie der Apotheker auf en sonderbaren Einfall geräth, sämmtliche Einzelnheiten und war ohne eine Aenderung des Ausdrucks aufzuzählen? Man ird über diesen Anstoß vielleicht durch folgende Auffassung er Sache hinwegkommen. Der Apotheker führt den Geist- ichen an den Gartenzaun und zeigt ihm Dorotheen. Er will hm nun beweisen, daß sie wirklich das gesuchte Mädchen ist. r beschreibt sie eigentlich nicht, sondern als ob er ein polizei- iches Signalement in der Hand hätte, vergleicht er mit dem- elben ihre Erscheinung und betont voll selbstgefälligen Eifers eden einzelnen Punkt, damit kein Zweifel bleibt, daß er irklich so geschickt gewesen, die Unbekannte zu entdecken. Wird die Stelle mit Ironie gelesen, so macht sie einen sehr eitern Eindruck, und davon abgesehen, daß der wunderliche Mann in seiner Rolle bleibt, hat der Dichter seinen Haupt- weck, uns Dorotheens Aeußeres noch einmal recht deutlich u zeichnen, auf eine natürliche Weise erreicht.

Der Pfarrer sieht mit Staunen seine Erwartungen über- roffen. Dorothea hat von der Natur die rechte Gestalt em- fangen, ihr Körper blüht in der rüstigen Kraft der Jugend nd sein sicherer Blick sagt ihm, daß die gefällige Anmuth der Wiederschein einer lautern und freundlichen Sinnesart sei. Der Apotheker will sich aber ebenfalls als Menschenkenner eigen. Ihn hat freilich nur die selbstsüchtige Vorsicht bei er Beobachtung des Lebens geleitet und so ist er zu der Ueber- eugung gekommen, daß man Keinem trauen dürfe, wofür er uch gleich ein passendes Sprüchwort bei der Hand hat. Sie venden sich an den Richter, und dieser rühmt das vortreffliche Mädchen, wobei wir noch Manches aus ihrem früheren Leben rfahren. Man verabschiedet sich jetzt von dem Richter und ies hätte, da es für die Haupthandlung etwas Gleichgültiges st, mit zwei Worten erzählt werden können. Der epische Dichter schmückt aber auch solche Nebendinge mit einem anzie-

henden Detail aus und sucht gelegentlich einen charakteristischen Zug zu verstärken. Der Pfarrer bringt daher dem Richter noch ein Goldstück für die Vertriebenen auf und der Apotheker beschenkt ihn, weil er gerade jetzt oder niemals Geld bei sich hat, mit ein paar Pfeifen Knaster. Den Werth dieser Gabe weiß er auf eine wohlfeile Weise zu erhöhen: er gäbe gerne Alles hin, wenn ihm nur etwas in der Tasche wäre; er öffnet mit Zierlichkeit den schönen Tabaksbeutel und der Knaster, von dem er nun doch noch die Hälfte zurückbehält, ist so gut, daß er ihn selbst loben muß.

128. Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter.

Er verschwindet hier, weil sie sich in seiner Gegenwart nicht vertraulich besprechen können, und später führt ihn sein Amt wieder die Straße herauf, damit sie ihn gleichsam im Vorbeigehn befragen können. Für den unruhigen Zustand, in dem sich die Gemeinde befand, hatte der vielbeschäftigte Mann sich vorhin vielleicht schon zu lange mit dem Pfarrer unterhalten.

133. Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen Kissenüberzug wohl.

Die rasche Verwendung der Gaben wirft auf Dorotheens thätigen Sinn ein schönes Licht und erhöht, wie in der einleitenden Bemerkung über die Verzahnungen gezeigt ist, die Wahrheit der Dichtung. Vortrefflich malt sich das Wesen des Apothekers in dem heimlichen Wispern und listigen Hindeuten. Sonst aber scheint hier seine Lust und Gabe auf Alles zu achten beinahe das Maß zu überschreiten. Den Schlafrock des Nachbars wird er oft gesehen haben; woher aber die genaue Kenntniß des blauen Bettbezuges?

154. Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch geselle.

Die natürliche Schönheit der Gestalt ist oft nicht einnehmend, sie wird es erst durch die Anmuth, und diese ist der Ausdruck moralischer Empfindungen. Vgl. Schiller (1825) XVII, 167.

Unter der Gefälligkeit versteht also der Geistliche nicht bloß die Dienstfertigkeit, sondern überhaupt die Reinheit und Anmuth der Seele, welche die körperliche Schönheit durch sittliche Reize erhöhen.

83. Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen.

Da das Salz nur als Würze der Speisen verzehrt wird, mag es lange dauern, bis zwei Menschen bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit einem ganzen Scheffel fertig sind. Wir haben das Sprüchwort aus dem Alterthume erhalten, jedoch durch griechische Schriftsteller, denn in der römischen Literatur kommt es nicht vor, außer daß Cicero es einmal in einem ganz anderen Sinne anwendet. Vgl. den Commentar zu Cicero's Laelius von M. Seyffert (1844), 416.

83. Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.

Die beinahe selbständige Stellung mußte auf Dorotheens Entwickelung günstig einwirken. Vermuthlich war der alte Verwandte ein Ackerbürger und ihr lag hier die Sorge für eine Landwirthschaft ob, so daß sie, als sie Hermann's Frau wird, in ähnliche Verhältnisse eintritt.

86. Auch mit stillem Gemüth hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod.

Als der treffliche Jüngling sich von ihr trennte, beraubte er sie zugleich des Glückes, sich in einem eigenen Hauswesen ein neues Leben zu begründen, und sie mußte wieder, verwaist und heimatlos, bei weitläufigen Verwandten ein Obdach suchen. Es war keine leichte Aufgabe, einen so schmerzlichen Verlust mit stillem Gemüthe zu ertragen.

95. Und er reicht' es dem Schulzen.

Die Namen Richter, Schulz und Schultheiß wechseln hier.

Sie sind nur nach dem localen Gebrauche verschieden und bedeuten dasselbe. Denn der Schulze oder Schultheiß ist der Vorstand einer Gemeinde, welcher von denen, die er zu einem Bußgelde verurtheilt, diese Schuld heischt und eintreibt.

195. — — — — Theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!

Es ist noch kein Stamm ermittelt, von welchem das Wort Pfennig mit einiger Sicherheit hergeleitet werden könnte. Der Pfarrer nennt sein Goldstück aus Bescheidenheit einen Pfennig, ehemals hieß aber wirklich auch die schwere Schaumünze von Silber oder Gold ein Schaupfennig und das Wort scheint im Allgemeinen ein Geldstück bedeutet zu haben. Jetzt braucht man es nur von einer kleinen Münze oder kleinen Summe, daher Zehrpfennig, Nothpfennig. Gott vermehre die Gabe! für das gewöhnlichere: Gott lasse sie euch gedeihen!

197. Doch es weigerte sich der Mann und sagte: Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.

Nach Dorotheens Schilderung stand es mit der Gemeinde weit schlimmer, vgl. die Anmerkung zu II, 32. Ueber die Heimkehr urtheilt sie mit mehr Einsicht als der Richter, denn sie äußert nachher (VII, 85):

Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln,
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung.

216. Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Das Tabakrauchen, von dem Goethe kein Freund war, soll wohl auch auf das prosaische Wesen des Apothekers hindeuten, doch müssen wir hierauf kein zu großes Gewicht legen, da der würdige Richter einen solchen Genuß ebenfalls nicht verschmäht.

217 — 316.

Aber der Pfarrer zog ihn hinweg und sie schieden vom Richter.
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

Die beiden Freunde eilen jetzt zu dem Jünglinge zurück, der am Lindenbrunnen harrt, und sagen ihm unter Glückwünschen, daß er nicht besser hätte wählen können. Damit scheint die Handlung sich rasch ihrem Ende zu nähern. Würde Hermann jedoch nunmehr nach der Aufforderung des Pfarrers in das Dorf fahren, um Dorotheen werben, und ihr Jawort erhalten, so daß die Erzählung hiemit schlösse, wie viel Schönes ginge uns dann verloren. Dorothea ist uns zwar durch die Mittheilungen Anderer werth geworden, aber sie selbst ist in dem Gedichte eigentlich noch gar nicht aufgetreten. Es ist viel über die Heirath verhandelt worden, aber der Jüngling und die Jungfrau, welche den Bund für Zeit und Ewigkeit schließen sollen, haben einander noch kaum gesprochen. Soll ihre Liebe sich auf die innige Freude an der Uebereinstimmung ihrer Naturen gründen, soll diese Heirath uns wirklich als ein Bund der Seelen erscheinen, so muß Jedes zuvor noch tiefer in die Seele des Andern blicken. Der Dichter setzt daher die oben bezeichnete zweite Collision in Wirkung; er schiebt Umstände ein, welche die Entwickelung der Begebenheit aufhalten, damit die Personen Gelegenheit haben, ihr Inneres vollständiger darzulegen, damit das, was geschieht, sich nach seiner ganzen Bedeutung auseinandersetzen kann. Zunächst sollen sich Hermann und Dorothea ohne Zeugen sehen, es soll zwischen ihnen kein Vermittler stehen und Niemand zugegen sein, wenn sie im vertrauten Gespräche, obgleich sie an die Erfüllung ihrer letzten Wünsche nicht zu glauben wagen, mit heiterer Befriedigung das Glück genießen, daß sie einander gefunden. Daher werden die Begleiter Hermann's entfernt. Es war bisher weder ihnen, noch Hermann selbst, noch seinen Eltern eingefallen, daß Dorothea ihre Hand bereits vergeben

haben könnte. Man sah nur das heimatlose Mädchen vor sich, in dessen Lage eine so günstige Veränderung kommen sollte, und die Abneigung des Vaters gegen eine solche Heirath erschien als das einzige Hinderniß. Jetzt waren in Hermann zuerst solche Zweifel aufgestiegen, als er einsam und nachdenklich zurückblieb. Er weiß, daß Dorothea den Freunden genügen wird und daß er die Zustimmung des Vaters erhält. Jetzt befällt ihn die neue und größere Sorge, daß Dorothea nicht mehr frei sein könnte. Der Pfarrer wollte ihn trösten, unterließ es jedoch seltsamer Weise, und der Apotheker hält ihm nur vor, daß man bei der alten Sitte zu freien und zu werben niemals in eine solche Verlegenheit gerathen konnte. Hermann bittet endlich die Freunde, ohne ihn zurückzukehren, er wolle allein Dorotheen aufsuchen und selbst aus ihrem Munde sein Schicksal erfahren.

Hier bedürfen zwei Punkte einer besonderen Erörterung. Hermann fragt sorgenvoll, ob es wahrscheinlich sei, daß ein solches Mädchen sich nicht bereits mit einem wackern Jünglinge verlobt habe. Da fällt es nun weder dem Apotheker noch dem Pfarrer bei, daß Dorothea, wie ihnen der Richter vor wenigen Minuten mitgetheilt, allerdings einen Bräutigam gehabt, daß dieser jedoch in Paris den Tod gefunden und daß ihnen der alte Freund Dorotheens von einer zweiten, an sich unwahrscheinlichen, Verlobung ein Wort gesagt haben möchte. Hätten sie Hermann damit bekannt gemacht, so würde er mit mehr Zuversicht zu Werke gegangen sein, er würde nicht den Ausweg gewählt haben, Dorotheen als Magd in das Haus der Eltern zu führen, und kein Mißverständniß hätte dem Scherze, mit welchem sie der Vater empfing, eine übele Bedeutung gegeben. Mit Duentzer's Annahme (S. 89), daß der Pfarrer durch die Redseligkeit des Apothekers und durch Hermann's Eile verhindert worden, diesem die wichtige Mittheilung zu machen, kommen wir nicht aus, denn so viel Zeit mußte sich, da es ja keine Kleinigkeit betraf, immer finden. Die Freunde

atten aber die Sache vergessen oder, was richtiger ist, sie atten dieselbe gar nicht gehört. Der Mangel an Zusammenang läßt uns hier wieder eine nachträgliche Verzahnung wahrehmen. Dorothea spricht nämlich im letzten Gesange von em Tode ihres ersten Verlobten. Um nun in epischer Weise uf ihren Verlust schon im Voraus hinzudeuten, hat Goethe päter die hierauf bezüglichen Worte in die Rede des Richters ingeschaltet, und es ist ihm entgangen, daß nun der Pfarrer nd der Apotheker etwas wissen, was sie vor dieser Nachbesseung gar nicht hörten und nach dem Zusammenhange auch etzt noch nicht gehört haben sollten. Es heißt zwar (V. 250):

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon,

Dies bezieht sich jedoch auf andere Trostgründe und nicht auf die Mittheilung einer so wichtigen Thatsache, mit der er unmöglich zurückhalten konnte. Noch ein zweiter Umstand bestätigt meine Annahme. In der letzten Scene (IX, 251), als der geistliche Herr Dorotheen den Ring ansteckt, erblickt er staunend einen andern, den sie schon an der Hand hat. Zu diesem Staunen war nur ein Grund vorhanden, als jene Rede des Richters noch nichts von ihrer früheren Verlobung enthielt.

Die umständliche Schilderung der alten Sitte, durch einen Freiersmann um eine Braut zu werben, giebt einen vortrefflichen Beitrag zu der Charakteristik des Apothekers. Er ist ein Freund der Förmlichkeit, er möchte auch die Herzenssachen auf eine geschäftsmäßige Weise betreiben, er schickt sich gerne an, den lieben Nachbarn zu dienen, seinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen, er hat ferner als galanter Junggeselle in den Familien leicht Zutritt, er liebt das listige Lauschen, das heimliche Wispern und ist gleichwohl eine ehrliche Haut: kurz, er beklagt es mit Recht, daß der gute Gebrauch aus der Mode gekommen, denn Niemand würde einen Auftrag der Art mit so viel Lust und Geschicklichkeit ausgerichtet haben. So ansprechend diese Sittenschilderung ist, muß man

sich doch fragen, ob die peinliche Situation eine solche muntere und weitläufig ausgesponnene Episode verträgt. Hermann hört kaum auf alle die Worte, der Pfarrer wohl auch nicht. Doch der Apotheker hat für sich selbst einen Zweck im Auge, was nicht zu übersehen ist. Er beschreibt nämlich das methodische Verfahren mit solcher Sachkenntniß und Ausführlichkeit, um Hermann einen Wink zu geben, daß er sich nach guter alter Sitte in dieser kritischen Lage seiner Vermittelung bedienen möge. Dieser lehnt aber das Anerbieten ab. So nöthigt denn der geistliche Herr den Apotheker einzusteigen, er selbst macht den Kutscher, und die Hengste, des Stalles begierig, rennen mit ihnen der Stadt zu.

229. — Glück Dir und dem Weibe der Jugend!

Das homerische *κουριδίη ἄλοχος* soll nach neueren Erklärungen die rechtmäßige Gattin oder auch die gebietende Hausfrau bedeuten. Sonst verstand man, besonders mit der Beziehung auf Odysseus und Penelope, darunter die Gattin, welche sich in blühender Jugend mit dem Manne verband und mit ihm gemeinsam den Mai des Lebens genoß. Diesen Sinn scheint auch der Pfarrer in das Wort zu legen.

230. Deiner ist sie werth; drum komm und wende den Wagen.

Goethe hat hier der Aufmerksamkeit des Lesers etwas zugemuthet. Weshalb soll Hermann den Wagen wenden? Das eine Wort deutet darauf hin, daß Hermann, schon ehe die Freunde aus dem Dorf zurückkamen, entschlossen war, nicht mit ihnen zu Dorotheen hinzufahren; daher hat er für sie den Wagen bereits zur Rückreise nach der Stadt umgelenkt.

235. Seufzete tief und sprach: Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause.

Diese höchst malerische Vorstellung wiederholt sich noch zweimal:

246. Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken.
293. — — — Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus und betrete froh sie nicht wieder.

Man wird gleich vermuthen, daß Goethe aus einem besondern Interesse das Bild festgehalten. Es ist aus Pindar's Siegeshymnen, und seine schöne Wirkung bewog ihn, es mehrmals anzuwenden. Von den alten Uebersetzungen habe ich nur die von Fr. Gedike (1777) bei der Hand, in der Damm'schen (1770) mag der Anklang noch vernehmlicher sein. „Vier Jünglinge kehrten von ihm besiegt mit Schande zurück, daß ihre Zunge des Rühmens vergaß und sie auf heimlichen Steigen zurückschlichen ins Vaterland" (Olymp. VIII, 90). Auch bei Pindar finde ich die Stelle noch einmal wieder: „Ihnen ward von Python's Richtern keine fröhliche Rückkehr wie dir beschieden, ihnen goß beim Kommen kein süßes Lächeln der Mutter Freud' in die Seele. Scheu vor ihren Feinden durchschleichen sie zitternd die Gassen, das Herz von ihrer Schmach tief verwundet" (Pyth. VIII, 119).

273. Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen.

Die sprüchwörtliche Redensart: einen Korb bekommen, könnte man sich so erklären: Es sind alle Gaben vertheilt und man giebt Jemand, an den nichts gekommen, zum Scherze den leeren Korb, in welchem sich die Geschenke befanden. Einem einen Korb geben heißt immer: ihm seine Bitte mit Freundlichkeit abschlagen, und so wird die Phrase fast ausschließlich von Heirathsanträgen gebraucht, die einigen Dank verdienen, auch wenn man sie ablehnt. Sicherlich liegt der Ursprung des Ausdrucks in einem ganz bestimmten Vorfall.

275. Sei es, wie ihm auch sei, versetzte der Jüngling.

Damit kommt der Apotheker um das Vergnügen, einmal den Freiersmann zu machen. Hermann's Vater hatte den Nach-

bar auch nicht gebraucht und sich auf kürzerem Wege zu einer Frau verholfen, und so mochten vor zwanzig Jahren wohl schon viele von der guten alten Gewohnheit abgefallen sein.

278. Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.

Das unbedingte Vertrauen ist stets der rechte Grund und der höchste Beweis der Zuneigung; dies gilt ebenso von der Liebe des Freundes zum Freunde, des Kindes zu Vater und Mutter, des Menschen zu Gott. Die wenigen Worte:

Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich,

malen Hermann's Liebe zu Dorotheen weit stärker, als es die überschwenglichen Schilderungen der Lyriker und Romandichter thun könnten. — Hermann hatte aber gelobt, das Mädchen nicht wiederzusehen, als bis es sein wäre (V, 129); nun bedenkt er sich dennoch nicht, Dorotheen aufzusuchen? Dem Sinne nach bleibt er seinem Gelübde treu. Denn er hatte nur gemeint, daß er selbst sich jeder Einmischung enthalten und die Entscheidung gänzlich den Freunden überlassen wollte. In so weit dies von dem Urtheile derselben abhing, konnte er aber schon jetzt Dorotheen die seinige nennen.

289. Daß sich der Sohn nicht geirrt und daß es werth ist das Mädchen.

Worauf mag dieses es zu beziehen sein?

290. — — — Den Fußweg über den Hügel
An dem Birnbaum hin und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück.

Der Fußpfad konnte kürzer sein, weil die nach dem Dorfe führende Chaussee mit dem Seitenwege, auf welchem man aus der Stadt zu ihr hinabkommt, einen Winkel bildet.

301. Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Der Scherz reicht wohl weiter und soll auf andere Dinge anspielen, als der Apotheker im Kopfe hat.

306. Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete.

Sonst geschah es häufiger als jetzt, daß die Söhne reicher Edelleute auf der Universität, die sie meistens sehr jung bezogen, unter einen Hofmeister gestellt wurden, der ihre Studien leitete, ihre Vergnügungen bewachte und ihre ökonomische Einrichtung unter seiner Aufsicht hatte. Als Goethe in Leipzig studirte, verkehrte er gern mit einem muntern Freunde, dem ein junger Graf überwiesen war (XXV, 141).

310. Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den
Tag lebt.

Goethe berichtet hier aus Erinnerungen an seine eigene Studienzeit. „Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger und sie haben wohl Recht es zu sein. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen" (XXV, 241).

315. Lange noch stand der Jüngling und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

Auch des naiven Menschen bemächtigt sich einmal die den Romantikern eigene Stimmung, in welcher dem von der Hoffnung verlassenen, rathlosen Geiste das Leben in einen leeren Traum zerfließt, so daß er gleichsam in sich selbst versinkt, während ein rinnender Bach, das Spiel der Wolken oder das Aufrauschen der Bäume die Sinne mit den gleichartigen Bildern eines flüchtig wechselnden Kommens und Schwindens einwiegt. Hermann blieb jetzt einsam auf dem weiten, grünenden Anger zurück. Sollte er wirklich in das Dorf, um sich das Nein

zu holen, welches ihn auf ewig zerstörte? sein Leben verlöre sich dennoch zuletzt in einen nichtigen Traum? So stand er lange ohne Gedanken und sah hinter dem enteilenden Wagen den Staub sich erheben und sah den Staub sich zerstreuen.

Mit der üblichen Redeweise stimmt in diesem Gesange hauptsächlich Folgendes nicht überein: 8. Der Glanz der Sonne hebt sich heran für erhebt sich; 165. Wie du es habest mit ihm und wie die Freundschaft bestehe, für: Wie du mit ihm daran bist und wie die Freundschaft beschaffen ist, die zwischen euch besteht; 310. mit Spazieren den Tag leben für hinbringen.

Erato.

(Siebenter Gesang.)

Dorothea.

Inhalt des Gesanges: Dorothea kommt an den Lindenbrunnen, um Trinkwasser zu holen. Ihr Gespräch mit Hermann. Dieser wagt es nicht, um sie zu werben, zumal da er wirklich an ihrer Hand einen Ring erblickt. Er nimmt seine Zuflucht zu dem Vorgeben, daß die Mutter ein so tüchtiges Mädchen gerne in ihrer Wirthschaft hätte. Dorotheen ist der Antrag willkommen und sie geht mit Hermann in das Dorf, um sich von ihren Verwandten zu verabschieden.

Dorothea. Die Ueberschrift sagt uns, daß dieser Theil des Gedichtes ausschließlich dem edelen Mädchen gewidmet ist, welches wir, nachdem so vielfach von ihr die Rede gewesen, nun endlich unmittelbar kennen lernen. Werden wir Begebenheiten erfahren, bei denen sie eine wichtige Rolle gespielt oder

die auf ihr Schicksal von bedeutendem Einflusse waren? oder wird vielleicht jetzt eine bestimmtere Charakteristik uns recht in ihr Inneres blicken lassen? Das Letztere scheint in des Dichters Absicht gelegen zu haben, und welches ist nun der Grundzug ihres Wesens? Es wird eine einzige Tugend hervorgehoben, die überdies alles Glanzes entbehrt, nämlich die Dienstfertigkeit. Ob Goethe damit seine Heldin zu wenig vor den gewöhnlichen Menschen auszeichnet, sehen wir nachher. Hier genüge es, darauf hinzuweisen, daß jene Dienstfertigkeit wirklich den Mittelpunkt des Gesanges bildet. Den Ihrigen eine Erquickung zu bereiten, kommt Dorothea aus dem Dorfe zu dem Brunnen, die Gewohnheit, Anderen ihre Dienste zu widmen, macht es ihr leicht, sich zur Magd zu erniedrigen, obgleich sie einst bei dem alten Verwandten als Hausfrau gewaltet, und als sie von ihren Leidensgefährten Abschied nimmt, tritt wieder ihre Dienstfertigkeit als die Ursache aller der Liebe hervor, mit welcher man sie entläßt. Damit wir nicht den Hauptpunkt übersehen, beleuchtet das Gedicht noch den Satz, daß das Dienen die eigentliche Bestimmung des Weibes sei, mit einer ausführlichen Erörterung.

1 — 102.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne —
Und so ließ er sie sprechen und horchte fleißig den Worten.

Während Hermann noch unschlüssig an dem Lindenbrunnen weilt, kommt Dorothea herbei, um zwei Krüge Wasser zu holen. Sie freuen sich des Wiedersehens und auf dem Mäuerchen sitzend, welches den Quell einfaßt, genießen sie zum ersten Male ohne Zeugen und in Weile des traulichen Gespräches. Ueber dieser Scene waltet ein unwiderstehlicher Zauber und doch ist es schwer, sich von allen den Vorstellungen und Empfindungen, die in unserer Seele zusammenwirken, Rechenschaft zu geben. Schon der liebliche Ort, von dem uns der

Dichter, um hier nicht das Interesse durch eine Beschreibung zu zerstreuen, im Voraus ein lebhaftes Bild entworfen, fesselt das Gemüth mit sinnlichen und sittlichen Reizen. Stadt und Dorf liegen in der schweigenden Ferne. Die einsame Ruhe um den Brunnen, über welchen die uralten Linden ihr Dunkel breiten, läßt uns die übrige Welt vergessen und wir hören nur auf das harmlose, frohe Gespräch des Paares. Die Verabredung eines Dienstes versetzt uns in die idyllische Sitteneinfalt des biblischen Alterthums und erweckt die Erinnerung an den Brunnen, wo Jakob und Rahel einander zuerst sahen, an die sieben Jahre, die er um die Geliebte diente und die ihm waren wie ein Tag. Denn auch Dorotheen schmeichelte das Herz, sie könnte sich Hermann verdienen, wenn sie dereinst des Hauses unentbehrliche Stütze würde (IX, 158). Goethe hat den dichterisch und menschlich schönen Geist dieser Urzustände in einem Briefe Werther's mit vollem Antheil geschildert, und wir können mit seinen eigenen Worten dasjenige erläutern, was er jetzt nur leise andeutet, weil ihm der naive Styl die Sparsamkeit gebot. Werther schreibt seinem Freunde, er habe einen Brunnen vor dem Orte entdeckt, an den er gebannt sei, wie Melusine mit ihren Schwestern. Man gehe einen kleinen Hügel hinunter und finde sich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quelle. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung mache, die hohen Bäume, die den Platz umher bedecken, die Kühle des Orts; das habe alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergehe kein Tag, daß er nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn er da sitze, so lebe die patriarchalische Idee so lebhaft um ihn, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaften machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben (XVI, 9). Mit der Beziehung

auf dieſe Zuſtände ſcheint uns, während ſich die übrige Menſchheit gar ſehr verändert hat, dieſes in kraftvoller Jugend blühende und kindlich ſchuldloſe Paar aus der vollkommeneren Natur längſt verſchwundener Zeitalter wiedergeboren.

Merkwürdig iſt es dabei, wie nicht nur dem verſchüchterten Jünglinge, ſondern ſelbſt der klugen Dorothea ihre gegenſeitige Zuneigung verborgen bleiben konnte, während ſich dieſelbe doch jedem Dritten ſogleich verrathen hätte. Sonſt pflegt ſich ſchon in dem Auge natürlicher Menſchen ohne Rückhalt zu malen, was in ihren Herzen vorgeht. Sie nickten einander freundlich zu, als ſie ſich im Spiegel des Brunnens erblickten. Hermann fordert zu trinken und Dorothea reicht ihm den Krug; ſie thun es im Vorgefühle, daß dem Weibe nichts ſüßer iſt als ihren Mann zu erquicken und daß dem Manne keine Erquickung labender iſt, als aus der Hand ſeines Weibes. Bei dieſem traulichen, heiteren Verkehre kommt ihm unwillkürlich die Anrede: mein Kind in den Mund und unwillkürlich ſtellt ſich das herzliche Du ein. Wie ſie von dem Mäuerchen aufſtehen, ſchauen ſie in den Brunnen zurück und ſüßes Verlangen ergreift ſie, hinter dem Schleier des Waſſers noch einmal die freundlichen Blicke zu tauſchen. Trotzdem ſollen ſie nicht geahnt haben, wie ſie mit einander ſtanden? Es iſt dennoch wohl möglich, weil ſie ſich durch ihr eigenes Benehmen an einander irre machten. Dorothea war gewohnt, ſich keiner vorſchnellen Hoffnung hinzugeben, ſie beachtete die Verſchiedenheit ihrer Lebensverhältniſſe, die auch gleich in voller Wirkung hervortritt, als der reiche Jüngling fragt, ob ſie wohl bei den Eltern dienen möchte. Sie mußte, als ſie dieſen Antrag vernahm, wohl zweifeln, ob ſeine Freundlichkeit einen tiefern Grund hätte. Sie dämpft ſogleich den vertraulichen Ton, ſie läßt unmerklich wieder das fremdere Ihr eintreten, ohne darum, wie ſie in der Entſagung geübt iſt, aus ihrer freien und heitern Stimmung zu kommen. Sie iſt durch Hermann's Schüchternheit an ihm irre geworden, und ihre beſonnene Zu-

rückhaltung verleitet ihn nun selbst, in ihrem Auge nicht Liebe, sondern nur hellen Verstand zu lesen, wobei die Furcht vor dem Ringe das Uebrige that. So wagen es Beide nicht, einander ihre wahren Empfindungen zu erkennen zu geben, weil Beide es nicht wagen, diese Empfindungen selbst in ihrem Herzen aufkommen zu lassen. Es genügt ihnen die von schüchternen Hoffnungen belebte Freude, daß sie sich wiedergefunden, daß sie künftig wenigstens einander nahe bleiben und zusammen unter einem Dache wohnen, um denselben liebenden Eltern zu dienen.

1. Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne —.

Diese viel bewunderte Stelle mag doch wohl in dem Bilde und in der Sache selbst etwas Gesuchtes haben. Hermann denkt mit träumerischer Sehnsucht an Dorotheen zurück; ihre Gestalt steht lebhaft vor seinen Gedanken, so daß er sie endlich wirklich mit den Augen zu sehen glaubt. Streift diese Selbsttäuschung nicht an die überspannte Gefühlsweise der Romantiker? Ebenso ist das Bild weniger aus den homerischen als aus den optischen Studien Goethe's hervorgegangen. Blickt man in die untersinkende Sonne, so steht die glänzende Scheibe noch einige Zeit vor dem gereizten Auge, nachdem sie unter dem Horizonte verschwunden. Dies gehört nicht zu unseren gewöhnlichen Wahrnehmungen; man macht die Erfahrung wohl nur, wenn man absichtlich das Experiment anstellt. Daß das Idyll kein anderes ausgeführtes Gleichniß enthält, ist bereits bemerkt, doch finden sich in ihm einige Vergleiche, die nur nicht in die übliche Form gebracht sind, z. B. (VII, 34) O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut ꝛc., oder (XI, 295) So scheint dem endlich gelandeten Schiffer ꝛc.

12. — Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel —.

Nach dem Wortlaute sollte man meinen, daß sie den größeren Krug nicht an einem Henkel, sondern etwa an einem

Bügel oder wie Rebecca auf ihrer Achsel getragen. Vergl. jedoch V. 108.

18. Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt.

Er wundert sich nicht darüber, daß sie unbegleitet kommt, sondern daß sie die Einzige ist, der das Wasser im Dorfe nicht genügt.

33. Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen —.

Die Stelle bildet mit V, 187 wieder eine Verzahnung.

38. — — — auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über zu schöpfen,
Und er faßte den anderen Krug und beugte sich über.

Die Quelle muß stets sehr gefüllt gewesen sein. Gewöhnlich ist die Umhegung durchbrochen und man steigt einige Stufen hinab, bis man das Wasser erreicht.

41. Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Da in dem Wesen Beider so viel verständiger Ernst liegt, möchte man glauben, daß sie nicht, wie scherzende Kinder einander wirklich zunickten, sondern daß nur ihre Bilder sich zu grüßen schienen, als das Wasser beim Eintauchen der Krüge schwankte. Auch über diesen, von dem Zufalle vermittelten freundlichen Gruß konnten sie sich im Herzen freuen. Indessen ist doch wohl richtiger, daß sie einen Augenblick unwillkürlich ihrem Gefühle folgten, und Dorothea wurde auch erst, als sie von dem Dienste hörte, behutsamer. Beide blicken nochmals mit süßem Verlangen in den Brunnen, sie dürfen nur nicht den vertraulichen Gruß wiederholen, der ihnen von dem Zufall entlockt wurde, und Hermann sagt später (IX, 217), nur seine Schüchternheit habe ihn gehindert, in diesem Gruße mehr als eine bloße Freundlichkeit zu sehen, woher doch wohl ein wirk-

liches Zunicken anzunehmen ist, wenn auch Timm S. 244 dagegen vorbringt, daß es eine häßliche Ziererei wäre.

46. Sage, wie find' ich Dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst Dich gesehn? wie bist Du gekommen?

Hierauf gäbe es nur die Antwort: zu Fuß. Die letzte Frage entstand aus der starken Zusammenziehung: Wie kommt es, daß Du hierher gekommen bist.

66. An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.

Man wird sich daran erinnern, daß zwar nicht das Gedicht, aber doch die Biographie Goethe's uns hindert, diese verstorbene Schwester für eine bloße Erfindung Hermann's anzusehen, obgleich der Auftrag der Mutter und das Uebrige nur eine Fabel ist. Vgl. die Anmerkung zu IV, 250.

80. Euer Antrag war kurz.

Was sollte noch gefehlt haben, da Hermann so Manches hinzugefügt, um ihn zu versüßen? Die Mutter wünsche nicht sowohl ein Dienstmädchen als vielmehr eine Tochter, die ihr mit Hand und Herz behülflich sei. Sie habe, so oft sie auch wechsele, von dem Leichtsinn, der Untreue und anderen Fehlern des Gesindes zu leiden und Dorotheens Einwilligung könne sie von dieser Plage befreien. Der Sohn des Hauses ist von ihren Vorzügen so überzeugt, daß er ihr nur mit Stottern zumuthet, den Dienst anzunehmen. Und Hermann hätte sich dennoch zu kurz gefaßt?

82. Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die Meisten beisammen, die Uebrigen werden sich finden.

Die Wöchnerin war wegen ihrer Entbindung mit Dorotheen zurückgeblieben, während ihre Kinder mit den Verwandten weiter zogen. Wenn sie nun aber in dem Dorfe die Ge-

meinde einholt, sind da nur die meisten und nicht alle beisammen? Hatte vielleicht ein Theil dieser Auswanderer einen andern Weg gewählt?

96. Kommt! Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen.

Dorothea hatte schon früher Hermann aufgefordert, sie ins Dorf zu begleiten, damit die Erquickten ihm danken könnten. Jetzt ladet sie ihn wieder dazu ein. Natürlich hätte er schon selbst nicht am Brunnen warten wollen, bis sie ihr Bündelchen holte. Die Sache hat aber auch ihre zarte sittliche Seite. Er soll sie von ihren Verwandten empfangen; mit ihrem bescheidenen Selbstgefühle verträgt sich der Wunsch, ihm zu zeigen, daß sie es wohl verstanden, sich die Liebe der Ihrigen zu verdienen, und diesen wieder soll der Anblick des trefflichen Jünglings eine Bürgschaft dafür sein, daß sie nicht leichtfertig über ihre Zukunft bestimmt hat.

103 — 144.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurückekehren! Die Mädchen —
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Dorothea begleitet ihren Aufbruch vom Brunnen mit einem heitern Scherze, geräth aber gleich in eine ernste Stimmung. Das süße Gefühl, dem sie sich bei der freundlichen Begrüßung im Wasserspiegel hingegeben, wacht von Neuem auf, doch sie muß es unterdrücken. Sie nimmt die Krüge mit bedeutsamem Schweigen und errichtet dann absichtlich zwischen dem reichen Jünglinge und der heimatlosen Magd eine Scheidewand mit dem strengen Worte: der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen. Hermann war darüber betroffen, und sie mochte es ihm ansehen, daß er ihr ein besseres Loos wünschte; daher verbreitet sie sich zu seiner Beruhigung und sich selbst zum Troste über den Beruf des Weibes, das eben zum Dienen bestimmt und mit besonderer Kraft ausgerüstet sei.

Jean Paul hat in seiner „Levana" den Satz aufgestellt: man müsse die Knaben zum Gehorchen, die Mädchen zum Dienen erziehen. Zwar ist es auch die Bestimmung des Mannes, der Mitwelt in einem thätigen Berufsleben zu dienen, aber jene pädagogische Lehre erscheint insofern wohl begründet, als das Gedeihen, ja das Bestehen der Familie durch tausend Dienstleistungen bedingt ist, die einen freundlichen, fürsorglichen Sinn, eine unermüdliche Ausdauer und Geduld erfordern, wie sie allein dem Weibe eigen sind. Hierin liegt die Stärke des schwachen Geschlechtes, und die heilige Kraft der Mutterliebe vermag nicht minder, wie die nach außen gerichtete Begeisterung des Mannes, das höchste Maß der menschlichen Anstrengung zu erreichen und die volle Erhabenheit der menschlichen Natur zu offenbaren. Die Ilias ehrt bisweilen einen Helden damit, daß sie in einer besondern Rhapsodie seine Thaten verherrlicht. So trägt dieser Gesang den Namen Dorotheens. Man erkennt nunmehr, daß der Dichter seine Heldin, obgleich er nur die glanzlose Tugend der Dienstfertigkeit hervorhebt, durch das Bewußtsein ihrer Bestimmung äußerst hoch gestellt hat. Auch in diesem Punkte lehnt sich das Idyll an die Geschichte der Patriarchen. Als Abraham's treuer Knecht für Isaak eine Frau erwählen sollte und am Wasserbrunnen hielt, bat er Gott, sich nach einem Zeichen richten zu dürfen. Wenn er nämlich zu einer Jungfrau spräche: Neige deinen Krug und laß mich trinken, sie aber erwiederte: Trinke und ich will auch deinen Kameelen schöpfen, so sollte sie es sein, die der Herr für Isaak bestimmt hätte. Der verständige Mann griff damit nicht zu einem beliebigen Merkmale, er erkannte vielmehr ebenfalls in der Dienstfertigkeit eine der vorzüglichsten Tugenden des Weibes, und es war kein geringes Anerbieten, zehn durstige Kameele zu tränken.

So schön die Rede den Beruf der Frauen auseinandersetzt, hat sie dennoch eine Schattenseite, und es ist ganz undenkbar, daß sie sich in den homerischen Gedichten finden

könnte. Sie hat nämlich eine so bestimmte didaktische Haltung, daß wir den Dichter und nicht mehr Dorotheen hören. Diese indirecte Subjectivität tritt in dem Idyll nicht selten hervor, und die Erklärer verschlimmern das Uebel, wenn sie so vielen Sentenzen eine übermäßige Tragweite beilegen. Dorothea sagt z. B. (V. 89):

Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

Findet man hierin, um Dorotheens politischen Scharfblick rühmen zu können, eine prophetische Hinweisung auf den Umstand, daß die völlig erschöpfte Anarchie sich endlich dem Despotismus in die Arme warf, oder gar auf die heilige Allianz, so sind die Worte in dem Munde des Mädchens nicht mehr natürlich; dann hat der Dichter seine eigene Ansicht der Dinge in ihre Rede eingeschaltet, und wie viel der Satz an Tiefe gewinnt, so viel verliert das Gedicht an Reinheit des Styls.

Dorothea kommt mit Hermann in die Scheune, wo sich die Wöchnerin einquartirt hat. Von der anderen Seite tritt der Richter ein. Er darf nicht fehlen, wenn sie Abschied nimmt, und seine Ankunft ist damit motivirt, daß er der Wöchnerin zwei Kinder bringt, die sich verloren hatten. Dieser Umstand ist wieder noch zu einem anderen Zwecke benutzt. Strenge Moralisten könnten wohl rügen, daß Dorothea nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sei und jetzt die Wöchnerin lieblos verlasse. Wir müssen daher sehen, daß die Lage der Letzteren nicht mehr so schlimm ist. Eben wird ihr eine große Freude zu Theil. Bald kommen auch viele Verwandte mit mancherlei Gaben. So bleibt sie nicht hülflos zurück und Dorothea hat ihre Aufgabe vollständig gelöst.

122. Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt.

Klein und fein reimen sich und sind betont, wie in wirklichen Sprüchwörtern. Dem bequemen Mädchen wird nicht leicht

eine Arbeit zu klein, eher eine jede zu schwer scheinen. Klein bedeutet hier kleinlich, erniedrigend.

127. Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde.

Werther sprach in jenem Briefe von zwanzig Stufen, Alexis und Dora wohnten zwanzig Schritte auseinander, unser Städtchen ist vor zwanzig Jahren abgebrannt, von zwanzig Blüthen erwartet man nur eine Frucht (Werke I, 385). Diesen Gebrauch der Zwanzig für eine unbestimmte Menge liebt auch Homer, in dessen Gedichten die Zahl sehr häufig wiederkehrt. Ich weiß nicht, ob dies schon irgendwo angemerkt ist. Zwanzig Männer zusammen haben nicht so viele Reichthümer wie Odysseus (Odyss. XIV, 98); er ist zwanzig Jahre abwesend (XIX, 222); von Penelopens Mägden haben zwanzig das Geschäft, Wasser zu holen (XX, 158); sie hält sich zwanzig Gänse (XIX, 536); Telemach läßt zwanzig Maß seines Mehl auf sein Schiff bringen (II, 356); die Freier erbieten sich, Odysseus mit einer Gabe von je zwanzig Rindern zu versöhnen (XXII, 57); den Felsen der Scylla kann Niemand ersteigen, ob er auch zwanzig Hände und zwanzig Füße hätte (XII, 78); zwanzig Ruderer führen die Chryseis heim (Il. I, 309); Oeneus bewirthet den Bellerophon zwanzig Tage (VI, 217) ꝛc.

141. Und sie reichte das Wasser herum.

Man möge hier nicht die schöne epische Verzahnung übersehen, auf welche bereits in der Einleitung aufmerksam gemacht ist.

145 — 204.

Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken und sagte: —
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Dorothea nimmt von ihren Verwandten, von dem Richter, von den Frauen, welche sich bei der Wöchnerin eingefunden, und von den Kindern, die an ihr wie an einer anderen Mutter

hängen, Abschied. Sie empfängt von allen herzliche Segenswünsche. Der Richter rühmt Dorotheens braven Sinn und empfiehlt Hermann, sie wohl zu halten, da er an ihr eine Schwester haben könne. Die Weiber sehen weiter und flüstern sich die Vermuthung und Hoffnung zu, es möchte aus den Beiden ein Paar werden.

146. Freunde, dieses ist wohl das letztemal, daß ich den Krug Euch —.

Die feierliche Wehmuth der Worte erinnert an Christus Abschied von den Jüngern.

165. Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund Euch anblickt.

Lebendig heißt der Säugling, weil er eine besondere Lebenskraft zeigt, vielleicht auch nur, weil er das Leben erhalten hat und der Mutter geschenkt ist. Er blickt diese gesund an, für: er hat ein gesundes Aussehen, wozu auch das klare und ruhige Auge beitragen mag. Natürlicher lautete die Stelle: Freuet Euch des gesunden Säuglings, der schon so lebhaft Euch anblickt.

173. Aber du sagtest indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig seid Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen.

Diese Anrede ist eine homerische Wendung, welche dem Streben nach der größten Lebhaftigkeit entsprungen ist. Der Dichter versetzt sich mitten unter die Personen, von welchen er spricht, und richtet an sie selbst seine Worte, statt an den Leser oder Zuhörer. Bisweilen verstärkt es die komische Wirkung, wenn er einen wunderlichen Mann so ins Auge faßt und anredet. Vrgl. VI, 298:

Aber Du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Einen Freund nennt man auch den Fremden, wenn man die Formen der Höflichkeit vernachlässigt, sei es, weil man, wie es hier der Fall ist, Vertrauen zu ihm hat, oder weil er niedern Standes ist, oder weil man ihm wirklich einige Gering-

ſchätzung zu erkennen geben will. Das Letztere lag in der Anrede des Kaufmanns (II, 238):

Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?

188. Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.

Segnen iſt aus dem Latein der Kirche in unſere Sprache übergegangen und aus (cruce) signare entſtanden. Der Geiſtliche bezeichnet den Einzelnen oder die Gemeinde, wenn er ſie unter frommen Wünſchen entläßt, mit einem Kreuze. Indem man das eine oder das andere Moment fallen ließ, kam das Wort alsdann zu einer doppelten Bedeutung. Es hieß entweder ſchlechthin Abſchied nehmen, ohne daß dabei an feierliche Wünſche gedacht wurde, wie in den Ausdrücken: die Welt, das Zeitliche ſegnen, oder Jemand mit Dank und Preis alles Gute wünſchen, ohne daß dies gerade beim Abſchiede geſchieht. Den letzten Sinn hat hier der Segen der Weiber, die Hermann dafür danken, daß er ſich Dorotheens annimmt, und daran noch andere Hoffnungen knüpfen. In dem Gelispel des Segens, mit welchem die weinende Wöchnerin von Dorothea ſcheidet, liegen beide Beziehungen.

201. Als der Storch ihn jüngſt beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.

Der Storch hat in der Volksſprache den uralten Namen Adebär oder Adebar, Heilbringer, weil er dem Hauſe, auf welchem er ſich niederläßt, Kinder und anderes Glück bringt. Nach einer richtigeren, jedoch dem Volke fremd gebliebenen Herleitung bedeutet das Wort: Schlangentödter. Der Name Storch iſt gar nicht zu erklären, wenn nicht der Anklang an Storger, d. i. Landfahrer, auf einen Zugvogel hinweiſt. Die Deuten von blankem Goldpapier nennt man anderwärts Düten oder Tuten.

Melpomene.

(Achter Gesang.)

Hermann und Dorothea.

Diese sehr kurze Rhapsodie enthält, wenn man sie nach den Begebenheiten, die in ihr erzählt werden, beurtheilen wollte, nichts von Bedeutung. Dorothea geht mit Hermann nach der Stadt und er führt sie über den Weinberg in das Haus seiner Eltern: Dieses ist das einzige Moment, um welches die Handlung vorrückt. Es ist jedoch sehr anziehend, die Veränderung, welche in der Stimmung der Personen eingetreten, und die Situation, in der sie sich befinden, zu betrachten. Während vorher ein unruhiges Verlangen und eine strenge Zurückhaltung mit einander wechselten, begegnen der Jüngling und das Mädchen jetzt einander mit gleichmäßiger Freundlichkeit; sie bewegen sich innerhalb bestimmter Grenzen, die sie nicht überschreiten werden, mit rückhaltloser Vertraulichkeit. Hermann ist fest entschlossen, den entscheidenden Augenblick nicht zu beschleunigen, Dorothea schiebt das Ziel ihrer stillen Hoffnung vielleicht auf Jahre hinaus. Aber das, was sie unter allen Umständen einander sein und bleiben können, haben sie beim Abschiede von dem würdigen Richter gehört:

Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter.

Wie es scheint, hat dieses Wort ihnen die Sicherheit und Ruhe wiedergegeben. Sie stehen sich jetzt ferner und sind einander doch näher gerückt, wie Dorothea harmlos zu dem schwesterlichen Du zurückkehrt. Auf wen machte es nicht einen tiefen Eindruck, wenn nun Dorothea an der Seite ihres künftigen Gatten, mit einem Geiste, der jedes Glückes werth ist, und doch mit dem bescheidenen Gefühle einer Dienerin, in das

Besitzthum eintritt, auf welchem sie nach einer wunderbaren Schicksalsfügung bald als Herrin walten soll, wenn der Jüngling, dem das alles gehört und der ein so bedeutendes Geschenk zu vergeben hat, dennoch mit gleicher Bescheidenheit seine Hoffnung allein auf die freie Gunst der Erwählten baut und mit zarter Zurückhaltung seine Wünsche verschweigt, obgleich der Zufall ihm mehrmals eine sehr verlockende Gelegenheit darbietet, dieselben zu äußern.

1 — 70.

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne, —
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Der Tag hat sich geneigt. Mit einigen kräftigen Worten zeichnet der Dichter den Abendhimmel, an welchem ein Gewitter heraufzieht. Hermann und Dorothea schreiten auf dem Fußpfade zwischen den Kornfeldern hin. Sie rechtfertigt des Dichters Lob, daß heller Verstand aus ihrem Auge blickt, indem sie sich bei Hermann nach den Eigenheiten seiner Eltern erkundigt. Der brave Sohn geräth in einige Verlegenheit. Zwar die Mutter werde zufriedengestellt, wenn man wacker sei, aber von dem Vater müsse er bekennen, daß derselbe eher durch ein zierliches, zumal äußerlich von Achtung zeugendes Benehmen zu gewinnen sei. Dorothea freut sich, auch einem solchen Anspruch leicht genügen zu können. Dann fügt sie die dem Anscheine nach sehr bedenkliche Frage hinzu, wie sie denn Hermann selbst zu begegnen habe, und hierauf findet er erst nach einer Weile eine passende Antwort. Sie sind inzwischen bis zu dem Birnbaume gekommen. Die herrliche Umgebung, auf die der volle Mond sein Licht herabgießt, ladet sie zum Verweilen ein und sie ruhen ein wenig auf der Rasenbank.

5. Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schlossen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte.

Hierauf folgt eine andere Bemerkung Dorotheens. Der

Dichter läßt Jedes beim Anblicke der drohenden Wolken an das denken, was ihm am nächsten ist: den jungen Landwirth an seine Ernte, die Vertriebene an ihre obdachlosen Freunde.

10. Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach —.

Sie meint natürlich nicht, daß sie ihm zunächst eine bleibende Stätte verdanke und wohl noch auf andere Beweise der Freundlichkeit rechnen könne, sondern daß sie die Aenderung ihres Schicksals zunächst ihm schuldig sei. — Fächer, eigentlich so viel wie Abtheilungen, nennt man in den Scheunen die Gelasse zu beiden Seiten der Tenne. Der Landmann bringt sein Getreide unter Dach und Fach, indem er die Garben in diese Räume abladet. Demnach erhält Jemand, den man in seine Wohnung aufnimmt, nicht Dach und Fach, sondern ein Obdach. Die Geschichte der Campagne, die uns so viele Vergleichungspunkte dargeboten, hat auch in der Sprache manches Aehnliche. So findet sich hier derselbe falsche Gebrauch von Dach und Fach (XXX, 73, 235) und Dorotheens Worte (VII, 89): Gelöst sind die Bande der Welt, erinnern an die Bemerkung über Voltaire, daß er die alten Bande der Menschheit aufgelöst (XXX, 198).

23. Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg,

nämlich in diesem, wie auf dem Acker, früh und spät alle Geschäfte besorgend.

33. Einige Zierde verlangt der gute Vater —.

Indem Hermann von dem Vater etwas Nachtheiliges zu sagen glaubt, erklärt er eigentlich nur, daß ihm selbst ein Vorzug fehlt, den er irrthümlicher Weise für keinen hält. Der Dichter hat dies sehr wohl gewußt.

35. Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein.

Auch in diesem Punkte ist der Vater völlig gerechtfertigt.

Die Dienstboten verrichten im Hause nicht bloß die ihnen angewiesenen Arbeiten. Wir leben mit ihnen unter einem Dache. Wer aber befände sich wohl gerne unter plumpen, düstern, theilnahmlosen Menschen, die durch nichts zu erkennen geben, daß es ihnen in ihrer Lage gefällt und denen selbst Beweise des Wohlwollens kein Zeichen der Liebe und Verehrung entlocken können? Der Hauswirth, namentlich wenn er ein begüterter Mann ist, möchte ja weit lieber auf einen andern Vortheil verzichten und selbst einen Schaden hinnehmen, als sich durch solche Sauertöpfe, die auf ihren Fleiß trotzen, den Frieden und die Freude aus dem Hause verscheuchen lassen. Wie viel weniger kann es für Kinder genug sein, daß sie nur mit Pflichttreue arbeiten; sie müßten doch vor Allem den Eltern durch ein freundliches Vertrauen und durch ein Betragen, das von Liebe und Verehrung zeugte, Freude machen. Hermann hatte die äußern Zeichen zu sehr gespart und nach seiner spröden Natur den Vater nicht merken lassen, daß er wirklich eine kindliche Gesinnung gegen ihn hegte.

42. Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten, Hielten auf Höflichkeit viel.

Sie thun es auch jetzt; nur die Periode, welche zwischen dem Sturze des Königthums und der Herstellung des Hofceremoniels durch Napoleon liegt, ist durch einen Abfall von den alten Sitten berüchtigt. Man trotzte mit plebejischem Sinne allen zarten Formen des gesellschaftlichen Umganges und beobachtete in der Lebensweise und selbst in der Kleidung kaum die gewöhnliche Schicklichkeit; das freie Bürgerthum wollte sich durch die altrömische Licenz von den Höflingen unterscheiden.

47. — und hielten sittlich den Tag aus.

Die Kinder hielten es den ganzen Tag aus, sich sittlich, oder da nicht von der Gesinnung, sondern von dem Aeußern die Rede ist, sich sittsam zu betragen. Sittlich wird heute nicht mehr in beiden Beziehungen gebraucht.

49. Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.

Es liegt nicht in Dorotheens Wesen, aus bloßer Klugheit den Schwächen des alten Mannes zu schmeicheln; an ihrem aufmerksamen und zuvorkommenden Betragen wird die Freundlichkeit des Herzens Antheil haben.

50. Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich Dir selber begegnen, Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?

Es giebt wohl Niemand, den diese verfängliche Frage nicht anfangs überrascht hätte, und wie wir Menschenkinder (schon nach Homer) argwöhnisch zu sein pflegen, zweifeln wir, ob nicht dennoch wohl in dieser weit gehenden Naivetät eine berechnende Klugheit stecken könnte, indem Dorothea, der Schüchternheit des Jünglings zu Hülfe kommend, eine Erklärung herbeizuführen wünschte. Nach einigem Besinnen sagen wir uns jedoch, der Dichter habe unmöglich ihr Herz durch dieses kokette Spiel mit einer heiligen Empfindung entweihen wollen. Dorothea thut diese Frage mit völliger Unbefangenheit, weil ihr gegenwärtig jede Ahnung fern liegt, daß Hermann's Eltern bereit seien, die gedungene Magd als die Braut des Sohnes zu begrüßen. Allerdings deutet der vertrauliche Ton auf das Gefühl eines Einverständnisses ihrer Herzen hin, aber sie erwartet keine andere Antwort, als daß Hermann ihr in dem neuen Verhältnisse als Freund zur Seite stehen werde. Die Dreistigkeit der Worte selbst zeugt von der Unschuld ihrer Gedanken. Hermann's Erwiederung, sie möge in Allem frei ihrem Herzen folgen, mag dann wieder mit ihrem Doppelsinn der zurückgehaltenen Empfindung einigen Spielraum gegeben haben; denn in ihrer Hinweisung auf den Mond liegt ebenso eine sanfte Freude über das Glück und den süßen Frieden der Gegenwart wie der Wunsch abzulenken. Sie überläßt Hermann ihre Hand, ohne zu vermuthen, welche Sorgen ihm der Ring an ihrem Finger machte.

67. Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.

Der Mond fing bei uns in der neueren Poesie erst seit Klopstock an, eine Rolle zu spielen. Weder vorher noch später sind seine Schönheit und sein Eindruck auf Herz und Sinn von den Dichtern so tief gefühlt und so trefflich geschildert worden, als es in der Zeit des Hainbundes geschah. Leider ging M. Miller hierin zu weit; man schämte sich, seiner weichlichen Empfindungsweise theilhaft zu scheinen, und so ist die Freude an dem Monde noch heute für Viele eine verdächtige Sache. Goethe hat sich nie gescheut, mit dem herrlichen Gestirne die innigste Freundschaft zu unterhalten.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Mir die Seele ganz.

Aehnliches mag jetzt Dorothea empfunden haben. Die Häuser und Höfe der Stadt liegen vor ihr in der Klarheit des Tages, und sie könnte an einem Giebelfenster die Scheiben zählen. Es ist das Fenster jener Kammer (IV, 192), wo Hermann so manche Nacht den Mond erwartete und sich in seiner Einsamkeit nach einer befreundeten Seele sehnte.

71—104.

Was Du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling, —
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirth Du erscheinest.

Die hereinbrechende Nacht und die Wetterwolken, welche mehr und mehr den Himmel überziehen, mahnen das Paar zur Eile und sie gehen den Weinberg hinab dem Hause zu. Dorothea tritt auf den Stufen fehl und sie sinkt Hermann, der sie im Fallen aufhält, an die Brust. Seine Selbstbeherrschung besteht die zweite Probe. Je reiner und zarter das Gefühl des Jünglings ist, desto weniger wagt er es, das ersehnte Glück sich zu

erstürmen, während umgekehrt die Zuversicht, mit der Andere auftreten, nur die eitele Ueberschätzung ihres Werthes und die freche Mißachtung des Weibes verräth. Nicht die Furcht, ein Nein zu ereilen, die sittliche Scheu hindert jetzt Hermann, den Zufall, der ihn abermals zu dem Bekenntniß seiner Liebe auffordert, zu mißbrauchen, und Dorothea wird, seine Hingebung (VI, 278) in gleichem Maße erwiedernd, bei diesen Beweisen des Zartgefühls und der Selbstbeherrschung sich der Wahrnehmung gefreut haben, daß er des größten Vertrauens werth war,

Welches irgend ein Weib nur je zu dem Manne gehegt hat.

71. Was Du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling.

Das Gefühl, welches man in Schranken hält, heißt gehalten; so lesen wir unten (IX, 109): den gehaltenen Schmerz. Zu Personen wird das Beiwort in dieser Bedeutung sonst nicht gesetzt.

91. Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus.

Nicht mit Gewandtheit, sondern er wendet sich rasch um. Für sinnig sollte besonnen gesagt sein.

93. — — — — So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt.

Er stand unbeweglich und beherrschte sich selbst; die Worte haben nichts Dunkeles und doch fordert ein eigenthümlicher Anklang uns auf, ihrer Bedeutung weiter nachzusinnen. Winckelmann hatte gelehrt, daß die alten Bildhauer ihre Götter und Helden niemals im höchsten Affecte darstellten, sondern immer den Moment wählten, in welchem Vernunft und Willenskraft den Affect bändigten. Diese gehaltene Empfindung, die maßvolle Ruhe in der Bewegung erklärte er für ein Erforderniß der künstlerischen und sittlichen Schönheit. So erscheinen die Marmorbilder selbst vom ernsten Willen gebändigt. Wollte Goethe die seltene Mäßigung seines Hermann

hier vielleicht in einigen Zusammenhang mit dem heroischen Ideale der alten Sculptur bringen? oder soll der Vergleich mit dem Marmorbilde wirklich nur die regungslose, todte Erstarrung bezeichnen?

98. Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Daß Hermann hier eine männliche Kraft offenbart, ist nicht zu bezweifeln. Wenn aber Dorothea, die sich den Fuß verstaucht, ihren Schmerz verschweigt, so ist dies immer nicht eine That, in der sich eine besondere Heldengröße des Weibes kundgäbe. Der Dichter hat wohl nur die Situation benutzt, um eine höhere und allgemeinere Vorstellung auszudrücken. Gesetzt, die beiden hohen Gestalten, wie Dorothea sich auf Hermann lehnt, stünden als eine Marmorgruppe vor uns und wir sollten dabei gar nicht an das hier erzählte Ereigniß denken, sondern es prägte sich in ihnen ihre gesammte charaktervolle und edele Menschennatur aus, wäre dieses Paar nicht völlig geeignet, den Mann und das Weib in ihrer Kraft und Schönheit zu vertreten? Goethe hat gewiß nicht die Heldengröße des Weibes von dem kleinen Mißgeschick herleiten wollen; ihm hat vielmehr das plastische Bild und die ganze herrliche Erscheinung des Paares in dieser Situation vor Augen gestanden.

99. Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden Worte:—

Das classische Ideal darf jedoch nur für Augenblicke seinen verklärenden Glanz über die Personen ergießen, und der heitere Scherz Dorotheens versetzt uns daher sogleich wieder in die anspruchlose Naivetät der idyllischen Zustände. Freilich war eine Senkung des Tones gar nicht nöthig, wenn die Aehnlichkeit des Paares mit den hohen Gestalten der Sculptur ganz erträumt ist. Nach Becker's Auffassung der Sache (S. 18) erzählt das Gedicht hier, daß Hermann das hinkende Mädchen eine Strecke trägt und daraus ließe sich allerdings nur ein ziemlich unschönes Genrebild machen.

Urania.

(Neunter Gesang.)

Aussicht.

Die Eltern sind mit den Freunden in ihrem Zimmer. Das lange Ausbleiben des Paares macht sie ungeduldig und verdrießlich, während der Apotheker eine ihm ungewöhnliche Gelassenheit zeigt, weil er sich eines Vorfalles aus seiner Kindheit erinnert. Er erzählt denselben und veranlaßt den Geistlichen zu einigen Bemerkungen; es handelt sich um einen Gegenstand, der die Gedanken des Menschen in jeder Lage auf sich zieht, und so ist man beinahe überrascht, als das Paar plötzlich eintritt. — Der Vater begrüßt Dorotheen als Braut, sie hält dies für einen beleidigenden Scherz, und da der Geistliche ihre übertriebene Empfindlichkeit tadelt, muß sie zu ihrer Rechtfertigung gestehen, daß sie wirklich Hermann liebe und sich einer thörichten Hoffnung hingegeben, worauf sie sofort das Haus verlassen will. — Es erfolgt nun die Aufklärung, welche die Sorgen in Freude verwandelt und das Glück der Liebenden vollendet. Der versöhnte Vater und die Mutter umarmen Dorotheen mit Thränen der Rührung. — Die feierliche Verlobung des Paares, die Erinnerung Dorotheens an ihren ersten Bräutigam, der voll hohen Sinnes in den Tod ging. Den düsteren Lebensregeln, die er scheidend der Verlassenen ans Herz legte, stellt Hermann ein festes Vertrauen entgegen und er erscheint von dem frischen Muthe beseelt, der den Einzelnen und das Vaterland des Glückes froh macht und in der Gefahr zum Siege führt.

Aussicht. Es war hier dem Dichter wiederum nicht möglich, ein Wort zu finden, welches die eben entwickelten vier Momente der Handlung zusammenfaßte; die Ueberschrift

bezieht sich allein auf die letzte Rede Hermann's, die eine muthige Erhebung der gesammten Kraft des Vaterlandes und damit den Frieden in Aussicht stellte.

1 — 54.

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt, —
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende.

Ein Dichter, dessen Kunstgefühl weniger geübt war, würde vielleicht den Jüngling und das Mädchen bis in das Haus begleitet und dabei bemerkt haben, daß die Eltern und Freunde schon lange auf ihre Ankunft gewartet hatten. Die epische Darstellung fordert aber, daß ein abgerissener Faden wieder angeknüpft wird, daß die Begebenheiten, so weit es nöthig und möglich ist, nicht bloß als ein Geschehenes mitgetheilt werden, sondern daß wir sie mit eigenen Augen wahrnehmen. Goethe verändert daher die Scene. Er verläßt jetzt das Paar in der Nähe des Hauses und führt uns zu den übrigen Personen. Nachdem die Freunde von ihrer Sendung Bericht erstattet, hatte man eben nichts anderes zu thun, als zu warten. Darüber vergingen viele Stunden; die Ungeduld der Eltern ist daher sehr erklärlich. Nun aber hören wir wieder nicht bloß von derselben, sondern wir sind noch Zeugen davon, wie sie den höchsten Grad erreicht. Eine ähnliche Anordnung fanden wir am Anfange des fünften Gesanges. Die besorgte Mutter geht bei ihrer Lebhaftigkeit mehrmals hinaus, und wie man seinen Unmuth gerne Anderen zu empfinden giebt, macht sie ihren Freunden und Gästen Vorwürfe; der Vater, welcher in einer noch schlimmeren Laune ist, vergilt ihr dies aus demselben Grunde mit einer kurzen und scharfen Zurechtweisung. Da schlägt sich der Nachbar Apotheker ins Mittel. Er erzählt ein Geschichtchen aus seiner Kindheit, welches ihm für immer zu einer philosophischen Gemüthsruhe verholfen. Hier möchte man zuerst fragen, ob diese Gelassenheit wirklich mit dem son-

stigen Betragen des Mannes vereinbar ist. Er hatte zwar einmal an Augustus' Devise: Eile mit Weile gemahnt, wenn er aber schon von Weitem Jemand anredet, Anderen ins Wort fällt, gesprächig erzählt und philosophirt, sich zu Dienstleistungen drängt, so erscheint seine Natur so beweglich, daß man ihm jene musterhafte Geduld nicht zutrauen sollte. Diesen Widerspruch können wir uns nur erklären, wenn wir ihn zu den Menschen zählen, die einzelne Lehren und Ermahnungen annehmen, um von ihnen in bestimmten analogen Fällen Gebrauch zu machen, doch ohne darum ihr ganzes Wesen von ihnen durchdringen zu lassen. So wird dies ruhige Verhalten dem Apotheker eigen sein, wenn er auf etwas zu warten hat, denn ihm steht alsdann sogleich der fürchterliche schwarze Sarg vor Augen, in anderen Dingen kommt dagegen seine natürliche Beweglichkeit ungehindert zum Vorschein. Außerdem stößt man auf ein pädagogisches Bedenken. Der Vater mahnt den Knaben daran, daß der Sarg zuletzt die Geduldigen und die Ungeduldigen aufnimmt und daß man auch ihm einst das bretterne Haus bereiten werde. Könnte der Knabe nicht folgerecht erwiedern: warum soll ich also geduldig sein? Freilich schließt das Verlangen, daß ein ersehnter Zeitpunkt schleuniger eintrete, auch den Wunsch ein, daß die Todesstunde schneller heranrücke, doch dieser Zusammenhang liegt einem Kinde zu fern. Der Tod war also nichts als das kahle Schreckgespenst, vor welchem der Knabe verstummte und vor welchem auch jetzt noch der alte Mann Respect hat, obgleich er sich gar keiner inneren Beziehung zwischen dem Sarge und der Ungeduld bewußt ist, denn die bloße Einschüchterung konnte auch gegen jede andere Unart angewendet sein. Der Geistliche erklärt sich aus einem anderen Grunde gegen dieses Zuchtmittel. Die Eltern würden in jener verdrießlichen Stimmung die Säumigen nicht mit Heiterkeit begrüßt haben. Darum war der Dichter darauf bedacht, ihren Unmuth zu zerstreuen; ehe die schlechte Laune wiederkehrt, geht die Thüre auf und es zeigt

sich das herrliche Paar, (nach Humboldt S. 246) doppelt herrlich in der Fülle und Kraft des Lebens nach den düsteren Gedanken an den Tod.

1. Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt, —.

Die alten Dichter rufen nicht bloß am Anfange, sondern auch im Verlaufe der Erzählung die Musen an, wenn eine neue Reihe von Begebenheiten anhebt oder ein Wendepunkt eintritt. Sie offenbaren dann den Sängern, was vor Zeiten geschehen ist, doch ohne an den Begebenheiten selbst Antheil zu nehmen, und es ist eine Neuerung, daß Goethe sie hier als Schutzgottheiten des liebenden Paares betrachtet, die sich desselben bis zur Vollendung des Bundes annehmen möchten.

13. — versetzt' unmuthig der Vater.

Unsere Dichter hätten die Apostrophirung gänzlich unterlassen sollen. Eine weiche Vocalsprache, wie die griechische, gewinnt durch dieselbe, nicht aber die deutsche, welche durch die unnöthige Abwerfung der Vocale noch härter wird. Hier verliert sogar das Tempus sein Merkmal.

18. — daß auch kein Fäschen zurückblieb.

Man erklärt Fäschen für eine unrichtig gebildete Form, da aus Faser nur Faserchen entstehen könne. Es giebt aber eine Nebenform der Fasen, und zu dieser gehörend erlitt Fäschen keine stärkere Verkürzung als Lädchen, Fädchen, Gärtchen und viele andere Wörter.

19. Und ich erwarten lernte sogleich, wie keiner der Weisen.

Nicht die sieben Weisen, von denen Niemand einen hierauf bezüglichen Wahlspruch gehabt hat, sondern die Stoiker, deren Gemüthsruhe auch den Laien bekannt ist.

25. — ich lief, wie ein Wiesel dahin und dorthin.

Ein sprüchwörtlicher und auch von Voß mehrmals gebrauchter Vergleich. Der Apotheker weiß nicht, daß er die bewegliche Art dieses Thierchens noch zur Zeit nicht völlig abgelegt hat.

46. Lächelnd sagte der Pfarrer: Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.

Lessing's Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet haben" (1769) that zu ihrer Zeit eine unglaubliche Wirkung. Seit dem Mittelalter spukte das Beingerippe in der Phantasie der christlichen Maler und Dichter. Jetzt lernte man den Tod als den Bruder des Schlafes kennen, und die sanfte Vorstellung des Schlummers ließ die Menschen mit mehr Beruhigung an ihre Auflösung denken: ein neuer Triumph, den das classische Heidenthum zur Demüthigung des Christenthums feierte. Man übersah, daß die Religion Dessen, der dem Tode den Stachel genommen, dadurch nicht in Schatten gestellt werden konnte, denn die Bibel ist sehr reich an milden und trostreichen Vorstellungen von unserm Heimgange zu dem Vater, und daß nur die Einseitigkeit der älteren christlichen Dichter und Künstler die Welt mit dem Knochenmanne geängstigt hatte. Gegenwärtig finden sich auf unseren Kirchhöfen christliche und heidnische Symbole in friedlichem Wechsel neben einander: hier das Kreuz, die Garbe, die Sichel, dort die Aschenurne, die Psyche, die umgekehrte Fackel. — Der Weise und der Fromme sollten billig dieselben Menschen sein, Goethe hat sie hier so unterschieden: Jener richtet, indem er das Jenseits auf sich beruhen läßt, seinen Blick auf die Welt, in der er lebt, und sein Leben selbst ist ein rastloses Streben und Handeln. Das Bild des Todes versetzt ihn nicht in Angst und Sorgen, sondern ermuntert ihn zu frischer Thätigkeit. Dies war, wie Goethe sich auch sonst äußert, die Gesinnung der Alten, und nach ihrem Beispiele verwandelte er sich selbst das memento mori in ein memento vivere. Unter dem Frommen ist der verstanden, welcher mit seinen Gedanken vorzugsweise in der Welt der Verheißung weilt. Auch für ihn hat der Tod keine Schrecken, denn er sieht in ihm nur den ersehnten Boten, der ihn einst aus dem Lande der Trübsal abruft, und er versüßt sich seine Leiden mit der Hoffnung eines künftigen Heiles.

55 — 129.

Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich —
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

So wie die Erwarteten eintreten, erkennen die Eltern mit frohem Staunen, daß ihr Sohn die glücklichste Wahl getroffen. Hermann ist jedoch in der größten Unruhe, nicht nur weil der nächste Augenblick über sein Glück entscheiden soll, sondern weil es Dorotheen schon beleidigen könnte, daß er sie getäuscht hat. Wäre es ihm eingefallen, sie zuerst in ein anderes Zimmer zu führen, um sich, ohne durch ihre Gegenwart beengt zu sein, den Eltern und den Freunden anzuvertrauen, so würde er der Geliebten viel Verdruß und Kummer erspart haben. Die Angst beraubte ihn jedoch aller Besonnenheit. Auf welche seltsame Art stellt er die Fremde den Eltern vor. Die Mutter könne sogleich zu einer Prüfung schreiten und das Mädchen über das ganze Gebiet der Wirthschaft befragen! Es hat den Anschein, als ob er sich selbst mit Dorotheen auf dem ganzen Wege nur über ökonomische Angelegenheiten unterhalten, und doch hatten Beide kaum Zeit gehabt, an solche Dinge zu denken. Jetzt ruft er hastig den Pfarrer zum Beistande auf, da aber Dorothea im Zimmer war, kam die Bitte dennoch zu spät und seine Unklugheit that bereits ihre Wirkung. Der Scherz des Vaters war ganz harmlos. In seiner Freude über Dorotheens Erscheinung begrüßt er die Braut des Sohnes mit heiterem Wohlwollen und auf eine artige Weise, wobei er zum Lobe Hermann's hinzufügt, daß er ihr ebenfalls kein unerwünschter Bräutigam sein werde. Er ahnt nicht im Entferntesten, daß dies Dorotheen beleidigen könnte, und beide Eltern mußten sie doch gleich mit dem ersten Worte, das sie zu ihr redeten, als Schwiegertochter willkommen heißen.

Nun erscheint aber auch Dorotheens Benehmen sehr auffallend. Jene Salzburgerin war ein derbes, ungebildetes

Mädchen, der es wohl anstehen mochte, unter gleichen Umständen zu entgegnen: man solle sie nicht foppen. Wie kommt es aber, daß die einsichtsvolle, der Selbstbeherrschung gewohnte Dorothea hier dem würdigen Bürger gleich eine rohe Spottlust zutraut und sich mit empfindlichen Worten zur Wehre setzt? Es war natürlich, daß sie erröthete, als sie so unerwartet ihr stilles Geheimniß aussprechen hörte; woher aber der gereizte Ton und die scharfe Zurechtweisung, die schon der Unterschied der Jahre zu einer Unschicklichkeit machte? Dorothea war wirklich zu weit gegangen. Eine tiefe Kränkung hatte sie aus der Fassung gebracht. Weshalb sie sich in ihrem innersten Wesen verwundet fühlte, ist uns nicht gleich deutlich, doch wird uns ein Beispiel aus dem Handwerker, einem Romane der George Sand, hierüber Licht verschaffen. Ein Tischlergeselle ist in einem Schlosse beschäftigt. Man macht einer jungen Gräfin, die in sein Arbeitszimmer gekommen, bemerklich, daß sie sich da so ungenirt benehme, als ob sie allein wäre, und sie fragt verwundert: bin ich nicht allein? Der Jüngling empfindet es nun als die tiefste Demüthigung und Verachtung, daß die junge Dame nur darum, weil er zum Handwerkerstande gehört, ihn ohne Weiteres als gar nicht anwesend, als ein völliges Nichts betrachtet. Mit dieser Situation hat die unsrige eine große Aehnlichkeit. Dorothea hegt eine stille Neigung gegen Hermann; sie weiß sehr wohl, daß der begüterte Bürger ihre Verheirathung mit dem Sohne nicht gern sähe. Nach ihrer Meinung muß er dieselbe aber für eine lächerliche Sache, die Keinem im Traume einfällt, die Magd mit dem Bündel für ein eben solches Nichts gehalten haben; denn mit Dingen, die irgend zu fürchten sind, pflegt man sich nicht zu belustigen. Ihr feines Ehrgefühl läßt sie daher in den Worten des reichen Hausherrn eine unverholene Voraussetzung ihres Unwerthes wahrnehmen, und so schießt ihr vor Scham und Zorn das Blut in die Wangen.

Der Gastwirth war eben nicht der Mann, welcher sich von

jungen Leuten belehren ließ, und es hätte noch mehr Aergerniß gegeben, würde es nicht der Pfarrer übernommen haben, die Strafrede zu halten. Warum that er aber nicht noch etwas Besseres und erfüllte Hermann's Bitte, das Mißverständniß aufzuklären? Der Geist giebt ihm ein, zu jener Kränkung noch bittere Vorwürfe hinzuzufügen. Auch sein Betragen ist räthselhaft, obgleich man sieht, warum ihn Goethe so handeln läßt. Der Gang des Gedichtes machte nämlich eine Fortdauer der Verwirrung nothwendig. Würde Dorothea nun gleich erfahren haben, daß Hermann sie zur Lebensgefährtin wünsche, so fehlte uns die Ueberzeugung, daß ihre Einwilligung nicht im Geringsten aus der Rücksicht auf äußere Vortheile, sondern allein aus der freien Neigung des Herzens hervorging. Daher wird Dorothea mehr und mehr in die Enge getrieben, bis sie zuletzt in dem Augenblicke, als sie aller Hoffnung entsagt, von selbst und nur zur Rechtfertigung ihres Benehmens das Bekenntniß ablegt, daß Hermann ihr das Herz abgewonnen. Der Dichter hat aber doch wohl, um der Entwickelung diesen Gang zu geben, dem Geistlichen eine unnatürliche Handlungsweise vorgeschrieben. Man führt zur Entschuldigung des Pfarrers an, daß er aus einem höheren sittlichen Interesse mit Dorotheens Herzen einen Versuch anstelle, daß er mit affectloser Ruhe den aufgeregten Personen gegenüberstehe und sich demzufolge auch aus männlicher Festigkeit durch keine sentimentale Rücksicht abhalten lasse, die schmerzhafte Aufregung des beleidigten und verkannten Mädchens zu vergrößern, besonders da er den begütigenden Ausgang wisse. Doch davon abgesehen, daß wir in dieser kalten Berechnung, mit der er zu ermitteln versucht, wie viel das Herz eines Andern zu ertragen fähig ist, nicht den milden und freundlichen Sinn des Mannes wiedererkennen, ist es auch gar nicht ausgemacht, daß seine schneidenden Worte gerade diejenige Wirkung hervorbringen mußten, die er beabsichtigte, nämlich „dieser Guten das schöne Bekenntniß zu entlocken".

Wäre es denn so wunderbar gewesen, wenn Dorothea in ihrem edelen Selbstgefühl und bei der Gewohnheit, sich in jedes Schicksal zu fügen, den unbilligen Beschuldigungen ausweichend, ihr Herz verschlossen, ihr Geheimniß für sich behalten und das Haus mit der Bemerkung verlassen hätte, daß sie hier nicht an ihrem Platze sei? und würde nun nicht doch der Geistliche selbst ihr mit der Erklärung haben nacheilen müssen? Sein Geist hatte ihm wohl wirklich nur deshalb etwas Vernünftiges befohlen, weil der Dichter aus eigenem Belieben an das bedenkliche Unternehmen die gewünschte Folge knüpfen konnte.

57. Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar.

Hermann's Gestalt ist nirgends beschrieben. Das eine Wort soll die Phantasie anregen, sich dieselbe in ungewöhnlicher Vollkommenheit vorzustellen, da sogar Dorotheens Bildung die seinige nicht völlig erreicht, sondern ihr nur ähnlich ist.

62. Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und, liebe Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft.

Als die Salzburgerin den Dienst annahm, erzählte sie dem Sohne des Bürgers alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Wir werden Dorotheen gerne eine solche Aufzählung ihrer Fertigkeiten und die von Hermann in Vorschlag gebrachte Prüfung erlassen. Es bleibt aber seltsam, daß das Gedicht durch die Worte des Letzteren andeutet, Dorothea habe ihm bei ihrer Unterhaltung auf dem Wege ähnliche Mittheilungen gemacht.

94. Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers.

Hermann hatte das eigentlich nicht gethan, sondern Dorotheen nur auf die wunderlichen Eigenheiten des Vaters vorbereitet.

101. Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,
Das, mit Allem versehn, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältniß.

Nach dem in den beiden ersten Zeilen vorausgehenden Zugeständniß ihrer Armuth kann der folgende Gegensatz: aber ich kenne mich wohl nur bedeuten: aber ich weiß, daß ich einigen Werth habe. Dorothea giebt jedoch den Worten, während sie dieselben ausspricht, noch einen andern Sinn. Sie sagt zugleich: ich weiß, daß ich nur eine Magd bin, und fühle den Abstand zwischen uns. Diese Unordnung in der Folge der Gedanken malt sehr schön ihre innere Unruhe. — Der Wohlstand macht die Menschen gewiß; er überhebt sie, da sie sich unabhängig fühlen, eines ängstlichen Abwägens ihrer Reden und Handlungen, während der Arme oft ungewiß und in Sorgen ist, ob er nicht Jemand verletzen könnte.

113. — o Mädchen des Auslands.

Diese Anrede soll Dorotheen ihre hülflose Lage bemerklich machen.

121. Aber zu dulden die Laune des Herrn —.

Der Pfarrer schildert ganz vortrefflich das traurige Loos vieler Dienstboten. Wie zahlreich sind die Familien, in denen die Meinung herrscht, daß ihre Verpflichtungen gegen das Gesinde mit Lohn und Kost erledigt sind und daß dieses dafür schuldig ist, jede Mißhandlung des Ehrgefühls mit Schweigen hinzunehmen.

122. Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen —.

Dieses und Jenes sind nicht mancherlei, sondern einander entgegengesetzte Dinge, so daß die Dienstboten nicht wissen, wie sie es dem wunderlichen Hausherrn recht machen sollen. Der Frauen ist der alte Genitiv der Einheit.

Diese beiden Abschnitte enthalten wieder manche befremdende Ausdrücke. 8. Die Mutter

verläßt das Zimmer sorglich. Dieses heißt mit Fürsorge, wie in Alexis und Dora:

Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel.

Die Wirthin ist aber in Sorgen und daher sollte besorgt stehen. Auch weiter unten (IX, 252) hat Hermann den Ring sorglich betrachtet. 34. So geht es die fleißigen Stunden, es fehlt: hindurch. 46. Des Todes Bild steht dem Weisen nicht als Schrecken, nämlich vor Augen. 64. Sie verdient Euch näher zu werden, für lieb zu werden oder näher zu stehen. 69. Sie glaubt, als Magd ins Haus zu gehn, für einzutreten. 91. Doch hielt sie sich an, für: sie hielt an sich.

130 — 206.

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen —
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt statt herrlicher Weisheit.

Tiefer noch als durch jenen Scherz wurde Dorothea dadurch verletzt, daß der Geistliche bei seiner Unkenntniß der Umstände berechtigt schien, ihre Empfindlichkeit einem sehr unzeitigen Hochmuthe zuzuschreiben. Sie sieht nur ein Mittel, sich von diesem Vorwurfe zu reinigen; sie muß erklären, daß des Vaters Worte sie nicht gekränkt haben würden, wenn nicht eben das, womit er seinen Scherz trieb, ihre theuerste Hoffnung gewesen wäre. Welches Mädchen möchte sich aber dazu entschlossen haben, nicht nur vor Personen, die so rauh mit ihr umgingen, sondern dem geliebten Jünglinge selbst gegenüber, eine thörichte Herzensverirrung zu bekennen und sich damit erst recht einem spöttischen Lächeln oder einem ebenso demüthigenden Mitleiden auszusetzen. Wie viele würden, selbst wenn sie das ungastliche Haus sofort verließen, sich gescheut haben, ihr Geheimniß zu verrathen. Ehe ein solches Wort über ihre Lippen kam, hätten sie zu dem Uebrigen, was ihnen das Schicksal auferlegt, in stillem Leidenstrotze

auch den Vorwurf des Hochmuths schweigend hingenommen. Dorothea entscheidet sich dennoch für das Schwerere, weil es das Edlere ist. Sie mag lieber einer Unklugheit schuldig erscheinen, die nur ihr eigener Schade ist, als ihre Gesinnung tadeln lassen, und giebt uns ein herrliches Beispiel von ächter Heldengröße des Weibes. Fleckenlos muß ihr Ruf sein wie ihr Herz, und ehe sie sich der Gefahr aussetzt, daß man gering von ihr denkt, enthüllt sie die Wahrheit, so viel Opfer das auch kostet.

Dorothea eilt trotz des draußen tobenden Unwetters zur Thüre. Auf eine schöne Weise bezeichnet der Dichter auch in diesem Momente die Eigenthümlichkeit der Eltern. Die Mutter umfaßt in ihrer Herzensgüte das brave Mädchen mit beiden Armen und läßt sie nicht mehr von sich. Der Vater aber hat für alle Nachgiebigkeit nur Verdruß eingeerntet, sein artiges Willkommen wurde mit einer Beleidigung erwiedert, die lange pathetische Rede macht ihm die Sache nicht einmal deutlich, und das leidenschaftliche Weinen und Schreien der Weiber ist ihm ohnehin zuwider. Mag geschehen, was da will, er geht mit seinem Aerger zu Bette. Nun aber hält ihn Hermann mit flehenden Worten zurück. Er muß erst Alles erfahren, um nicht zu glauben, daß der Sohn eine Braut gewählt, die den Vater absichtlich kränken könnte.

134. O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.

Der Mann heißt verständig, weil er die Dinge nur mit dem Verstande auffaßt und nach Grundsätzen beurtheilt, ohne dabei in Erwägung zu ziehen, daß namentlich an den Handlungen der Frauen sehr oft auch tiefe Bewegungen des Gemüthes Antheil haben. Das hohe Schicksal ist im Sinne der Griechen die heilige Macht, welche in erhabener Ferne über dem Erdenleben thronend, manches Menschenherz mit schweren Prüfungen heimsucht.

143. Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.

Dorothea hatte alle Liebespflichten gegen ihre Verwandten erfüllt und diese waren bereits der größten Noth enthoben; in ihrem Edelmuthe macht sie sich jedoch schon darüber Vorwürfe, daß sie die Vertriebenen nicht weiter auf der traurigen Flucht begleiten wollte, obgleich es keinem Andern etwas nützte, wenn es ihr selbst ebenfalls schlecht erging.

147. Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen.

Dorothea bezeichnet den Wirth nicht im eigenen Namen mit dem vertraulichen Worte, sondern sie nennt ihn so als den Vater des Jünglings, dem sich ihr Herz zugeneigt hat.

164. — — — damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.

Nun sich ihr Geist gesammelt hat, erweist sie dem Wirthe die Gerechtigkeit, es anzuerkennen, daß er wenigstens nicht die Absicht gehabt, ihr mit seinem Scherze wehezuthun.

166. Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet.

Sie hatte anfangs, als sie mit Hermann am Brunnen zusammentraf, eine solche Besorgniß gewiß nicht gehegt. Erst als er ihr den Dienst bei den Eltern antrug, wurde sie zweifelhaft, und jetzt hielt sie sich nach den geringschätzigen Worten des Vaters gänzlich überzeugt, daß sie sich in einer Täuschung befunden.

171. Aber das sei nun gesagt.

Eigentlich: was ich gesagt, sei genug.

174. Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm.

Solche Stellen, an denen der Dichter die einfachen Worte der Erzählung mit einer schwungvollen Sprache vertauscht, haben

dieſes Gegenſatzes wegen eine wahrhaft mächtige Wirkung. Der Nachthimmel bedeckt ſich mit ſinkenden, d. i. mit ſchweren, tief herabhängenden Wolken. Für den Regen enthält unſer Wortſchatz ſehr maleriſche Bezeichnungen: er gießt, ſtrömt, rauſcht oder ſtürzt herab. Die ſchweren Tropfen des heftigen Platzregens, der das Gewitter begleitet, ſchlagen herab, verberat imber humum (Virg. Aen. IX, 669).

179. Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.

Hinausgehen hat hier die vollere Bedeutung: ich verlaſſe das Haus, um wieder in der Welt ohne Obdach umherzuirren. Von Allem zu ſcheiden iſt mit den Worten: wie ich lange gewohnt bin, zu verbinden.

181. Ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

Die Sache iſt abgethan; nachdem ich mich über mein Benehmen erklärt und dies Bekenntniß abgelegt, habe ich hier weiter nichts zu thun.

186. Sag, was bedeutet mir dies? und dieſe vergeblichen Thränen?

Eigentlich unnöthige Thränen, zu denen keine Urſache vorhanden iſt, nicht vergebliche, die keinen Erfolg haben.

193. Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet.

Nicht anfängt, ſondern ein verworrenes Geſchrei unternimmt es, Das auszurichten, womit ein wenig Vernunft ſogleich zu Stande käme.

199. Aber ihn hielt der Sohn und ſagte die flehenden Worte.

Der liebevolle Sohn hatte nicht daran genug, daß dem Vater nun alles recht war; er ſehnte ſich nach der freudigen Zuſtimmung deſſelben, wie er ſchon vorher (V, 55, 120) des Mädchens, das er zur Frau erwählte, immer mit der Rückſicht auf den Vater gedachte, dem ſie eine Tochter ſein würde, wie er ſie wünſchte.

207 — 249.

Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrer und sagte: —
Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.

Hermann erklärt nun, von dem Geistlichen dazu aufgefordert, Dorotheen mit wenigen herzlichen Worten, daß ihre Liebe, um die er am Brunnen nicht zu werben gewagt, sein Glück vollende. Die arme Magd, die mit dem Bündel unter dem Arme ins Haus trat, mit einer bittern Kränkung empfangen wurde, darauf ihren Hoffnungen entsagte und sich durch ein beschämendes Bekenntniß bloßstellte, die Verstoßene, welche aus dem Kreise der Glücklichen in Wind und Wetter hinauseilte, um wieder alle Leiden einer hülflosen Zukunft über sich ergehen zu lassen: sie ist plötzlich die Verlobte des trefflichen, geliebten Jünglings und bricht in Thränen der Rührung aus. Ihr Zartsinn treibt sie, vor Allem ein Unrecht gut zu machen. Sie küßt dem beleidigten, verkannten Vater die Hand und gelobt ihm, eine treue, dienstwillige Tochter zu sein. Dies bewegt auch sein Herz, und er kann sich nicht der Thränen enthalten. Hierauf vollzieht der Geistliche die feierliche Verlobung des Paares.

So hätte denn die Begebenheit ihr Ende erreicht. Dorothea, Hermann, die Eltern, sie alle sind, obgleich die Umstände einen solchen Ausgang nicht ahnen ließen und mannichfache Verwickelungen hemmend dazwischentraten, des ersehnten Glückes theilhaft geworden, und nachdem Verdruß und Kummer, Hoffnung und Verzweiflung die Herzen beunruhigt, kehrt in ihr Inneres eine selige Befriedigung ein. Jene Aufregung hat theils die tief verborgenen Schätze des Busens ans Licht heraufgebracht, wie nur die Sturmfluth dem Meeresboden seine Perlen entlockt, theils sind die Geister in dem heißen Streite wirklich reifer geworden, so daß sie der Gunst, die ihnen jetzt die Vorsehung erweist, vollkommen würdig erschei-

nen und unsere Freude über ihr Glück durch das Interesse für ihren edeln und liebenswürdigen Charakter erhöht wird.

208. Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntniß
Dieser Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüthe?

Der Geistliche kann nicht daran zweifeln, daß dies der Klugheit möglich gewesen wäre, denn er meint es ja selbst durch seine Klugheit bewirkt zu haben. Daher ist wohl der Sinn dieser Worte: Welches andere Mittel konnte die Klugheit erwählen, als eine solche empfindliche Strafrede?

225. Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

Unendlich gehört zu Glück.

236. Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.

Nach seinen Begriffen von der Würde des Mannes und des Hausherrn hatte der Wirth sich daran gewöhnt, den Starken zu spielen. Im Grunde war sein Herz weich, und solchen Männern sind die Thränen der Weiber nur deshalb ein Greuel, weil sie eine Ansteckung befürchten.

240. — — und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er ward vom rundlichen Gliede gehalten).

Wiederum wird ein Nebenumstand bemerkt, der die Wahrheit und Lebendigkeit der Erzählung erhöht. Sonst ist in dem Gedichte nirgends angedeutet, daß der Wirth eine wohlgenährte Gestalt gehabt, und hier kommt die Angabe beinahe zu spät. Man wird sich indessen den stattlichen, wohlhabenden Bürger von Anfang an nicht anders vorgestellt haben.

243. Sprach: Noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.

Mit der Bestimmung des Ringes, ein Band zu knüpfen, wird eine altdeutsche Vorstellung festgehalten. Der Ring ist nicht bloß deshalb ein Symbol ewiger Treue, weil er nicht Anfang, nicht Ende hat. Nach der Auffassung unserer Vorfahren be-

zeichnete der Ring, als das Glied einer Kette, die Unfreiheit. Wer ein Gelübde that, ließ sich um Arm, Fuß oder Hals einen Ring legen und trug ihn, bis er dasselbe erfüllt. Schuldnern wurde ein eiserner Ring um den Arm geschmiedet. Der junge Katte legte einen Erzring an, erst die Tödtung eines Feindes machte ihn zu einem freien Manne. So wechseln Braut und Bräutigam die Ringe, weil sie nicht mehr frei sein, sondern einander angehören wollen, woher das Sprüchwort: ist der Finger beringt, so ist die Jungfrau bedingt. — Das Band soll völlig dem alten gleichen; hierin liegt eine schöne Hinweisung auf die glückliche Ehe der Eltern. Dasselbe Metall vereinigt nun auch die Hände des jungen Paares und knüpft an den ersten einen zweiten Lebenslauf; es zeigt der Jugend

des edel reifenden Alters
Werth und dem Alter die Jugend, daß Beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

245. Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.

Die Verlobung geht ganz in die Form der Trauung über, bei welcher der Geistliche dem Bräutigam und der Braut das Jawort abfordert, und der Apotheker, dessen Dienste bei der Brautwerbung verschmäht wurden, erhält jetzt wenigstens die Genugthuung, daß ihm das Amt eines Zeugen übertragen wird.

249. Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.

Er wird seinen Glückwunsch ohne Zweifel mit einer trockenen Förmlichkeit abgestattet haben. Der Dichter geht darüber hinweg, weil in diesem feierlichen Augenblicke scherzhafte Dinge nicht an ihrem Platze wären.

250 — 318.

Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun —
Gegen die Macht und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Nachdem die eigentliche Handlung des Idylls bis zum völligen Abschlusse hingeführt ist, folgt ein Anhang, in welchem der Dichter nach seinem Plane noch einmal und alles Einzelne in eine bestimmte Ansicht zusammen fassend, die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus dem kleinen Spiegel zurückzuwerfen trachtet. Dem Geiste des Ganzen gemäß werden auch jetzt nicht die Freiheitsbegriffe der Parteien, die Gleichheit vor dem Gesetze, die Beseitigung der Vorrechte, welche der Müßiggang und der Eigennutz der höheren Stände an sich gerissen, zum Gegenstand der Darstellung gemacht, sondern die Revolution, aus welchen Ideen sie hervorgegangen und worauf sie gerichtet sein mag, tritt nur nach ihren zerstörenden Wirkungen hervor. Der anarchische Zustand, in welchem die Gesetze des Staates keine Geltung haben, der Bürger mit seiner Habe keinen Rechtsschutz genießt, jenes gleichmäßige Zerfallen der sittlichen Ordnung, daß Liebe sich von der Liebe löset, daß der Mensch sich auf der Erde nicht mehr zu Hause fühlt und dennoch nicht mit Vertrauen zum Himmel aufblicken kann, diese völlige Auflösung der Welt in ein nächtliches Chaos wird uns mit ergreifenden Worten geschildert und wir erkennen, daß uns vorhin die Erzählung des Richters noch lange nicht mit dem Schlimmsten bekannt gemacht.

Wem aber sollte der Dichter diese Schilderung in den Mund legen? Dorothea hatte den Ereignissen nahe gestanden, doch solche Worte sind für die Zunge eines Weibes zu gewaltig, darum muß sie ein junger Heros gesprochen haben, der mit aufgeschlossenem Geiste den Gang der Dinge beobachtet

und sich selbst mit todesmuthigem Enthusiasmus in die Bewegung gestürzt hat. Auf die Gefahr hin, daß Hermann's bescheidenes Bild dadurch verdunkelt wird und daß es uns nicht recht gefällt, wenn nun das heiß erkämpfte Mädchen, in welchem der Jüngling den ganzen Segen seines Lebens erblickt, ihm doch nicht ein ungetheiltes und in der ersten Liebe erblühendes Herz zubringt, stellt der Dichter einen früheren Verlobten Dorotheens als Zeugen, begeisterten Genossen und als ein Opfer der Revolution auf; eine Hinweisung auf jene Schrecken waren die letzten Worte, die er scheidend zu der Trauten sprach, und diese wiederholt sie jetzt mit liebevoller Erinnerung.

Nun aber regt sich auch Hermann's männlicher Geist. Zwar gelassen, doch mit aller Bestimmtheit erklärt er sich für die entgegengesetzte Denkweise, und der Dichter läßt durch ihn zwischen dem heißblütigen, neuerungssüchtigen Treiben der Franzosen und dem beharrlichen Sinne des deutschen Volkes eine Scheidewand errichten. Es zieme sich nicht für uns, mit dem Staate Experimente anzustellen und um eines Idoles willen die Sicherheit und Wohlfahrt der Einzelnen wie des Ganzen mit gewaltsamen Umwälzungen auf das Spiel zu setzen. Will man uns aber die Revolution und die zerstörende Anarchie durch einen Krieg aufdringen, so müsse sich die Macht der Macht entgegenstellen, und eine einmüthige Erhebung würde den Segen des Friedens zurückführen. Diese Worte waren für die damalige Zeit sehr bedeutsam. Schon hatten die deutschen Staaten, durch die Intriguen der Diplomaten verwirrt, durch das Glück und die Uebermacht der Feinde in Schrecken gesetzt, es versäumt, als eine Gesammtheit zu handeln, und erst im Jahre 1813 dachten wenigstens die Meisten wie die Besten, worauf sich alle des Friedens erfreuten.

Haben wir nun die beiden Verlobten Dorotheens als die Repräsentanten ihrer Nationen betrachtet, so müssen wir sie jetzt auch noch nach ihrem persönlichen Charakter vergleichen,

weil wir nicht ohne Weiteres über jenes Bedenken hinweggehen können, daß die Einführung des französischen Jünglings zwar das Gedicht um eine herrliche Erscheinung reicher macht, aber diesen Vorzug mit dem sehr erheblichen Fehler erkauft, daß nun der eigentliche Held des Idylls selbst Dorotheen, auf welche die Liebe jenes Heros ein verklärendes Licht wirft, nicht völlig zu erreichen scheint. Jener stürzt sich mit edelem Feuer in die Bewegung, deren furchtbare Gewalt er mit weit reichendem Blicke überschaut, während Hermann sich für die glanzlose Tugend des conservativen Festhaltens an der bestehenden Ordnung entscheidet; er trennt sich von der geliebten Braut und besiegelt den heldenmüthigen Enthusiasmus mit dem Tode, ihn umleuchtet die Erhabenheit eines tragischen Unterganges, während Hermann in seine Begeisterung sogleich die einschränkende Rücksicht auf die Versorgung des Hauses und der liebenden Eltern einfließen läßt und während es uns unbekannt bleibt, ob die Zukunft wirklich einmal seine Entschlossenheit auf die Probe gestellt hat. Hierauf ist jedoch zu erwiedern, daß jener feurige Enthusiasmus uns nach der Absicht des Dichters zuletzt doch nur als eine edele Verirrung, dagegen die einsichtsvolle Mäßigung des deutschen Jünglings als das Weisere und Bessere erscheinen sollte, und wenn Hermann freilich zur Zeit keine Kriegsthaten aufzuweisen hat, so zeugt es doch von der Wahrheit und Stärke seines vaterländischen Gefühles, daß er nicht mehr mit jenem leidenschaftlichen Eifer, den ihm die Verzweiflung einflößte, sondern mit ruhiger Ueberzeugung die Nothwendigkeit einer todesmuthigen Gegenwehr ins Auge faßt. Auch hierin vollendet sich die Entwickelung seiner edelen Natur, und es ist nunmehr nach allen Seiten hin sein ganzes Wesen eine gehaltvolle Entfaltung des goldenen Wortes: Die gelinde Kraft ist groß!

So steht der deutsche Jüngling in seiner stillen Tüchtigkeit neben der deutschen Jungfrau, die bei allen Schätzen des Geistes und Gemüthes

mit liebevoller Hingebung die Bestimmung des Weibes allein darin erkennt,

daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!

Sei es unserm Volke beschieden, sich fort und fort durch eine solche Jugend zu erneuern; was dann auch kommen mag, das Vaterland bleibt gesegnet für alle künftigen Zeiten!

253. Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! Du verlobest Dich schon zum zweitenmal?

Wäre die Mittheilung über Dorotheens früheren Bräutigam nicht wirklich erst als ein Nachtrag in jene Rede des Richters gekommen, so würde der Geistliche das gefühlvolle Mädchen gewiß nicht mit scherzenden Worten an ihren schweren Verlust erinnert haben. Vergl. die Anmerkung zu VI, 217 — 316. Goethe äußert: „Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse bei Zeiten vorzubereiten." Es entging ihm diesmal, daß durch jene nachträgliche Einschaltung wichtige Abänderungen nöthig wurden.

258. Der mir ihn scheidend gab.

Es war also eigentlich nicht ein Verlobungs-, sondern ein Gedenkring.

275. Du bewahrst mir Dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, —.

Trotz der starken Uebertreibung, daß Diejenigen, welche die Anarchie überständen, erneute Geschöpfe, umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal sein sollten, ist hier dennoch nicht ein Wiederfinden im Jenseits, wo wir uns eine solche Erneuerung und völlige Befreiung des Geistes denken, sondern die nochmalige Anknüpfung ihres Bundes auf Erden gemeint.

281. O, so erhalte mein schwebendes Bild vor Deinen Gedanken,
Daß Du mit gleichem Muth zu Glück und Unglück bereit seist!

Woraus soll Dorothea diesen Gleichmuth schöpfen? aus der Erfahrung, die sie eben macht, daß sich auf Erden so leicht Freude in Leid verkehrt? oder aus dem Beispiele des Geliebten, der sich mit Fassung in die Todesgefahr begiebt?

286. Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.

Doppelt bezeichnet hier nicht, wie Duentzer (S. 45) will, nur ungewöhnlich groß. Man empfindet bei dem zweiten Verluste den ersten noch einmal, und der doppelte Verlust verdoppelt die Schmerzen. — Dorothea soll, wenn sie eine neue Verbindung eingeht, nicht ihr ganzes Glück auf dieselbe bauen, denn stets lauere das Verderben. Was wird aber aus dem Menschen, wenn er kein Vertrauen zur Vorsehung hat, wenn er, in sorgenvollen Gedanken an die Unbeständigkeit des Glücks, selbst Liebe und Freundschaft nur zurückhaltend und mit halbem Herzen erwiedert? Diese Furcht vor dem Unglücke macht uns elender als das Unglück selbst. Kaiser Heinrich II. hatte den Wahlspruch: Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris. Es lag nicht in Goethe's Natur, einen solchen Grundsatz zu empfehlen, und daß der hochherzige Jüngling ihn ausspricht, soll uns nur die traurige Wirkung der zerrütteten Lebensverhältnisse zeigen.

288. Heilig sei Dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, denn alle Güter sind trüglich.

Wir pflegen uns bei der Auslegung dieses beliebt gewordenen Satzes gewöhnlich nicht an den beschränkteren Sinn zu binden, den er im Zusammenhange hat. Er bedeutet hier: Schätze das Leben mit allen seinen herzerfreuenden Gaben als ein heiliges Geschenk, doch vergiß nicht, daß ihm ein Ziel gesetzt ist, und daß es Dir unvermuthet entrissen werden kann, wie jedes einzelne seiner Güter.

295. — So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.

Ein oft gebrauchtes, aber schönes und bezeichnendes Bild. Dorothea fühlt, daß sie mit dem Mangel an Zuversicht zu dem neuen Glücke ihren Freund kränkt; sie bittet ihn deshalb um Verzeihung und wird in Kurzem die Aengstlichkeit, welche ihr das eigene trübe Schicksal und die Warnungen des scheidenden Bräutigams eingeflößt, überwunden haben.

300. — Wir wollen halten und dauern,

vermuthlich: wir wollen uns einen beständigen Sinn erhalten.

301. Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.

Eine Anspielung auf jenen stürmischen Geist der Revolution, welcher die Zustände so zerrüttet hat, daß sich der Besitz vom alten Besitzer, der Freund vom Freunde, Liebe von Liebe löst und jeder im eigenen Lande, ja auf der Erde ein Fremdling ist.

302. Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.

Hiecke (S. 34) wendet hier ein: „Schwankend war auch jener Bräutigam nicht gesinnt gewesen, und schwankend ist auch Dorothea nicht gesinnt.“ Man könnte in Hermann's Worten doch eine stille Beziehung darauf finden, daß Beide das feste Vertrauen zur Gottheit verloren hatten. Wie sich sogleich zeigt, hat er aber weniger das Schwanken dieser Beiden, als den beweglichen Geist der französischen Nation in Gedanken.

304. Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Die ganze Rede wird dadurch undeutlich, daß die Sätze zu Sentenzen verallgemeinert sind. Im Nachbarlande wanke man hierhin und dorthin, indem man die verschiedensten Wege einschlägt, dem Staate eine neue Form zu geben. Dem

Deutschen gezieme es nicht, die alten geheiligten Einrichtungen gewaltsam umzustürzen, und sein beharrlicher Sinn erspare ihm das Schicksal, ein Spielball der Ereignisse zu werden.

307. Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Unserer Natur ist der Weg der Ordnung gemäß, der kein Umweg ist, ginge er auch durch Krümmen. Diesen Grundsatz laßt uns aussprechen, den gesicherten Zustand, der auf ihm beruht, selbst mit den Waffen behaupten; denn stets werden die entschlossenen Völker gepriesen, die für ihre Religion, ihre Unabhängigkeit, für Eltern, Weiber und Kinder kämpften, selbst wenn sie dem Feinde unterlagen.

312. Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft.

Hermann erhebt sich damit über jene Resignation der Verzweifelung, die auf kein sicheres Erdenglück rechnet. Voll muthigen Vertrauens zu Gott und im Gefühle seiner Kraft will er sich den Genuß der frohen Gegenwart durch keine Sorge verkümmern lassen und der wirklichen Gefahr wie ein Mann begegnen.

Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

GENERAL BOOK BINDING CO.
73 195AA 013 B 6113
2 1
ITY CONTROL MARK